

Im Felde unbesiegt

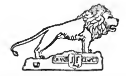
Erlebnisse im Weltkrieg
erzählt von Mitkämpfern

Herausgegeben von
Gustaf v. Dickhuth-Harrach
General der Infanterie

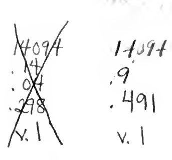
Erster Band

Mit den Bildnissen der 27 Mitarbeiter

Zweite Auflage



J. F. Lehmanns Verlag, München
1921



Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising.

Inhalt.



Zum Geleit.

„Haben wirklich irdische Wesen dieses alles geleistet? Oder ist das Ganze nur ein Märchen oder Geisterspuk gewesen — die Ausgeburt erregter menschlicher Phantasie?"

So fragt der Generalfeldmarschall v. Hindenburg bei der Schilderung der Winterschlacht in Masuren; und so werden noch nach vielen Jahrhunderten die Menschen fragen, wenn sie lesen von den Taten der deutschen Soldaten und Matrosen in dem Riesenkampfe des Weltkrieges.

An Euch, deutsche Männer, wendet sich in erster Reihe dieses Buch; an Euch Kämpfer zu Lande, zu Wasser und im weiten Luftmeer. Ihr sollt darin Euch selbst und Eure Taten wieder finden. Die Erinnerung soll aufsteigen an die herrliche Zeit, da Ihr noch kämpftet im festen Glauben an Deutschlands Zukunft, in froher Zuversicht auf die Größe des Vaterlandes. Nach der äußersten Anspannung aller Kräfte und nach der darauffolgenden furchtbaren Enttäuschung ist eine Zeit dumpfer Ergebung in das Schicksal gefolgt. Sie ist begreiflich, aber sie darf nicht dauern. Die Erinnerung an all das, was Ihr selbst vollbracht habt, soll Euch wieder hochreißen aus dieser Abspannung; soll Euch wie in einem Spiegel zeigen, was das deutsche Volk gewesen ist, und was es ganz gewiß wieder sein wird, wenn es den Weg zurück findet zu sich selbst und seinem ureigensten Wesen.

Euch, Ihr heranwachsenden Söhne des Volkes, wird hier in schlichten Bildern gezeigt, was Eure Väter geleistet haben an unsterblichen Taten, in Leiden und Entbehren, in Kämpfen und Schmerzen, im Ausharren und in heldenhaftem Sterben, fast über Menschenmaß hinaus. Nehmt diese Bilder auf in Eure junge Seele; sie werden sie erfüllen mit scheuer Ehrfurcht, mit unauslöschlichem Dank und mit dem kraftvollen Willen, den Vätern gleich zu werden.

An Euch aber, Deutschlands Frauen und Mädchen, richtet das Buch eine ernste Mahnung. Sorgt Ihr dafür, daß die Männer deutsch denken und deutsch empfinden, hütet als treue Priesterinnen die heilige Flamme der Vaterlandsliebe und des Nationalgefühls, und setzt Euer Leben dafür ein, daß schon die Herzen der Kinder von dieser reinen Flamme erwärmt und erleuchtet werden.

Wenn wir so zusammen leben und zusammen wirken, Männer, Frauen und Kinder, dann wird die große Stunde kommen, in der die Morgenröte eines neuen Tages glückverheißend emporsteigt, und der deutsche Adler wird seine mächtigen Schwingen wieder entfalten, um aufs neue der Sonne entgegenzufliegen.

v. Dickhuth-Harrach.

Die Dankesschuld.

Von Walter Flex,
gefallen auf Oesel für Kaiser und Reich.

Ich trat vor ein Soldatengrab
und sprach zur Erde tief hinab:
„Mein stiller grauer Bruder du,
das Danken läßt uns keine Ruh'.
Ein Volk in toter Helden Schuld
brennt tief in Dankes Ungeduld.
Daß ich die Hand noch rühren kann,
das dank' ich dir, du stiller Mann.
Wie rühr' ich sie dir recht zum Preis?
Gib Antwort, Bruder, daß ich's weiß!
Willst du ein Bild von Erz und Stein?
Willst einen grünen Heldenhain?"

Und alsobald aus Grabes Grund
ward mir des Bruders Antwort kund:
„Wir sanken hin für Deutschlands Glanz.
Blüh', Deutschland, uns als Totenkranz!
Der Bruder, der den Acker pflügt,
ist mir ein Denkmal, wohlgefügt.
Die Mutter, die ihr Kindlein hegt,
ein Blümlein überm Grab mir pflegt.
Die Büblein schlank, die Dirnlein rank
blüh'n mir als Totengärtlein Dank.
Blüh', Deutschland, überm Grabe mein
jung, stark und schön als Heldenhain!"

Aus „Walter Flex, Im Felde zwischen Nacht und Tag" (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München).

Deutsche Infanterie.

Von Franz Schauwecker,
im Felde zuletzt Leutnant d. R. im Res.-Inf.-Rgt. Nr. 46.

Der Draht summt. Die halbe Nacht lang summt und surrt der Draht und zittert unter den Worten, die durch ihn hindurch hasten und ihn erschüttern. Alle Geschäftszimmer und Schreibstuben kommen in Aufregung; Befehlsempfänger schnallen um und stürzen davon, Helm auf, Aktenmappen unterm Arm. Kraftwagen springen an, fauchen, rasen und überholen Meldereiter, die, Rücken vornüber, auf schweißigen Gäulen durch den Dreck der Landstraßen preschen. Dunkle Fenster schimmern auf, Schatten bewegen sich auf dem mattlichten Viereck verhangener Scheiben. Dumpfer Lärm rumort in den Häusern kleiner Städte.

Ein paar Worte quirlen alles durcheinander, als gälte es das Leben. Und es gilt das Leben. Das Leben von Tausenden, Millionen, das Leben eines Volkes und Staates.

Der Draht summt. Leise, unmerkbar leise ist das Gesurr seines metallenen Fadens. Ruf aber und Schrei ist in dem leisen Summen, Ruf und Schrei des Befehls, Ruf und Schrei des Vaterlandes, hörbar für Millionen.

Lebendig wird die Nacht. Dunkles Leben wandert rastlos mit unzähligen Füßen auf breiten Straßen und schmalen Wegen, über Brücken, durch Dörfer und Wälder, zwischen Hügeln und Tälern und an blinkenden Flüssen. Die Nacht murmelt und rollt unter den marschierenden Füßen. Viele, viele schwarze Kolonnen kriechen unaufhaltsam zu einem unsichtbaren Ziel in der weiten Ferne: Brigaden, Regimenter, Bataillone, Kompagnien. Deutsche Infanterie marschiert nach vorn auf das murrende Geräusch zu, das leise herüberzittert, leise wie der summende Draht und doch Ruf und Schrei gleich ihm. All die rastlosen Füße haben nur eine Richtung, all die Herzen schlagen nur einen Schlag, all die Seelen sind nur eine Erwartung, ein Ingrimm, eine Entschlossenheit. In dem dumpfen Trappeln der Stiefel, im leisen Geklirr der Waffen, in dem tiefen Atem all der Leiber ist nur ein Gedanke, der alle bewegt und vorwärts drängt: Das Vaterland, der Sieg . . .

Der düstere Himmel über dem drohenden Knurren der Ferne wird zuweilen von lautlosem Sprung matten Glanzes erhellt. Immer schneller zuckt der fahle Schimmer empor, immer höher flattert er

in die Nacht, immer heller wird diese blasse Flamme, bis sie plötzlich über den ganzen Himmel springt und fliegt, ein wilder Tanz tödlichen Lichtes. Lauter wird die Musik der Ferne: schwere Schläge pauken, rollender Wirbel grollt, ächzender Krach dröhnt, stößt und rüttelt die dunkle Luft, daß sie erbebt unter dem Takt der Musik zu dem Tanz des lautlosen Lichts am Himmel.

Keiner der zahllosen Soldaten weiß, wie die Schlacht vor ihm steht. Ihm ist nur bewußt, was die Sinne seines Körpers wahrnehmen. Was er sieht, das allein kennt er; was er hört, nur das weiß er; nur was er fühlt, ist ihm bewußt. Und er sieht nur die dunkle Helmwölbung seines Vordermannes gegen den lichtflatternden Himmel, er hört nur den anschwellenden Donner des Geschützbereichs, den eignen hastigen Atem und verworrenes Getrappel der rastlosen Beine, er fühlt nur die Sohlen seiner Füße, scheuernden Druck des Tornisters, kühle Nachtluft, die Wucht des Stahlhelms, Müdigkeit und einen hungrigen Magen. Und ganz unbestimmt fühlt er, daß da vorn hinter der Schwärze der Nacht etwas Bedrohliches wartet, das ohne Gnade und Barmherzigkeit ist, mit eisernen Kehlen brüllt und mit stählernen Klauen packt. Und doch stockt sein Schritt nicht, zittert er nicht zurück vor dem Mahlen und Knirschen des Triebwerks, in das er hinein soll. Über der schwarzen Bedrohlichkeit steht ein Licht, heller als der springende Glanz des Todes, ruhiger als der zuckende Schimmer am Himmel. Irgendwo wacht eine eiskalte, unerschütterliche Besonnenheit, der auch die heimlichste Bewegung des Feindes nicht entgeht, wacht ein Hirn und arbeitet eine Hand, die die wirrsten Fäden entwirrt und ordnet, wacht eine unermüdliche Sorge über jedem Schritt, den er tut, und bewahrt vor jedem Hinterhalt. Menschenleben sind kostbar; jeden Tropfen Blutes brauchen die klopfenden Adern des Vaterlandes. Vom Leben des Einzelnen lebt das Leben des Staats. In der Hand des Feldherrn liegt das Leben der Männer, die hier marschieren, liegt das Leben des Vaterlandes in ihnen.

Der Geist jenes Feldherren über ihnen allen ist mitten unter den vormarschierenden Regimentern. Führer von seinem Geist reiten und marschieren in den Kolonnen. Wenn die Stunde kommt, in der der Tod unter ihnen ist, in der unter seinen kalten Augen jede Hülle fällt und Wert oder Unwert des Mannes sich offenbart, in jener Stunde sind die Führer Flügel oder Last an den Seelen der Soldaten, die handeln, wie ihre Führer handeln. In tausend feinste Verzweigungen flutet der große Strom der Verantwortung. Das Herz des Feldherrn erfüllt er mit dem Druck der Pflicht, das Herz des letzten Gefreiten reißt er hoch in den Minuten der Entscheidung um Großes. Wie er ist, sind seine Soldaten. Jeder weiß es . . .

So marschieren sie durch die Nacht zur Front. Hoch in die Lüfte wird die Schlacht jeden von ihnen erheben, jedem von ihnen

wird der Tod tief, tief in die Augen starren. Bekenne! wird der unerbittliche Blick sagen, bekenne, was du wert bist! Jeder weiß es..

Stundenlang schleppt sich der Marsch hin. Gedanken kommen und gehen, wie die schattenstummen Sträucher und Bäume am Wegrande kommen und gehen, — einer nach dem andern gleich einer endlosen Kette, die Richtung und Halt gibt.

Manch einer ist schon seit Anfang dabei, ohne verwundet worden zu sein, und steht jahrelang an der Front. Die Liste der mitgemachten Gefechte in seinem Soldbuch ist seitenlang, und es sind viele stolze, bekannte Namen darunter: Tannenberg und Gorlice-Tarnow, die Winterschlacht in der Champagne und die Lorettohöhe, die Argonnen und plötzlich die furchtbarste aller Schlachten, die Sommeschlacht. Der Mann hat Schwein gehabt, daß er da überall heil durchgekommen ist, sagt der Soldat ... Ein andrer war dreimal schon verwundet und ist jetzt zum vierten Male draußen. Er hat lauter „Heimatschüsse" erhalten: Fleischwunden durch Arm, Hand und Schenkel. Er braucht sich darauf aber gar nichts einzubilden, und er tut es auch nicht. Schon sein Nebenmann ist zwar nur zweimal verwundet worden, aber dafür hat er einmal Gasvergiftung gehabt und war mal für vierundzwanzig Stunden in französischer Gefangenschaft. Der Franzose hat ihn bloß sechzehn von den vierundzwanzig Stunden oben auf dem Grabenwall deckungslos im deutschen Geschützfeuer liegen lassen, sich von Zeit zu Zeit gütig von der bombensichern Sappe aus nach seinem Befinden erkundigt und ihn, als alles ruhig war, mit herzlichem Bedauern unverletzt wieder in den Graben gezogen, bis ihn die Deutschen im Gegenangriff wieder befreiten. Weiter ist ihm nichts geschehen, aber daß er damals keine grauen Haare bekommen hat, wundert ihn noch heute — nicht nur ihn allein. Lieber tot als gefangen!

Sie sprechen nicht von diesen Dingen, — sie denken nur dran. Das genügt. Sie verscheuchen diese Gedanken und schaffen Raum für Bilder der Erinnerung, die neben ihnen zwischen den Baumsäulen und Strauchklumpen sich regen.

Hier in Frankreich marschiert es sich leicht auf den harten Kunstwegen, wenn auch die Sohlen allmählich zu brennen beginnen. Aber Rußland! Rußlands Wege waren Wege für ganz besondere Liebhaber. Damals in den Wochen des sommerlichen Durchbruchs von 1915. Als begänne der Erdboden sich aufzulösen, ist es. Alle Felder schwimmen in einem zähen Brei, jeder Fußbreit Bodens ist wie ein klammernder Saugnapf, und dazwischen überall blinkt Wasser in trüben, gelben Lachen. Am schlimmsten aber, und Abgründe voll Schlamm, sind die Wege. Infanterie, Artillerie, Fuhrparkkolonnen der fliehenden Russen haben aus ihnen stillstehende Kotflüsse gemacht und alle Geleise zu grundlosen Mulden zerfahren. Die Dorfstraßen aber sind so dreckbesudelt und morastüberschleimt, daß Fuß und Stiefel eine Weile in der Luft zögern, ehe sie zutreten. Wie auf

Dämmen stehen die Holzhäuser über dem braunen Sumpf der Wege, der dick und zäh sich gleich einer klammernden Faust über dem Oberleder, um die Knöchel, um den halben Schaft schließt und wenn die Tiefpunkte des Marsches kommen, die schmierigen Finger oben in die Stiefel steckt, daß Kot und Wasser hineinquellen und der Fuß auf einem schlapfenden Polster geht . . .

Schweiß rinnt, durchtränkt die vier Wochen alte Wäsche und macht sie und die Haut klebrig. Langsam läuft und tastet Kitzeln und Jucken über die Schienbeine und steigert sich rasch zu unerträglichem Brennen. Der harmlose Neuling denkt, er habe sich wundgelaufen, indes er sich wundert, daß gerade die Schienbeine darunter leiden; der schlaue Neuling glaubt an Krätze und Flechte; der Erfahrene aber denkt bloß: das fehlte noch — und weiß ganz genau, daß dies der Schweiß ist, der in den Wunden der Läusebisse frißt wie Schwefelsäure am Eisen. Wunden? Nein, es sind keine Wunden, die den Knochen bloßlegen; es sind nur Hautabschürfungen, eine dicht an der andern, ein blutiges Netzwerk, das sich allmählich mit einer Schorfborke bekrustet, die nicht frei von Schmutz ist und immer wieder abgekratzt wird, — eine dauernd peinigende Marschqual.

Nur der Tornister geht darüber, wie etwa ein Geschütz über ein Gewehr geht. Regen rieselt. Decken und Zeltbahn saugen sich gierig voll, und der Tornister beginnt seinen Beruf zu erfüllen: scheuern und würgen. Jeden Atemzug macht er schwerer und quetscht mühsam die Luft wie durch eine verstopfte Röhre. Wie ein Erschlagener hängt er über Schulter und Schlüsselbein, preßt auf die Schulterblätter und wird schwerer und schwerer. Ist es ein Wunder? Alle Gedanken der Heimat hängen sich an ihn, alle Sorgen um Frau, Kinder und Beruf stecken in seinen Fächern, Klappen und Taschen neben den Lichtbildern und Briefen, bis er wie eine Eisenkugel ist. Das Gewehr hilft ihm, der Helm unterstützt ihn, und die lehmklotzigen Dinger an den Beinen, die durchaus Stiefel sein wollen, verstärken Druck und Eindruck.

Weiter, weiter! rufen die Steine am Weg. Vorwärts, vorwärts! rufen die vorwärtsstampfenden Beine des Vordermanns. Kommt, kommt! schreit die Front mit tausend brüllenden Eisenmäulern. ... Ein Leutnant, kotbespritzt vom Helm bis zu den Gamaschen, läuft an der Kompagnie lang.

„Kopf hoch, Herrschaften!" ruft er. „Wir marschieren alle! Wir sehen alle aus wie die Torfschweine! Kopf hoch! Wir alle ziehen an einem Strang!"

Eilt, eilt! rufen die Lüfte: Da vorn bricht Rußland zusammen. Laßt es nicht hochkommen. Nur im Kampfe winkt der Sieg!

Und die Beine stampfen weiter. Der Tornister ist voll, dafür ist der Magen leer. Aber eine Erleichterung ist das trotzdem nicht. Ein Kochgeschirrdeckel voll Graupen und Dörrgemüse hält nicht

lange vor, und der Körper verschluckt das Essen wie der Schlamm die Füße: als ob nie etwas da war. Ein Blick späht über die tanzenden Helmspitzen nach vorn zur Spitze des Bataillons und sucht den tröstlichen Rauch der Feldküchen.

„Die Lokomotiven sind vorn und ziehen das ganze Bataillon wie einen D-Zug hinter sich her," hieß es gewöhnlich beim Anblick der Rauchballen.

Aber heute rollt dort kein Rauch voran. ... Ein rascher Blick rückwärts.

„Donnerwetter, — heut ist dicke Luft. Heut schieben die Lokomotiven schon das Bataillon wie einen Lastzug," hieß es, wenn die Küchen am Bataillonsschluß klebten.

Aber heut ist auch dort die Luft leer und nur neblig und verregnet.

„Verfluchte Zucht!" sagt einer. „Heut entgleist aber der Balkanzug. Heut ist die Pest drin und der Eisenbahndamm aufgerissen. Aber richtig!"

Und jeder weiß, daß die Feldküchen irgendwo in Gottes unendlicher Schlammwelt bis an Aschenfall und Radachsen in einem hoffnungslosen Dreck sitzen und daß die Küchenunteroffiziere Beschäftigung bis morgen früh haben. Vor morgen wird es kein Essen geben. Schlimm, schlimm, — denn das Mittagessen ist mit Wunsch der Kompagnie als Trost-, Glanz- und Endpunkt des Marsches auf den Abend gelegt worden, und jetzt ist es erst drei Uhr nachmittags .. Weiter, weiter! Hart bleiben, nicht weich werden. Dreck ist weich! Hart, hart! Die Muskeln an den Kiefern schwellen und werden hart, wenn man Zähne auf Zähne beißt; und wenn man die schlappen Hände zu starken Fäusten ballt, dann wird der Wille stark und hart — hart.

Am Wegrande hält der Bataillonskommandeur und sieht sich seine Kompagnien an. Seit vier Stunden sind sie mit nur zwei knappen Pausen bei diesen auspumpenden Wegeverhältnissen auf den Beinen, und sehr frisch sehen sie nicht mehr aus. Manch erwartungsvoller Blick trifft ihn, und er hört ein verflogenes Wort, das genau so wie „Marschpause" klingt. So unrecht hat dieses Bittwort nicht, aber er kann vorläufig keine Pausen einlegen. Die Front ruft und ruft. Der Sieg winkt und winkt. Aber irgend was muß geschehen. ... Er prescht nach vorn, daß der Schlamm spritzt und die Soldaten fluchen.

Und mit einem Male kommt rasselnder Wirbel und helles Quieken der Knüppelmusik von vorn. Wenn es auch nur Trommeln und Pfeifen sind, — die Beine straffen, die Rücken recken, die Häupter heben sich doch, der Schlamm verliert mindestens zwei Drittel seiner Anziehungskraft und die nebligen Gedanken werden heller, die schweren Herzen schlagen leichter im Takt der Musik.

Wie ein klingender Flügel über dem marschierenden Bataillon ist die Musik, obwohl die Trommelfelle regenschlaff sind, und wenn auch der Querpfeifer beim Stolpern über Schlammlöcher mit ganzen Tönen querpfeift. . . .

Das ist ein einziges Erinnerungsbild eines einzigen Soldaten in einem einzigen der Regimenter, die hier in Frankreich zur Front marschieren. Tausende vor und hinter diesem einen, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, sehen ähnliche Dinge zwischen den Büschen. Neben jedem von ihnen auf lautlosen Füßen läuft die Erinnerung und flüstert hastige Dinge. . . .

Ein Ackerfeld in Rußland ist gewöhnlich von russischer Endlosigkeit. Wenn es ein Sturzacker ist, kommt es dem, der drüber weg muß, noch einmal so lang und breit vor, als es ist. Wenn es ein gefrorener Sturzacker, wenn es außerdem kohlenhaufenartige Nacht und wenn der Magen leer ist, wenn der Marsch den halben Tag unaufhörlich gedauert und die Kompagnie schärfsten Befehl zur Eile hat, dann erscheint der Sturzacker zehnmal so holprig und fünfzigmal so lang, als er in der platten Wirklichkeit ist. Wie eine Erlösung vom Himmel wirkt dann das zweitschönste Kommando „Kompagnie — halt"! (Das Schönste heißt: „weggetreten"!) Ruhe winkt, ein paar Augen voll schnellen Schlafs auf den eckigen Kissen der Erdschollen. Merkwürdig nur ist es, daß das Kommando leise abgegeben wurde. Eigentümlich ist es, daß die Kompagnieführer zum Bataillonskommandeur befohlen werden; seltsam, sehr seltsam ist es, daß sie nach der Rückkehr ausschwärmen lassen; aber gradezu wahnwitzig kommt den Neulingen der Befehl zum Eingraben vor. Aber der Erfahrene, der durch nichts im Kriege mehr zu verblüffen ist, sucht sich seinen Platz mit derselben äußeren Ruhe, mit der er in die nächste Panjehütte zum Ausschlafen marschiert wäre. Nur ist diese äußere Ruhe eine innere Ergebenheit in das Unvermeidbare. Aber sie ist auch ein wortloses Zutrauen: Die es befehlen, wissen besser, wozu es gut ist. Vielleicht wäre ich einen Kilometer weiter in das tödliche Geschoß hineingetapert. Mal müssen wir uns im Kriege doch eingraben. Im Dorf hinter uns ist es wahrscheinlich warm und ruhig, aber es könnte noch wärmer werden, wenn der Russe mit Granaten einheizt, und mit der Ruhe ist es dann auch vorbei. Dies also ist das Beste. ... Und zugleich ist in dieser inneren Ergebenheit die stumme, willige Fügung in die große Pflicht Aller und in den Gedanken des Vaterlandes.

Eine wilde, schweißtriefende Arbeit stürzt sich mit Spaten und Beilpicke auf den Acker, haut Schollen ab, zerrt und hebelt sie mit den starren Fingern los und trägt sie zu einem kümmerlichen Erdwall zusammen. Wütende Anstrengungen, in den Boden selber hineinzukommen, haben am nächsten Morgen das klägliche Ergebnis von flachen Mulden, in denen nicht allzu groß geratene Zwerge zur Not volle Deckung finden.

Nächtliche Spähtrupps haben den Anmarsch starken Gegners gemeldet. Vorgeschobene Posten sichern die mühselige Plackerei des Schanzens. Wer ermattet die Arme sinken läßt, auf den stürzt sich die Kälte wie eine Furie, umklammert ihn mit dürren, eisigen Armen, haucht ihm ihren erstarrenden Atem in das Gesicht und bohrt und wühlt ihm ihre heimtückischen Messer ins Fleisch. Die Soldaten ringen gegen sie an. Hartgefrorene Stiefelsohlen klappern stampfend gegen den brettharten Boden; Armschlagen und Händereiben sucht stockendes Blut aufzujagen; Schaudern bis in das Mark der müden Knochen rüttelt Kiefern, Leib und jedes Glied. Aber die Kälte läßt nicht locker. Grimmig packen die Fäuste in den zerriebenen Wollhandschuhen den Spaten, dem das dünne Blatt schon krumm genug geschlagen wurde, und der Kampf gegen die Unerbittlichkeit des Bodens beginnt wieder. Dampfender Atem, klingende Spatenhiebe, Hagel von Flüchen, Fußgestampf, Treiben und Mahnen der Vorgesetzten und über all dem der klirrende Speer der Kälte.

Und fern, fern über flache Höhen, durch düstere Nadelwälder schiebt sich die ungeheure Masse der Russen heran, wälzt sich die stumpfe, formlose Siegeszuversicht der Menge und Zahl gegen die Sittlichkeit freien Willens und den entschlossenen Geist kriegerischer Tüchtigkeit, gegen die Siegesgewißheit des geschmeidigen, gleich einem Bildwerk durchgeformten Kämpfers. Wenn der Russe heran ist, dann schwindet aller Schmerz der Kälte, dann springt der Kampfgeist empor, dann bohrt und spitzt sich der Blick über Kimme und Korn gleich geschliffener Schärfe auf jene Schützenreihen, die heranrollen wie die unendlichen Wellen eines Meeres, und die zerschellen, verschäumen und zurückfluten wie dieselben Wogen des gleichen Meeres . . .

Weiter marschieren die Regimenter durch die Luftgebilde der Erinnerungen. Noch erblassen diese Bilder nicht vor dem huschenden Widerglanz des Mündungsfeuers aus zahllosen, brüllenden Geschützen; noch verstummen sie nicht vor dem Toben des Trommelfeuers vor ihnen . . . .

Arbeitsdienst an einer weit zurückliegenden Aufnahmestellung. Große Spaten der Schanzzeugwagen knirschen mit wuchtigem Stoß in kieselige Lehmerde und fressen sich mühsam hinein gleich eisernen Kiefern und spitzen Zähnen. Aber wenn sie auch eisern sind, sie splittern auf Stein, und hart und mühselig ist der Kampf zwischen Eisen und Stein. Widerwillig zerklafft die Erde zu Löchern, Gräben, Schächten und Schlünden, die zu bombensicheren Unterständen ausgebaut werden sollen. Regen rieselt und füllt alle Tiefen und zerweicht sie zu Brei, in dem die Soldaten breitbeinig bis an den halben Stiefelschaft stehen wie Baumstumpfe im Sumpf. Durch feinste Risse dringt die schlammige Nässe in die Stiefel und verklebt die oft geflickten Strümpfe zu einer Schmutzhaut. Mit grimmigem Ruck stößt

der Spaten den zähen Erdbrei vom Blatt, und trotzdem fällt die Hälfte schwer zurück in das Erdloch. . . .

Von fernem Hügelhang kommt eine lange Reihe von Soldaten. Schwere Stämme lasten von Schulter zu Schulter. Langsam kommt die Reihe heran, feierlich, in gemessenen Schritten, als würden die Baumleichen zu Grabe getragen. Längslang neben dem Schützengraben marschieren die Baumträger auf und kippen die runden Säulen nach Zählen von den schmerzenden Schultern. Wie eine lange Reihe frisch aufgeworfener Gräber für Bäume sieht die Stellung aus. Die triefnassen Soldaten gehen in regellosen Gruppen mit finsteren Gesichtern zu der Höhe, von der dumpfe Axtschläge den Tod eines ganzen Gehölzes verkünden.

Dies ist keine Arbeit für Infanteristen, dies ist Arbeit für Sondertruppen, und es macht unwirsch und mißwillig. Aber der Infanterist ist so ganz nebenbei alles: Telefonist und Blinker, Artillerist und Minenwerfer, Maschinengewehrschütze und Feuerwerker. Er hat sein Morsealphabet im Hirn und weiß, wie eine Gasflasche behandelt sein will, er kennt die französische Handgranate und zur Not, in die er oft kommen kann, vermag er ein englisches Maschinengewehr zu bedienen. Er muß alles sein, sonst ist er im Kampf ein Nichts, das einfach über den Haufen gerannt wird. Und wenn er so vielseitig ist, warum soll er nicht auch Erdarbeiter und Bergmann sein? Er ist ja auch Totengräber!

. . . Der Morgen dämmert bleich über fahlen Hügeln und tastet nach einem Nebelrauch, der schwer auf der Gegend liegt. Die springenden Lichtwellen der Abschüsse und Sprengungen verblassen, aber das furchtbare Hämmern und Poltern der Geschütze hört nicht auf. Aus den Schatten der Nacht heben sich Hügel, Gehöfte, Büsche und Hecken düster, verworren und undeutlich wie Klippen, Sandbänke und Schlickfelder aus verrollender Flut.

Das Regiment marschiert über eine dünnbewaldete Hügelwelle. Durch die leeren Schatten zwischen den Büschen und Baumstämmen fliegt der Blick plötzlich in eine unendliche Ferne, als stürze er haltlos hinaus ins Wagerechte. Und vor diesem einen einzigen Blick vergehen alle Bilder und Gestalten der Erinnerung und fallen kraftlos zu Boden wie Schemen und Puppen.

Ein Ruck fährt durch alle Reihen, und wir erstarren für den Bruchteil einer Sekunde.

Vor uns liegt die Schlacht. . . Wir stehen dicht vor dem dröhnenden Tor, das in ihren ungeheuren Raum hineinführt.

Einen Augenblick zweifeln wir, ob es Nebelrauch ist, was da unten über welligem Gelände in schweren Schwaden dahintreibt und in dicken Klumpen und Wolkenballen sich aufreckt gleich ungeheuren Bäumen. Dann sehen wir, daß es Granateinschläge, Brandwolken, Gasnebel und vereinzelte Sprengungen von Munitions-

ſtapeln ſind. Das finſtere Gefühl wächſt, ſchießt, ſinkt und wogt raſtlos, und darüber ſchwebt wie dünnes Gewebe ein trüber Dunſt von Erdſtaub, gelblichen Gaſen, zerſchlagenem Kalkſtein und bläulichem Sprengungsqualm. All dieſe ſchwerfälligen Rauchgeſpenſter brüllen und heulen zu uns empor. Die ganze verhüllte Landſchaft iſt von dem Geräuſch einer dröhnenden Maſchinenhalle und einer tobenden Volksmenge erfüllt.

Dann verſchwindet die jähe Offenbarung hinter dem Laub wie fortgelöſcht, und der wütende Lärm wird um einen Schatten weniger laut. Wir beginnen den Abſtieg in das Tal hinab. . . Und allmählich nehmen all die großgewordenen Augen der Soldaten meiner Kompagnie eine ſtarrblickende Richtung an, vereinigen ſich auf einen Mann, der auf einem Pferde hoch über allen vor uns ſichtbar iſt, hängen ſich an ihn und betrachten ihn mit gieriger Eindringlichkeit, als wollten ſie ihm durch die Uniform in das Herz blicken. Es iſt, als fühlte der Reiter körperlich den packenden, enthüllenden Blick hinter ihm, denn er dreht ſich auf ſeinem Gaul um. Die ganze Kompagnie ſieht ihrem Führer voll ins Geſicht. Sie ſehen in ein Antlitz, das lächelnd und doch ernſt iſt, in ein Antlitz, das noch jung und doch feſt und hart iſt. Die dunklen Augen des Leutnants halten den Blick ſeiner Soldaten ruhig aus und geben ihn voll und ſtark zurück.

Wer biſt Du, daß Du uns führſt? begehren die Blicke ſeiner Soldaten.

Wer ſeid ihr, daß ich mich auf euch verlaſſen kann? fragt der Blick des Führers.

Stumm ringt Blick mit Blick. Menſch ſucht den Menſchen. Dann dreht ſich der Leutnant wieder zurück auf ſeinem Gaul. Als er ſein Pferd wendet und aus der Kolonne heraus neben ſeiner Kompagnie reitet, iſt er beruhigter.

„Eine ſchöne Schweinerei da vorn, — was!“ ſagt er prüfend und muſtert die Geſichter.

„Grad genug für ne Armeeabteilung, Herr Leutnant,“ antwortet einer vom Fleck und von der Leber weg.

„Stimmt. Was meint ihr: ſchaffen werden wirs doch. Oder — ?“

„Wenn wir genug ſind, — natürlich. Wir haben's doch immer geſchafft,“ ſagt ein anderer.

In dieſem Augenblick ſchwillt die Luft wie eine Woge unter dem wuchtigen Fall eines Felsblocks, — ſo nah birſt und zerklirrt die erſte, ſchwere Flachbahngranate.

Der Leutnant beherrſcht ſich und ſieht ſich nicht mal um nach der Einſchlagſtelle. Die Soldaten wiſſen das richtig zu bewerten, und das Vertrauen ſteigt. Als das hohle Heulen der Sprengſtücke vorbeigeſchwirrt iſt, ſagt der Leutnant: „Wenn die immer ſo ſchießen, kann man hundert Jahre alt werden und kerngeſund bleiben. Nur die Ohren ſteif halten!“ — Der Leutnant hebt ſeine Stimme für die

vielen Neulinge, die die Westfront noch nicht genossen haben — „Freuen tun wir uns ja alle nicht, daß wir da rein dürfen. Wir sind alle bloß Menschen. Aber als Menschen haben wir unseren gesunden Verstand darauf zu bekommen, und deshalb wissen wir, warum wir hier sind und da rein marschieren. Wenn der da vorn uns packt und von hier bis nach Berlin mit uns geht, dann wissen wir, wie Deutschland aussehen wird. Und wenn wir den Krieg verlieren, dann wissen wir, daß er uns fünfzig Jahre lang ununterbrochen das Genick umdrehen wird. Müller und seine Frau leiden darunter eben so sehr wie ich, wenn meine Frau vorläufig auch bloß noch meine Braut ist. Eins ist die Hauptsache da vorn: Ohren steif und den inneren Schweinehund totgeschlagen. Ihr versteht mich."

„Jawoll, Herr Leutnant," sagt ein Stimmengewirr.

Und der Leutnant weiß, daß er voran gehen muß, wenn er sich nachher wirklich verständlich machen will, voran als erster. Und er weiß, daß der Franzose einen verflucht scharfen Blick für Offiziere hat und mit einem Schuß meistens zwölf Punkte schießt. Der Leutnant denkt an seine Frau, die vorläufig noch seine Verlobte ist, und denkt an die Mutter und an verschiedenes andre, das alles gar nicht mehr hierher gehört. Aber dann hält er sich selbst die Rede, die er den Soldaten gehalten hat. Der gesunde Menschenverstand kommt. Eiserner Wille hebt die Faust; im Trotz erwacht der Kampfgeist. Er fühlt, fühlt, fühlt, wie in seinen Adern das Blut des Volkes rinnt, wie in seinem Herzen heißer Herzschlag des Vaterlandes pocht und klopft, — pocht und klopft. Was nun kommt — mag sein, was will — das ist von jetzt ab alles selbstverständlich. Vergangenheit, Heimat, Angehörige, Beruf und Zukunft, es muß alles tot sein und versinken, und es versinkt. . . .

Wir marschieren weiter und treten ein durch das dröhnende Tor in die Schlacht.

In eine waldige Hügelecke geklemmt, wälzt sich ein gelber Drache und schwankt mit ungeheuer geblähtem Bauch schwerfällig auf und ab, steigt langsam baumgerade empor und zieht Bündel von Drähten und Seilen nach sich, Nerven und Adern, die ihn mit der Erde verbinden. Als wir einen halben Kilometer weiter sind, schwebt der Fesselballon schon hoch in den Lüften. ... Weiter geht der Marsch. Metallischer Klang französischer Bombengeschwader wandert hoch über uns hinweg und stößt plötzlich auf das dumpfe Gesurr deutscher Kampfflieger, die sich ohne weiteres zu den Franzosen emporschrauben und auf sie stürzen. Wie ein Schwarm von Fliegen und Mücken sehen sie von der Erde aus. . . Wir marschieren durch Waldstücke, vorbei an rastenden Munitionskolonnen, durch zerschossene Dörfer, die wie graugelbe Steinhaufen uns umzingeln und von allen Seiten finster auf uns starren aus Löchern in Dach und Mauern, die wie lidlose, ausgestochene Augen erscheinen.

Fortwährend ist die Landschaft um uns ein einziger, dumpfer Aufschrei qualmiger Sprengwolken, als schreie die Erde unter den Fausthieben der Granaten und zucke in einer ununterbrochenen Qual. Ab und zu schlägt ein Geschoß neben dem Wege ein, auf dem wir marschieren, aber die weite Entfernung erlaubt keine treffsicheren Schüsse, und das Regiment schiebt sich unbeirrbar, unaufhaltsam weiter vor.

Die Soldaten betrachten die Formen der Einschlagswolken und unterhalten sich leise über ihre mannigfachen Bilder. Da gibt es eine Art, die wie ein Erdfächer ist, der mit einem dumpfknallenden Ruck plötzlich nach beiden Seiten auseinanderzuckt. Andre erscheinen wie dichtes Buschwerk, jene sehen dicken Baumwollknäueln oder klumpigen Leibern ähnlich, und diese da gleichen Springbrunnen voll einzelner Erdbrocken, Steinblöcken, Grasfetzen. Diese letzten werden oft von Blindgängern hochgeworfen, die wie Elefanten wuchtig ins Erdreich prallen, Stücke reißen und brechen und sie zornig emporschleudern. Klirrende Trichter tanzen plötzlich auf der Erde, wie der rasende Mittelpunkt eines Wirbelsturms: Brisanzgranaten mit hochempfindlichen Zündern, gehüllt in einen unsichtbaren Mantel von Splittern und Scherben. Und manchmal — und alle Augen werden ganz groß und starr bei dem Schrecken dieses Anblicks — birst eine furchtbare Wolke aus der Erde gleich der Baumwolke des Vesuvausbruchs und steht blauschwarz wie ein finsterer Dämon, die ganze Landschaft beherrschend. Ein Krach brüllt auf, als stürbe die Erde in diesem ächzenden Schrei. Das sind die Granaten aus den Riesengeschützen, die ihre stählerne Last in steilen Bögen über zwanzig Kilometer weg schleudern.

Lärm der herannahenden Geschosse keucht und faucht in der Luft. Manche kommen heran wie brausende Schiffe mit vollen Segeln, andre keifen mit bösem Zischen über die Köpfe weg. Manche murmeln und würgen nur ganz leise, so hoch fliegen sie, aber sie senken sich nieder schwer wie das Schicksal und kreischen vor wütender Gier, bis sie mit einem erschütternden Krach enden, daß wir denken, die Hügel müßten zu wackeln beginnen. Und Sprengungsgeräusche gibt es, die sind ganz leise vor Haß und Heimtücke und ersticken tief in der Erde vor Wut wie eine heimlich geballte Faust.

„Verflucht", sagen die Soldaten. „Das war 'n Stollenbrecher."

Ja, das war ein Stollenbrecher, der metertief im Boden erst birst und die Erde umrührt wie ein riesiger Quirl. Es knirscht wie ein zermalmendes Gebiß, wenn er seine Beute packt.

Immer weiter marschieren wir unter dem Gurgeln und Heulen, Röcheln, Winseln und Pfeifen der fliegenden Granaten wie unter den Stahlbögen eines hallenden Saales. Leben ist in diesen tönenden Flugbahnen und Sprüngen der Unsichtbaren über uns, in diesem tosenden Lärm um uns. Mitten durch geifernden Haß, stöhnende Wut, krachenden Grimm, brüllenden Zorn bewegt sich das Regiment,

wie ein Schiff durch schäumende Meerflut sich vorwärts wühlt. Ruhig marschiert das Regiment, nur die Nerven jedes Mannes tanzen wie das Schiff auf den Wellen. Aber sie bleiben über dem Ansturm des Lärms und der Schreckbilder, wie das Schiff über den Wellen bleibt. Sie versinken nicht . . .

Die feindlichen Fesselballons sehen uns genau wie ein Mann einen Zug Ameisen. — Die ersten gezielten Schüsse hetzen uns in eine tiefe Talsenke. Schwere Artillerie von uns steht dort, 21 cm-Haubitzen. Wir Infanteristen freuen uns wie die Kinder über jeden Schuß. Die Augen funkeln, der Mund lacht.

„Feste!" schreit einer. „Immer feste! Nischt wie: gib ihm! Wenn die Trommelfelle heil bleiben, hats gar keinen Zweck gehabt. So wars richtig."

Rrrums — wie brüllende Stiere gröhlen die eisernen Rachen. Mächtige Stimmen! Rrrums! Gellendes Gekreisch des Geschosses, das abfährt wie ein Blitzzug. Wir schießen auch noch. Das hebt und stärkt. Wenn sie drüben auch mehr haben als wir, aber wir schießen auch!

Weiter, immer weiter. Dorfein- und Ausgänge verschwinden in regelmäßigen Pausen unter hämmernden Feuerüberfällen. Der Gegner streckt seine Arme und will sich mit den Granatfäusten alle Verstärkungen vom Leibe halten. Zugweise jagt das Regiment durch das lange Dorf hindurch. Ab und zu brechen die Granaten auch mal mitten hinein ins Dorf. Ziegelwerk, Balken, Qualm, Staub fliegen in einem irrsinnigen Ausbruch des Jähzorns hoch.

Ein großer Wald verschluckt uns. Seine grünen Tiefen hallen und schallen von Sprengungen. . . Am Rande des Waldes liegt endlich das Dorf, in dem irgendein Stab liegt, bei dem das Regiment zur weiteren Verwendung sich zu melden hat. Wir warten in dem lärmenden Wald. Der Regimentskommandeur verschwindet zum Dorf hin. Als er zurückkommt, erfahren wir, daß das Regiment aufgeteilt wird. Mein Bataillon kommt zur Ablösung in die Stellung drei Kilometer vor uns. Der Feind hat die schwache vorderste Linie schon einige Kilometer zurückgepreßt, Schritt um Schritt, und die Soldaten da vorn haben Ablösung bitter nötig.

„An die Gewehre . . . Ohne Tritt — marsch."

Wir treten aus dem Walde, und hinter uns bleiben alle andern Waffengattungen weit, weit zurück. Jetzt beginnt das Reich des Fußsoldaten, das Land der Unerbittlichkeit. . . . Was jetzt kommt, ist nur mit Vorsicht und fertigem Testament zu genießen . . . Dicht, zum Greifen dicht vor jedem Manne steht von nun ab der Tod; fühlbar, deutlich fühlbar an jedes Herz rührt sein harter Finger und senkt sich nicht mehr. Bekenne, wer Du bist! fordert der kalte Blick. . .

Eine Brücke schwingt sich hart am Waldrand über einen Bach in tiefer Schlucht. Ein Zug beeilt sich hinüberzukommen. Kaum ist er darüber, rast ein heulendes Geschwader heran, und zwei, vier,

fünf, sechs Granaten kleben wie Stoßvögel mit mächtigen Schwingen am Schluchthang. Riesige Schnäbel und Krallen hauen in die Erde... Der Franzose sieht alles.

Jetzt sind wir dran.

„Kopf hoch — Kaisermanöver! Das ist bloß der Anfang!" schreit mein Nebenmann. Ich kenne ihn gut: ein und ein halb Jahr Dienstzeit bei Kriegsausbruch, jetzt drei und ein halb Jahre Kriegsdienst, macht fünf Jahre Soldat; zweimal verwundet, eine Frau und ein Kind, Geschäft in die Brüche; — einer von Vielen. Vaterland! Los!

Hinter uns saust eine Lage in den Wald, und wir sausen über die Brücke. Der dritte Zug folgt. Während wir uns drüben am Hügelhang sammeln, setzt sich eine schwere Granate wuchtig und schwerfällig auf die Brücke wie ein Riese auf einen Puppenstuhl. Wumm ... Qualmwolke, Balken, Splitter. Das Gebälk ist Gefetz.

Ein Offizier des abzulösenden Regiments ist drüben, zeigt auf einer Karte den Weg und macht an den Stellen, die unter Sperrfeuer oder Feuerüberfällen liegen, verheißungsvolle Grabkreuze.

„Sechs Erbbegräbnisse hat er gemalt," sagt einer.

Wir werden bis nach vorn viel Nerven- und Seelenkräfte, brauchen und verbrauchen. Humor, grimmigster Galgenhumor, völlige Gedankenlosigkeit, starre Ergebung und dazwischen wie funkelnde Blitze: das Vaterland, der Sieg. Wem dieser Blitz nicht strahlt und den Weg hellt, der verirrt sich in Nacht und Nebel.

Wir treten an ...

In breiter Mulde auf unserm unerbittlichen Wege liegt ein düsteres Ungeheuer und atmet mit schwerwogenden, zuckenden Flanken, mit rauchendem Stoß und qualmigem Hauch des Atems und brüllt rastlos, unaufhörlich mit einer rasenden Gier des Hasses. Das Sperrfeuer!

Niemand sagt ein Wort. Stumm geht der Bataillonskommandeur voran, und wir folgen. Das tobende Wesen quer über der ganzen Breite der Mulde erwartet uns. Alle Gedanken verwehen wie ein Blatt im Sturm. Wir stürzen drauf los, der krachende Strudel tut einen Satz und verschlingt uns.

Glühender Atemstoß, Hieb des Luftdrucks, blasse Feuerbüschel, stickender Qualm und eine betäubende Dämmerung von Erdstaub und Rauch rollt über uns weg und zerfetzt die Nacht unsrer Gedanken. Die Luft zerreißt unter Splittern und einem Gekrach, das schartig ist wie zerbrochenes Eisen und tausend Töne hat, vom Gebell zerklirrender Scheiben bis zum Dröhnen fallender Felsblöcke und stürzender Bäume.

Wir tauchen auf aus dem Urwald von Tönen und Farben, Hitze, Schatten und wirbelnden Kreisen, und wir ordnen uns mühsam mit verworrenen Gedanken. Sechs Soldaten meiner Kompagnie, der Bataillonsadjutant und noch einige fehlen. Sie liegen

begraben in dem kreisenden Bauch des Sperrfeuers, das sie gepackt und zerrissen hat.

Wir warten wieder, bis der Bataillonskommandeur die Verteilung der Kompagnien bringt. Nach vier Richtungen, strahlig nach vorn wandern die Kompagnien auseinander. Der Blick sucht nach den feindlichen Fesselballons, ob sie uns wohl hier sehen können. Keine Sorge. Sie haben uns schon längst gesehen, und sie beweisen uns das deutlich und laut. Ein Hagel von Granaten, durchsetzt mit Schrapnells, ergießt sich plötzlich über das ganze Anmarschgelände des Bataillons gleich suchenden Fühlern und zuckenden Tastern eines unsichtbaren Ungeheuers der Ferne ... Einen Mann seh ich, der plötzlich vor einer flatternden Wolke steht, die kleiner als alle andern rasch wie eine schlagende Tatze über den Boden kratzt. Er wird ganz steif und lang und fällt um wie ein Brett. Rechts vor mir flucht und lacht ein Leichtverwundeter, und vor mir sinkt einer hinkend ins Knie und stöhnt, stöhnt wie ein in versteckter Falle gefangenes Tier. Ich laufe vorbei und sehe noch, wie er zu einem Gebüsch kriecht. Weiter — weiter!

In unsrer vorgeschriebenen Aufnahmestellung versuchen wir in den kalkigen Boden hineinzukommen. Der Stein aber stößt uns von sich. Nur notdürftigste Deckung ist ihm in keuchender Arbeit abzutrotzen. Jede Bodenfalte wird ausgenutzt. In tiefer Gliederung, möglichst unübersichtlich, liegen wir und gleichen einem federnden Polster, das jeden Stoß fängt und zurückstößt. Links neben mir, am Rande eines hohen, gelben Kornfeldes, klopft und hämmert es: ein Maschinengewehr von uns wird eingebaut.

Geschützfeuer verschont uns noch. Flieger haben sich den Schaden noch nicht aus der Nähe besehen. Weiter rechts von uns geschieht etwas Seltsames. Dort liegt ein kleegrüner Hügel. Plötzlich fällt ein Gewitterhimmel von Granatwolken auf ihn hernieder und verhüllt sein Grün unter grauen und schwarzen Klumpen. Nach einer Viertelstunde taucht er wieder hoch, aber — was ist das? Ist Schnee aus jenen donnernden Wolken auf ihn gefallen? Er ist weiß, nur wenige grüne Lappen unterbrechen die helle Farbe. Nein, es hat nicht geschneit, nur die Granaten haben die Erde fortgerissen und den Kalkstein bloßgelegt. Ebensogut hätten wir dort gelegen haben können...

Am Nachmittage knattert Maschinengewehrfeuer vor uns auf. Leuchtkugeln zeichnen kaum sichtbare, rote Linien in die Helle des Tages. Leuchtkugeln: das stumme, inbrünstig steigende Flehen des bedrängten Fußsoldaten um Hilfe der Geschütze, um Sperr- oder Vernichtungsfeuer ... Lauter gellen die Knalle vor uns. Eine Begleitbatterie erscheint neben einem Hügel und rast — Frechheit und Tatsache! — mit lebendigen Pferden weithin sichtbar über den kahlen Hügelkamm. Auf ihre Spuren senkt die feindliche Artillerie ihre dröhnendsten Flüche und ballt ein halbes Dutzend Granatfäuste

hinter ihr. Aber die Batterie ist durch! Heute noch sind mir die lebendigen Pferde ein Rätsel, denn aus Pappe waren sie bestimmt nicht.

Allmählich kommt unsere vorderste Linie zurück und geht durch unsre Reihen hindurch. Blasse, schmutzüberkrustete Gesichter, gepreßte Lippen, schweigende Blicke. Freut euch! sagen diese leeren Augen, wir haben unsre Pflicht getan. Diese Soldaten sind unbrauchbar. Ihre Nerven hängen locker, ihre Kampfsittlichkeit zerläuft. Sie haben dem Vaterland gegeben, was des Vaterlandes ist: fünfzehn Mann zählt die Kompagnie und zählte vor drei Tagen noch sechzig!

Sie sind vorbei, und nun bilden wir die eiserne Grenze Deutschlands. Was jetzt kommt, ist der Feind und in ihm der Wille zur Vernichtung. Wille gegen Wille, Vernichtung gegen Vernichtung. Es gibt nur eins: siegen, — nicht durchhalten, wie das ängstliche Kennwort der Regierung heißt.

Und dann flackert es hier auf und dort, andern Orts und vor uns, und plötzlich ist überall ein Knattern und Hacken, Knallen, Hämmern und Rattern und springt von den Hügeln zurück und rast im Widerhall zwischen den schallenden Tälern und Senkungen. Der Franzose ist an uns geraten . . .

Da steht der Krieg. Ich sehe ihn genau: riesig, düster und plump ragt er über die Wälder und schwenkt seine klirrenden Waffen und stampft über die Landschaft mit drohender Glut und schwerem Rauch der Fackel. Blitz ist sein Blick, Donner ist seine Stimme, Tod und Vernichtung ist im Tritt seiner klotzigen Füße. Neben ihm aber wandelt ein andrer — und ich vergesse ihn nie — strahlend, groß, mit glänzendem Antlitz, neben ihm wandelt ein andrer, der hat schneeweiße Schwingen und breitet sie über uns allen, weit, weit über Millionen: der Schutzgeist des Vaterlandes . . .

Keiner der Soldaten weiß, wie die Schlacht steht, was links und rechts von ihm vor sich geht; nur an dem mächtigen Bogen der Fesselballons kann er ungefähr den Lauf der vordersten Linie feststellen. Nur eins wissen wir alle: diese Linie muß gehalten werden und auf jeden aufgefangenen Angriff muß der Stoß unsres Gegenangriffs stoßen. Bricht der Pfeil des Ansturms durch unsre Linie hindurch, dann können die Folgen unabsehbar sein, wie der Eindrang eines Giftpfeils in einen gesunden Leib.

Über unsern Häuptern klingt Haßlied und Todesgesang der Gewehrgeschosse. Manche zwitschern wie lustige Schwalben, als wollten sie uns locken, einige zischen wie zwischen giftigen Zähnen, andre surren wie schwirrende Metallbänder, diese fauchen wie stoßende Schlangen, und jene überschlagen sich am Gehälm und trillern und schnarren vor Ingrimm. Wir heben Kopf und Brust hinein in den wegfegenden Regen der kupfernen Tropfen. Schußfeld geht vor Deckung! Wenn wir das Leben nicht wagen, gewinnen wir Tod oder Gefangenschaft. Dann ist unsre Reihe krachendes Leben, rüttelt an den Nerven des Feindes und duckt ihn nieder in tatlose Deckung.

Neues stößt auf uns hernieder. Starre Flügel, gierige Augen, klingendes Schwirren rast heran und herab: Infanterieflieger des Feindes. Sie sausen unsre Linie entlang, zeichnen, schießen und werfen Bomben auf unsre schutzlosen Leiber. Und sie bringen das Artilleriefeuer, das uns, die wir hier durch Befehl und durch Selbstzwang unverrückbar festgebannt liegen, gnadenlos fassen und in die wuchtigen Arme nehmen kann. Das Selbstverständliche geschieht: die Artillerie fingert nach uns und schlägt auf uns los. . . . Unbeugsamer Wille zur Vernichtung ist drüben, unbeirrbarer Wille zum Sieg sieht nur das eine Ziel, geht, rennt, springt und kriecht darauf los. Jedes Mittel ist ihm recht, wenn es zum Siege führt. Und bei uns, bei unsrer Regierung?

Ich blicke die Reihen entlang und sehe den Leutnant, den Führer unsrer Kompagnie. Und wie mein Blick ihn faßt, da wird sein Gesicht plötzlich schlaff, der knieende Leib sinkt ein wenig und wird kleiner. Eine heftige Bewegung der Meldeläufer ist um ihn.

„Sanitäter!" schreit jemand.

Ich krieche zu dem Leutnant; er hat sich zuweilen sehr kameradschaftlich mit mir unterhalten. Er ist sehr blaß und still, der Atem rollt schwer und eintönig und schwingt wie der Pendel einer ablaufenden Uhr. Als er mich ansieht, lächelt er ein bißchen und zwingt die Hand empor in die Brusttasche.

„Offizierstellvertreter" — er nennt den Namen — „übernimmt die Kompagnie. Ich bin fertig," sagt er leise, aber deutlich.

Dann reicht er mir seine Brieftasche.

„Da sind zwei Bilder drin," flüstert er. „Legen Sie beide bitte neben mich . . . Zwei Bilder . . ."

Und ich finde die zwei Bilder: eine grauhaarige Frau, der die Augen munter im Kopf blitzen, und ein junges Mädchen, deren lose gesteckte Haare wie lauter blondes Licht um das schmale, lächelnde Antlitz flimmern. Seine Mutter die eine, die andre seine Verlobte. Sie wird nie seine Frau werden. Sorgsam lege ich beide Bilder neben ihn an den Rand des Granattrichters, in dem er liegt, so daß er, ohne den Kopf zu drehen, die beiden Bilder vor sich hat. Jetzt ist die Pflicht getan bis zum Ende, jetzt gibt es keine Kompagnie, keine Uniform, keinen Krieg mehr für ihn, jetzt kann er an sich denken und sich etwas Gutes antun und Mensch sein, — für wenige Minuten, zum letzten Mal. Und da liegt er und starrt aus bleichem Antlitz mit Augen, die immer starrer werden, auf die beiden lächelnden Häupter vor ihm. Seine Soldaten sehen ihn zuweilen mit scheuen Seitenblicken an . . . . Er starrt und starrt. Und das Antlitz der Mutter und das blühende Gesicht des jungen Mädchens leben, neigen sich über ihn und erfüllen und verhüllen ihm die ganze Welt aus Dreck, Schweiß und Blut. Immer verzichtender wird sein Atem, immer tiefer und verhangener sein Blick, lächelnder das schmerzliche

Antlitz, und dann hat er seine große Pflicht für sein Vaterland getan und ist zu Hause und im Frieden...

Andre sterben neben ihm. Vor einem Granateinschlag springt ein Soldat rückwärts und setzt sich hin wie auf einen Stuhl. Da liegt er, lacht und hält mit den Zähnen noch die Fetzen einer Zigarre. Ein armlanges Sprengstück hat ihm den Bauch zerschlagen und nicht einmal zum Verzerren des Gesichts Zeit gelassen. Hart nebeneinander stehen Tod und Leben; keines Grashalmes Breite trennt sie. Auf fremdem Boden fallen sie, und auch das fremde Land nimmt sie weich in die Mutterarme der Erde.

Verwundete schreien und machen alle um sich her erregt und unruhig. Einige liegen ganz still und ergeben wie der sterbende Leutnant; andre wollen nicht sterben, müssen es doch und kämpfen mit ihren letzten, armseligen Kräften gegen den Tod, mit Handzuckung und Blick, vor allem aber mit Keuchen, Röcheln und Schreien. Das trifft die Nerven derer, die es sehen und hören, wie Sporenstiche und Peitschenhiebe ein Pferd treffen. Die Nerven springen, bäumen sich, toben gegen die Marter, der sie nicht entgehen können, ahnen gleiches Schicksal, bis Gewöhnung sie beruhigt, bis der stürmende Feind sie ablenkt, neue Schrecken sie rütteln und bis die Kampfsittlichkeit sie wieder in ihre festen Zügel bekommt. Fester sehen die Augen dem neuen Angriff entgegen. Das Blei zischt aus dem Lauf, der Ansturm wird abgeschlagen, und im Gegenangriff wird die Stellung gefestigt und behauptet. . . .

Als am Abend eine erschöpfte Kampfpause sich zwischen Freund und Feind legt und die Kompagnie zur Besinnung kommen kann, springt plötzlich ein kleiner Soldat hinter einem Busch hoch und schreit, als gälte es das Leben: „Das war der Schluß der Vorstellung. Sollte es den Herrschaften gefallen haben, so —"

Wumm — brüllt ihn eine Granate an und baut sich dreißig Schritte entfernt herausfordernd neben ihn. Mit einem Satz ist der Kompagniekaspar im Boden verschwunden. Aber ehe die Kameraden wieder ernst geworden sind, ist er schon wieder da, ganz wie es ihm zukommt.

„Umstände, deren ich leider nicht Meister bin, zwingen mich —"

Pack . . . pack . . . pack . . . pack hackt ein Maschinengewehr giftig nach ihm hinüber. Im ersten Knall wird er unsichtbar . . .

Die Gegensätze splittern draußen aneinander wie Tod und Leben, wie Granate und Erde, wie Schlacht und Sommertag. Und in manchem Gegensatz liegt rettende Erleichterung vor dem Überdruck der Lasten auf uns da draußen.

Dann aber packt uns eine jener fortreißenden Überraschungen, wie sie der Krieg schafft. Rechts von uns beginnt plötzlich die unsichtbare Ferne hinter blauen Wäldern und Höhen zu brodeln, rollen und dröhnen. Immer lauter schwillt das tiefe Drohen und Zürnen herüber gleich dem Knurren und Grollen eines gereizten Löwen,

der sich erhebt und zum Sprunge bereit macht. Unaufhörlich haut Hieb in Hieb, Krach in Knall, Abschuß in Einschlag. Immer wirbelnder, rollender wird der Donner, bis mit einem Mal einer von uns den Spaten tief in die Erde rennt, lauscht und sagt: „Wenn das nicht Trommelfeuer ist und wenn wir da nicht diejenigen sind, welche . . . dann weiß ichs auch nicht. Ich grab keinen Stich mehr. Ich spar meine Kraft."

Und wir alle haben das Gefühl: dort prallt Großangriff gegen Großangriff, dort ist der Franzose zu Boden geschlagen, und dort packen wir ihn. Der Soldat hat ein feines, untrügbares Gefühl für die Dinge des Krieges.

Näher und näher wandert das tobende Gedonner; Kilometer um Kilometer ergreift es, Meile um Meile springt es weiter wie Waldbrand im Geäst. Jetzt ist es dicht heran. Das ist kein Spähunternehmen und kein Gefecht mehr, — nein, nein, das ist Schlacht und Großangriff, Sturmgesang des Sieges, Vorsturm des Vaterlandes. Zwanzig, dreißig Kilometer Front recken sich dort empor in einem glühenden Atem gesteigertsten Lebens. Hunderttausende von Augen starren nur auf den Feind, auf ihn allein. Hunderttausend Willen und Herzen schlagen nur in einem Gefühl: Sieg.

Und dann springt die Flamme des Angriffs in unsre Herzen. Über uns schreit es auf wie in befreitem Grimm und jauchzendem Zorn. Nicht zehn und zwanzig Granaten rauschen über uns weg, — hunderte sind plötzlich in den Lüften. Immer neue folgen, rastlos, ununterbrochen, Bahnbrecher des Sturms, eiserne Götter des Siegs.

„Endlich!" schreit eine aufatmende Stimme neben mir. Es ist der Mann, der vorhin zuerst mit Schanzen aufgehört hat. Er zeigt nach oben zu den unsichtbar brausenden Schwingen des Stahls.

„Die beenden den Krieg!" fügt er hinzu. „Die und wir hier!" Und dann mit einem Blick auf den verdreckten Spaten: „Ein Segen, daß die elende Buddelei aufhört."

Befehle kommen von rückwärts, Munition wird geschleppt, eiserne Portionen werden verteilt . . . Vor uns rast das Qualmgewitter über die Stellungen des Feindes und zerschlägt seine Gräben und Sappen, vergast seine Geschützstellungen und zertrümmert Nerven und Kampfsittlichkeit. Dann springt das Artilleriefeuer plötzlich empor, wirft sich mit mächtigem Satz und Prankenschlag voran in das Gelände und stürzt sich auf alle Heimtückereien der Maschinengewehrnester. Feuerwalze heißt dies zermalmende Wandern der Granaten. Zeichen und Führer zum Angriff ist es.

Wir erheben uns groß und breit und gehen dem bahnbrechenden Granatfeuer nach rasch auf die Stellungen des Feindes los. Letzte Zuckungen des Widerstandes, wütende Krämpfe der Verteidigung werden im ersten Anlauf erstickt und überrannt. Ein Schwarm verstörter Gefangener bleibt ratlos, verwirrt, angstvoll, betäubt hinter uns. Über alle Hindernisse und Hinterhälte dringen unsre Reihen

vor. Versteckte Widerstandsnester plötzlich losschnatternder Maschinengewehre werden von Stoßtrupps umklammert wie von kräftigen Armen und schnell niedergerungen wie von entschlossen packenden Fäusten, die zu fassen und zu zerbrechen wissen.

Dann ergießt sich auf dreißig und mehr Kilometer Frontbreite eine wegschwemmende Flut deutschen Volkstums, unbeugsamen Siegwillens, freudiger Siegesgewißheit in feindliches Volkstum, in gebrochenen Siegwillen, in zusammenbrechenden Widerstand. Im Rausch des Angriffs fällt alles Kleinelend ab von den Herzen derer, die im zermürbenden Stumpfsinn des Grabenkrieges, unter dem Schutthaufen kleinlicher Entbehrungen, mühseliger Erdwühlereien und erfolglosen Pendelns der festen Kämpfe zu ersticken drohten. Die betäubende Keulenhaftigkeit des Stellungskrieges ist zu Ende, und aus der Scheide fährt die im Angriff blitzende Schärfe des Schwertes . . .



Der Handstreich auf Lüttich*)
am 5.—7. August 1914.

Von General der Infanterie z. D. Erich Ludendorff,
damals Generalmajor und Oberquartiermeister der 2. Armee.

Der Sturm auf die Festung ist mir die liebste Erinnerung meines Soldatenlebens. Es war eine frische Tat, bei der ich kämpfen konnte, wie der Soldat in Reih und Glied, der im Kampf seinen Mann stellt.

Am 1. August wurde die Mobilmachung ausgesprochen.

Ich fuhr am 2. August früh mit meinen Pferden über Cöln nach Aachen, wo ich abends eintraf. Meine Mobilmachungsbestimmung ließ mich Oberquartiermeister bei der 2. Armee werden, deren Oberbefehlshaber General v. Bülow, Chef General v. Lauenstein waren.

Ich trat zunächst zum General v. Emmich, der die Aufgabe hatte, mit einigen schnell mobilgemachten, gemischten Infanterie-Brigaden, die aber nicht die volle Kriegsstärke hatten, die Festung Lüttich durch Überraschung zu nehmen. Dem Heere sollte hierdurch der Weg nach Belgien hinein freigemacht werden.

Mein Quartier in Aachen war das Hotel Union.

Am 3. August früh traf General v. Emmich ein. Ich sah ihn zum ersten Male. Tiefe Hochachtung verband mich von da ab mit diesem bedeutenden Soldaten bis zu seinem Tode. Sein Stabschef war Oberst Graf v. Lambsdorff, ein ausgezeichneter Offizier, der sich bei Lüttich und später große Verdienste erwarb.

Am 4. August früh erfolgte der Vormarsch über die belgische Grenze. Am gleichen Tage machte ich bei Visé, hart an der holländischen Grenze, mein erstes Gefecht mit. Es war ganz klar, daß Belgien auf unsern Einmarsch seit langem vorbereitet war. Die Straßen waren so planmäßig zerstört und gesperrt, wie es nur bei anhaltender Arbeit möglich war. An der belgischen Südwestgrenze haben wir nichts von ähnlichen Sperren entdecken können. Warum hat Belgien gegen Frankreich nicht die gleichen Maßnahmen ergriffen?

*) Mit Genehmigung des Verlags E. S. Mittler & Sohn, Berlin, etwas gekürzt abgedruckt aus: Ludendorff, Meine Kriegserinnerungen.

Die Frage, ob wir die Brücken bei Visé unversehrt besetzen würden, war von besonderer Bedeutung. Ich begab mich zu dem Kavalleriekorps v. der Marwitz, das dorthin angesetzt war. Es kam nur langsam vorwärts, da ein Verhau nach dem andern die Straße sperrte. Auf meine Bitte wurde eine Radfahrer-Kompagnie vorgeschickt. Bald darauf kam ein Radfahrer zurück: die Kompagnie wäre nach Visé hineingefahren und vollständig vernichtet. Ich machte mich mit zwei Mann dorthin auf und fand zu meiner Freude die Kompagnie unversehrt, nur der Führer war gerade durch einen Schuß vom anderen Maasufer her schwer verwundet. Die Erinnerung an diese kleine Episode hat mir später geholfen. Ich wurde unempfindlicher gegen Tataren- oder, wie es später hieß, Etappengerüchte.

Die schönen, großen Maasbrücken bei Visé waren zerstört: Belgien war auf den Krieg eingestellt.

Am Abend war ich in Hervé, meinem ersten Quartier auf feindlichem Boden. Wir übernachteten in einem Gasthof gegenüber dem Bahnhof. Alles war unversehrt. Wir legten uns ruhig schlafen. In der Nacht erwachte ich durch ein lebhaftes Geschieße, auch gegen unser Haus. Der Franktireurkrieg in Belgien begann. Er lebte am nächsten Tage allerorts auf und hat so ausschlaggebend zu der Erbitterung beigetragen, die diesen Krieg im Westen, im Gegensatz zu der Stimmung im Osten, in den ersten Jahren kennzeichnen sollte. Die belgische Regierung hat eine schwere Verantwortung auf sich geladen. Sie hat den Volkskrieg planmäßig organisiert. Die Garde civique, die im Frieden ihre Waffen und Uniformen hatte, konnte einmal in diesem, dann in jenem Gewande auftreten. Auch die belgischen Soldaten müssen zu Beginn des Krieges noch einen besonderen Zivilanzug im Tornister mitgeführt haben. Ich sah auf der Nordostfront Lüttichs in den Schützengräben bei Fort Barchon Uniformen liegen, die die dort kämpfenden Soldaten zurückgelassen hatten.

Solche Art von Krieg entsprach nicht den kriegerischen Gebräuchen. Es ist unserer Truppe nicht zu verdenken, wenn sie mit größter Schärfe dagegen einschritt. Unschuldige werden mit zu leiden gehabt haben, aber die „belgischen Greuel" sind eine überaus geschickte und mit allem Raffinement erfundene und verbreitete Legende. Sie müssen einzig und allein der belgischen Regierung zur Last gelegt werden. Ich selbst war mit dem Gedanken einer ritterlichen und humanen Kriegführung ins Feld gezogen. Dieser Franktireurkrieg mußte jeden Soldaten anwidern. Mein soldatisches Empfinden hatte eine schwere Enttäuschung erlitten.

Die Aufgabe, die die vorausbeförderten Brigaden vor Lüttich zu lösen hatten, war schwer. Es war auch eine unerhört kühne Tat, durch die Fortlinie einer neuzeitlichen Festung hindurch in deren Inneres einzudringen. Die Truppen fühlten sich beklommen. Aus

Gesprächen mit Offizieren entnahm ich, daß die Zuversicht auf Gelingen des Unternehmens nur gering war.

In der Nacht vom 5. zum 6. August begann der Vormarsch durch die Werke nach Lüttich hinein.

Gegen Mitternacht des 5./6. verließ General v. Emmich Hervé. Wir ritten zur Versammlung der 14. Infanterie-Brigade — Generalmajor v. Wussow — nach Micheroux, etwa 2—3 km von Fort Fléron entfernt. Auf der Straße, die von dem Fort aus unmittelbar bestrichen werden konnte, sammelten sich in tief dunkler Nacht die Truppen mit den ihnen noch recht ungewohnten, aber so überaus segensreichen Feldküchen in einer wenig kriegsmäßigen Weise. In diese Versammlung hinein fielen einige Schüsse aus einem Hause südlich der Straße. Es entstanden Kämpfe. Das Fort aber schwieg, es war ein Gotteswunder. Etwa gegen 1 Uhr begann der Vormarsch. Er führte uns nördlich Fort Fléron vorbei über Retinne hinter die Fortlinie und dann auf die am Rande der Stadt gelegenen Höhen der Chartreuse. Dort sollten wir am frühen Vormittag sein; die übrigen Brigaden, die die Fortlinie an anderer Stelle durchbrechen sollten, hatten zu gleicher Zeit die Stadt zu erreichen.

Der Stab des Generals v. Emmich war ziemlich am Ende der Marschkolonne. Plötzlich ein Halt von längerer Dauer. Ich schob mich von hinten durch die Marschkolonne nach vorn hindurch. Der Halt war ohne jeden Grund entstanden, im Gegenteil war die Auffassung der Lage, die ihn verursacht hatte, eine recht bedauerliche gewesen. Ich selbst war eigentlich nur Schlachtenbummler, hatte keine Befehlsgewalt und sollte nur mein später eintreffendes Armee-Oberkommando über die Vorgänge bei Lüttich unterrichten, sowie die Maßnahmen des Generals v. Emmich mit den zu erwartenden Anordnungen des Generals v. Bülow in Einklang bringen. Ich setzte die Kolonne selbstverständlich in Marsch und blieb an ihrem Anfang. Die Verbindung nach vorn war inzwischen verlorengegangen. In voller Dunkelheit, mit Mühe den Weg verfolgend, kamen wir nach Retinne. Der Anschluß nach vorn fehlte immer noch. Ich trat mit der Spitze aus einem falschen Dorfausgang hinaus. Schüsse schlugen uns entgegen. Rechts und links fielen Leute. Den hörbaren Einschlag der Geschosse in menschliche Körper werde ich nie vergessen. Wir machten einige Sprünge gegen den nicht sichtbaren Feind, dessen Feuer lebhafter wurde. In der Dunkelheit war das Zurechtfinden nicht leicht. Es konnte aber kein Zweifel sein, daß wir falsch gegangen waren. Wir mußten aus dem Feuer zurück, das war peinlich. Die Mannschaften konnten nur glauben, ich hätte Furcht. Es half nichts, Höheres stand auf dem Spiel. Ich kroch zurück und gab den Leuten den Befehl, bis an den Dorfrand zu folgen.

In Retinne setzte ich mich auf den richtigen Weg. Hier sah ich den Pferdeburschen des Generals v. Wussow mit dessen Pferden.



Er meinte, der General sei gefallen. Mit geringer Begleitung schlug ich den richtigen Weg, die Chaussee nach Queue du Bois, ein. Plötzlich ein Feuerschein vor mir. Ein Kartätschschuß prasselte die Straße entlang, wir blieben unverletzt. Nach wenigen Schritten stießen wir auf einen Haufen toter und verwundeter deutscher Soldaten. Es war die Spitze mit General v. Wussow, ein früherer Kartätschschuß mußte sie getroffen haben. Ich sammelte die nach und nach eintreffenden Soldaten des Jäger-Bataillons 4 und des Infanterie-Regiments 27 und beschloß, die Führung der Brigade zu übernehmen. Zunächst galt es, die Geschütze zu beseitigen, die die Straße beschossen. Die Hauptleute v. Harbou und Brinckmann vom Generalstabe schoben sich mit einigen tapferen Leuten durch die Hecken und Gehöfte zu beiden Seiten der Chaussee an die Geschütze heran. Die starke Besatzung ergab sich. Der weitere Weg war frei.

Wir gingen vor und traten bald darauf in Queue du Bois in einen schweren Häuserkampf. Es wurde allmählich hell. Die beiden Generalstabshauptleute, der Kommandeur der 4. Jäger, Major v. Marcard, der Kommandeur der II. Abteilung Feld-Regiments 4, Major v. Greiff, und sein vortrefflicher Adjutant Oberleutnant Neide, einige Soldaten und ich schritten vorweg. Eine Feldhaubitze und später eine zweite wurden in gleiche Höhe vorgeholt. Sie säuberten die Straßen und schossen in die Häuser rechts und links. So kamen wir langsam vorwärts. Ich mußte oft die Mannschaften, die nur zögernd vorgingen, ermahnen, mich nicht allein gehen zu lassen. Endlich lag das Dorf hinter uns. Die Bevölkerung war übrigens geflüchtet. Es handelte sich hier um Kämpfe gegen die reguläre belgische Armee.

Beim Heraustreten aus dem Dorf erkannten wir nach der Maas zu eine in Richtung Lüttich marschierende Kolonne. Ich hoffte, es wäre die 27. Infanterie-Brigade. Es waren aber Belgier, die über die Maas kopflos abzogen, statt uns anzugreifen. Lange Zeit dauerte es, bis die Lage festgestellt war. Inzwischen verstärkten sich die bei mir befindlichen Kräfte durch das Eintreffen zurückgebliebener Soldaten. Der Durchbruch durch die Fortlinie war gelungen. Das Infanterie-Regiment 165 unter seinem hervorragenden Kommandeur, dem damaligen Oberst v. Oven, rückte geschlossen heran. General v. Emmich traf ein. Der Vormarsch auf die Chartreuse wurde fortgesetzt.

General v. Emmich stellte mir noch Teile der weiter südlich angesetzten 11. Infanterie-Brigade zur Verfügung in der Annahme, daß auch sie durchgebrochen sei. Der Weitermarsch fand ohne Zwischenfälle statt. Im Angesicht der Werke an der Nordfront Lüttichs erstiegen wir aus dem Maastal die Höhen östlich der Chartreuse. Als die Brigade dort eintraf, war es etwa 2 Uhr geworden. Die Geschütze wurden gegen die Stadt gerichtet. Ab und zu wurde ein Schuß abgegeben, teils als Signalschuß für die anderen Brigaden,

teils um den Kommandanten und die Stadt willfährig zu machen. Ich mußte sorgfältig mit der Munition haushalten, sie war sehr knapp geworden. Die Truppe war erschöpft und durch den zersetzenden Kampf teilweise stark mitgenommen. Die Offiziere hatten ihre Pferde verloren. Die Feldküchen waren zurückgeblieben. Ich ließ die Brigade rasten und verpflegte sie, so gut es ging, durch Beitreibungen aus den umliegenden Häusern.

Bald erreichte General v. Emmich wieder die Brigade. Von den Höhen östlich der Chartreuse hatten wir einen schönen Überblick über die Stadt. Sie lag zu unseren Füßen. Aus ihr heraus, auf dem jenseitigen Ufer der Maas, erhob sich die Zitadelle. Dort wurden plötzlich weiße Fahnen gesetzt. General v. Emmich wollte einen Parlamentär hinsenden. Ich schlug vor, den feindlichen zu erwarten. Der General blieb bei seinem Entschluß. Hauptmann v. Harbou ritt in die Stadt. Um 7 Uhr abends kam er wieder: die weiße Flagge wäre gegen den Willen des Kommandanten gezeigt. Zum Einmarsch in Lüttich war es zu spät geworden. Eine schwere Nacht stand bevor.

Inzwischen hatte ich die Brigade sich einrichten lassen. Unsere Lage war ungemein ernst. Von den anderen Brigaden kam keine Nachricht, auch von der 11. nicht. Meldereiter waren nicht durchgekommen. Es wurde immer klarer: die Brigade befand sich allein im Fortgürtel, abgeschlossen von der Außenwelt. Wir mußten mit feindlichen Gegenangriffen rechnen. Besonders unbequem waren für uns etwa tausend belgische Gefangene. Als erkannt wurde, daß die vor uns liegende Chartreuse, ein altes Festungswerk, unbesetzt war, sandte ich eine Kompagnie mit diesen Gefangenen dorthin. Der Kompagniechef muß an meinem Verstande gezweifelt haben.

Die Nervosität der Truppe steigerte sich bei Einbruch der Dunkelheit. Ich ging die Fronten ab und ermahnte die Leute zur Ruhe und festen Haltung. Das Wort „Wir sind morgen in Lüttich" richtete sie auf.

General v. Emmich mit seinem Stabe fand in einem kleinen Bauernhof Unterkunft.

Ich werde die Nacht vom 6./7. August nie vergessen. Es war kalt. Meine Sachen hatte ich zurückgelassen, Major v. Marcard gab mir seinen Umhang. Gespannt lauschte ich, ob irgendwo ein Kampf hörbar würde. Ich hoffte immer noch, daß wenigstens die eine oder andere Brigade die Fortlinie durchbrochen habe. Alles blieb still, nur alle halbe Stunde fiel ein Haubitzschuß auf die Stadt. Die Spannung war unerträglich. Gegen 10 Uhr abends gab ich einer Jäger-Kompagnie, Hauptmann Ott, den Befehl, die Maasbrücken in Lüttich zu besetzen, um sie für weiteren Vormarsch in der Hand und eine Sicherung für die Brigade weiter vorn zu haben. Der Hauptmann sah mich an — und ging. Die Kompagnie erreichte ohne Kampf ihr Ziel. Meldungen kamen nicht zurück.

Es wurde Morgen. Ich ging zum General v. Emmich und besprach mit ihm die Lage. Der Entschluß, einzurücken, stand fest. Nur den Zeitpunkt wollte sich der General noch vorbehalten. Während ich die Aufstellung der Brigade verbesserte und versuchte, die Vormarschstraße der 11. Infanterie-Brigade zu erreichen, erteilte mir sehr bald darauf der General v. Emmich den Befehl zum Einmarsch. Oberst v. Oven hatte die Vorhut. Der Rest der Brigade mit den Gefangenen folgte in gewissem Abstande, General v. Emmich mit seinem Stabe und ich mit dem Brigadestabe an dessen Anfang. Während des Einmarsches ergaben sich viele umherstehende belgische Soldaten. Oberst v. Oven sollte die Zitadelle besetzen. Meldungen veranlaßten ihn, dies nicht zu tun, sondern den Weg in Richtung Fort Loncin, im Nordwesten der Stadt, einzuschlagen und sich an diesem Ausgang von Lüttich aufzustellen. In der Annahme, daß Oberst v. Oven auf der Zitadelle sei, fuhr ich mit dem Brigade-Adjutanten in einem belgischen Kraftwagen, den ich mir nahm, dorthin voraus. Kein deutscher Soldat war dort, als ich eintraf. Die Zitadelle war noch in feindlicher Hand. Ich schlug an das verschlossene Tor. Es wurde von innen geöffnet. Die paar hundert Belgier ergaben sich mir auf meine Aufforderung.

Die Brigade rückte nun an und besetzte die Zitadelle, die ich sofort zur Verteidigung einrichtete.

Meine selbstübernommene Aufgabe war damit beendet. Ich konnte General v. Emmich bitten, mich nunmehr zu entlassen. Ich beabsichtigte, auf dem gleichen Wege, auf dem ich hineingekommen war, aus der Festung herauszufahren, um das Armee-Oberkommando von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen, die anderen Brigaden aufzusuchen und den Artillerieaufmarsch gegen die Forts einzuleiten. Noch während ich auf der Zitadelle war, trafen einige hundert Mann deutsche Gefangene ein, die jetzt befreit waren. Die 34. Infanterie-Brigade war auf dem westlichen Maasufer mit ihren Anfängen durchgebrochen, hatte aber dann den Kampf aufgegeben. Die durchgebrochenen Teile waren gefangen genommen. Dann kam noch die 11., später die 27. Infanterie-Brigade, so daß General v. Emmich, als ich ihn verließ, doch über eine gewisse Macht verfügte. Allerdings lagen Meldungen vor, daß Franzosen von Namur in Vormarsch wären. Die Lage blieb also verzweifelt ernst. Sie konnte erst als gesichert angesehen werden, wenn wenigstens einige Ostforts gefallen waren.

Mein Abschied von General v. Emmich war bewegt. Um 7 Uhr trat ich die Fahrt nach Aachen an, die eigenartig war. Ein Mann der Garde civique erbot sich, mich dorthin zu bringen. Er wählte einen Kraftwagen aus, den ich aber ablehnte. Der Kraftwagen, den ich nahm, versagte schon in der Zitadelle. Mir blieb so nichts anderes übrig, als mich blind dem belgischen Soldaten anzuvertrauen. Die Fahrt ging glatt. Wir kamen durch Hervé; mein Quar-

tier und der Bahnhof waren niedergebrannt. Auf deutschem Gebiet blieb der Wagenführer plötzlich halten und erklärte mir, er könne nicht weiterfahren. Mit Hilfe verschiedener Fahrgelegenheiten traf ich dann spät abends mit meinem belgischen Soldaten in Aachen ein. Ich wurde dort in dem Hotel Union wie ein vom Tode Auferstandener begrüßt. Hier fand ich auch unsere große Bagage mit meinem Burschen Rudolf Peters, der mir Treue während sechs langer Jahre bewahrt hat. Sein größter Wunsch war das Eiserne Kreuz; er konnte es nicht erhalten, da die Verleihung desselben an ihn meinen Anschauungen widersprach. In Aachen aß ich schnell und fuhr dann in der Nacht nach vorn, um die Brigaden zu suchen. Beinahe 90 Stunden kam ich nicht aus den Kleidern. Ich traf zufällig mein altes Regiment, das in aller Eile auf die Bahn gesetzt war, um bei Lüttich zu helfen. Auch die Oberste Heeresleitung in Berlin hatte über unser Schicksal die schwersten Befürchtungen gehegt.

Die Lage unserer Truppen in der Festung war hochgespannt. Ich hatte Sorge um ihr Geschick. Diese Spannung löste sich, der Feind tat nichts.

Die Schilderung der weiteren Ereignisse vor Lüttich fällt der Kriegsgeschichte zu.

Ich vermochte nur noch bei der Einnahme des Fort de Pontisse an der Nordfront mitzuwirken und kam hinzu, als das Fort Loncin fiel. Ein Schuß unseres 42 cm-Geschützes hatte es getroffen. Die Munitionsräume waren in die Luft gegangen und das Werk in sich zusammengefallen. Geschwärzte, geistig völlig verwirrte belgische Soldaten, vermischt mit deutschen Kriegsgefangenen aus der Nacht vom 5./6. August, krochen aus den Trümmerhaufen hervor. Blutend, mit hocherhobenen Händen, kamen sie uns entgegen. „Ne pas tuer, ne pas tuer“ (Nicht töten, nicht töten) brachten sie stammelnd hervor. Wir waren keine Hunnen. Unsere Soldaten brachten Wasser herbei, um den Feind zu erfrischen.

Die Werke kamen nach und nach und so rechtzeitig in unsere Hand, daß der rechte Flügel des deutschen Heeres den Vormarsch über die Maas nach Belgien hinein ungehindert ausführen konnte. Mir war ein Stein vom Herzen gefallen.

Ich habe es als besondere Gunst des Schicksals angesehen, daß ich bei der Einnahme von Lüttich mitwirken konnte, zumal ich im Frieden an dem Entwurf zum Angriff mitgearbeitet hatte und von der Wichtigkeit der Aufgabe durchdrungen war. Seine Majestät verlieh mir für die Führung der Brigade den Orden Pour le mérite. General v. Emmich erhielt ihn selbstverständlich als Erster. Er war der verantwortliche Führer. Auch die Einnahme von Lüttich war eine Tat, bei der nicht einer allein, sondern eine Reihe von Männern mitgewirkt hat, die sich in den Ruhm teilen können, die Festung bezwungen zu haben.

Die Schlacht bei Tannenberg.[1])

Von Generalfeldmarschall **Paul v. Hindenburg.**

Am frühen Nachmittag des 23. August erreichten wir unser Hauptquartier Marienburg. Wir betraten damit das Land östlich der Weichsel, das demnächstige Gebiet unseres Wirkens. Die Lage an der Front hatte sich bis zu diesem Zeitpunkt wie folgt entwickelt:

Das XX. Armeekorps war von seinen Grenzstellungen bei Neidenburg auf Gilgenburg und Gegend östlich zurückgegangen. Nach Westen anschließend an dieses Korps standen die aus den Festungen Thorn und Graudenz herausgezogenen Besatzungen bis gegen die Weichsel hin längs der Grenze. Die 3. Reservedivision war als Verstärkung für das XX. Armeekorps bei Allenstein eingetroffen. Die Heranbeförderung des I. Armeekorps nach Deutsch-Eylau hatte mit Verzögerungen begonnen. Das XVII. Armeekorps und I. Reservekorps waren im Fußmarsch in die Gegend um Gerdauen gekommen. Die 1. Kavalleriedivision stand südlich Insterburg der Armee Rennenkampf gegenüber. Die Besatzung von Königsberg hatte Insterburg im Rückmarsch nach Westen durchschritten.

Die Njemenarmee Rennenkampfs war auffallenderweise mit nennenswerten Infanterieteilen noch nicht über die Angerapp vorgedrungen. Von den beiden russischen Kavalleriekorps war das eine bei Angerburg, das andere westlich Darkehmen gemeldet worden. Die Narewarmee Samsonoffs hatte mit einer Division anscheinend die Gegend von Ortelsburg erreicht, auch sollte Johannisburg vom Feinde besetzt sein. Im übrigen schien die Masse dieser Armee wohl noch an der Grenze im Aufschließen begriffen, westlicher Flügel bei Mlawa.

In der Brieftasche eines gefallenen russischen Offiziers war ein Schriftstück gefunden worden, aus dem die Absichten der gegnerischen Führung hervorgingen. Danach hatte die Armee Rennenkampf, die masurischen Seen nördlich umgehend, gegen die Linie Insterburg-Angerburg vorzurücken. Sie sollte die hinter der Angerapp angenommenen deutschen Streitkräfte angreifen, während die Narew-

---

[1]) Abgedruckt mit Genehmigung des Verlags S. Hirzel in Leipzig aus „Generalfeldmarschall v. Hindenburg, Aus meinem Leben", auf welches Werk wir eindringlich verweisen. v. D.-H.

armee über die Linie Lötzen-Ortelsburg den Deutschen die Flanke abzugewinnen hatte.

Die Russen planten also einen konzentrischen Angriff auf die 8. Armee, für welchen die Armee Samsonoffs aber jetzt schon erheblich weiter nach Westen ausholte, als ursprünglich beabsichtigt war.

Was sollen, ja was können wir gegen diesen gefährlichen feindlichen Plan tun? Gefährlich weniger wegen der Kühnheit, mit der er erdacht, als wegen der Stärke, mit der er ausgeführt werden soll, wenigstens mit der Stärke an Streitern, hoffentlich nicht mit der gleichen Stärke an Willen. Führte doch Rußland im Laufe der Monate August und September nicht weniger als 800000 Soldaten und 1700 Geschütze gegen Ostpreußen heran, zu dessen Verteidigung nur 210000 deutsche Soldaten mit 600 Geschützen verfügbar gemacht werden konnten.

Unser Gegenplan ist einfach. Ich will versuchen, ihn dem Leser, auch wenn er kein Fachmann ist, in allgemeinen Umrissen verständlich zu machen.

Wir stellen zunächst der dichten Masse Samsonoffs eine dünne Mitte gegenüber. Ich sage dünn, nicht schwach. Denn Männer sind es mit stählernem Herzen und stählernem Willen. In ihrem Rücken die Heimat, Weib und Kind, Eltern und Geschwister, Hab und Gut! Es ist das XX. Korps, brave West- und Ostpreußen. Mag diese dünne Mitte unter dem Drucke der feindlichen Massen sich auch biegen, wenn sie nur nicht bricht. Während diese Mitte kämpft, sollen zwei wuchtige Gruppen an deren beide Flügel zum entscheidenden Angriff heranrücken.

Die Truppen des I. Armeekorps, durch Landwehr verstärkt, auch alles Kinder des bedrohten Landes, werden von rechts her aus dem Nordwesten, die Truppen des XVII. Armeekorps und I. Reservekorps zusammen mit einer Landwehrbrigade, werden von links her aus dem Norden und Nordosten zur Schlacht herangeholt. Auch die Soldaten des XVII. Armeekorps und I. Reservekorps, ebenso wie die Männer der Landwehr und des Landsturms haben alles, was das Leben lebenswert macht, in ihrem Rücken.

Nicht mit einfachem Siege sondern mit Vernichtung müssen wir Samsonoff treffen. Denn nur dadurch bekommen wir freie Hände gegen den zweiten Feind, der zurzeit Ostpreußen plündert und versengt, gegen Rennenkampf. Nur so können wir das alte Preußenland wirklich und völlig befreien, und nur so gewinnen wir Freiheit für weitere Taten, die man noch von uns erwartet, nämlich für das Eingreifen in den mächtig entbrennenden Entscheidungskampf zwischen Rußland und unserem österreichisch-ungarischen Verbündeten in Galizien und Polen. Wird unser erster Schlag nicht durchgreifend, dann bleibt die Gefahr für unsere Heimat wie eine schleichende Krankheit bestehen, ungerächt bleibt das Brennen und Morden in Ostpreußen, und vergeblich wartet der Bundesgenosse im Süden auf uns.

Also ganzes Handeln! Dazu muß alles heran, was im Bewegungskrieg einigermaßen brauchbar ist und irgendwo entbehrt werden kann. Was die Festungswälle von Graudenz und Thorn noch an kampftauglicher Landwehr beherbergen, wird herangezogen. Auch aus den Schützengräben, die zwischen den masurischen Seen unsere jetzige Operation im Osten decken, rücken unsere Wehrmänner ab und übergeben die dortige Verteidigung einer verschwindenden Minderzahl braver Landstürmer. Gewinnen wir die Feldschlacht, dann brauchen wir die Festungen Thorn und Graudenz nicht mehr und sind der Sorgen um die Seenengen ledig.

Gegen Rennenkampf, der wie ein Alpdruck aus dem Nordosten auf uns lasten könnte, soll nur unsere Kavalleriedivision sowie die Hauptreserve Königsberg mit zwei Landwehrbrigaden stehen bleiben. Doch können wir an diesem Tage noch nicht überblicken, ob diese Kräfte auch wirklich genügen. Sie bilden in ihrer Kampfkraft ja nur einen leicht zerreißbaren Schleier, vorausgesetzt, daß Rennenkampfs Massen marschieren, daß seine übermächtigen Reitergeschwader reiten sollten, so wie wir es befürchten müssen. Vielleicht tun sie das aber nicht; dann genügt der Schleier zur Deckung unserer Schwäche. Wir müssen es wagen in Flanke und Rücken, um an der entscheidenden Front stark zu sein. Hoffentlich gelingt es uns, Rennenkampf zu täuschen; vielleicht täuscht er sich selbst. Der starke Waffenplatz Königsberg mit seiner Besatzung und unsere Reiter können sich ja in der Phantasie des Feindes zu machtvolleren Größen erweitern.

Wenn sich aber auch Rennenkampf zu unseren Gunsten in falschen Vorstellungen wiegt, wird ihn nicht seine Oberste Heeresführung vorwärtstreiben in starken Märschen nach Südwesten und in unseren Rücken? Muß ihn nicht ein Hilfeschrei Samsonoffs in Bewegung aufs Kampffeld setzen? Und wird nicht, selbst wenn der Ruf menschlicher Stimme vergeblich verhallen sollte, der mahnende Donner der Schlacht bis zu den russischen Linien im Norden der Seen, ja selbst bis zum feindlichen Hauptquartier dringen?

Vorsicht gegen Rennenkampf bleibt also nötig, wir können ihr aber nicht durch Zurücklassung starker Kampftruppen Rechnung tragen, sonst werden wir auf dem Schlachtfelde noch schwächer, als wir es ohnehin sind.

Berechnen wir die gegenseitigen Stärken, zählen wir zu der unserigen auch die beiden Landwehrbrigaden, die zur Zeit von Schleswig-Holstein her aus dem Küstenschutz heranrollen und wohl noch rechtzeitig zur Schlacht eintreffen werden, so gibt ein Vergleich mit den wahrscheinlichen russischen Kräften immer noch große Verschiedenheiten zu unseren Ungunsten, auch wenn Rennenkampf nicht marschieren, nicht mitkämpfen will. Dazu kommt, daß in unseren vordersten Reihen viel Landwehr und Landsturm fechten muß. Alte Jahrgänge gegen beste russische Jugend. Ferner spricht gegen uns, daß die Mehrzahl unserer Truppen und, wie es die Lage fügt, gerade

3*

alle, die voraussichtlich den entscheidenden Stoß führen müssen, aus schweren und verlustreichen Kämpfen herankommen. Hatten sie doch den Russen das Schlachtfeld von Gumbinnen überlassen müssen. Die Truppen marschieren daher nicht mit dem stolzen Gefühle der Sieger. Und doch rücken sie zur Schlacht frohen Sinnes und fester Zuversicht. Der Geist ist gut, so wird uns gemeldet, also berechtigt er zu kräftigen Entschlüssen, und wo er etwa gedrückt sein sollte, da wird er durch diese kraftvollen Entschlüsse emporgerissen. So war es von jeher, sollte es diesmal anders sein? Ich hatte keine Bedenken wegen unserer zahlenmäßigen Unterlegenheit.

Wer in die Rechnung des Krieges nur die sichtbaren Werte einsetzt, rechnet falsch. Ausschlaggebend sind die inneren Werte des Soldaten. Auf diese baue ich mein Vertrauen. Ich denke mir: Mag der Russe auch in unser Vaterland einmarschieren, mag die Berührung mit deutscher Erde sein Herz höher schlagen lassen, sie macht ihn nicht zum deutschen Soldaten, und die ihn führen, sind keine deutschen Offiziere. Auf den mandschurischen Schlachtfeldern hatte der russische Soldat mit dem größten Gehorsam gefochten, so fremd ihm auch die politischen Absichten seiner Regierung am Stillen Ozean gewesen waren. Es schien nicht ausgeschlossen, daß bei einem Kriege gegen die Mittelmächte die Begeisterung der russischen Armee für die Kriegsziele des Zarentums größer sein würde. Trotzdem nahm ich an, daß der russische Soldat und Offizier auch auf dem europäischen Kriegsschauplatz im großen und ganzen keine höheren militärischen Eigenschaften zeigen würde als auf dem ostasiatischen, und glaubte daher, statt des Minus unserer zahlenmäßigen Unterlegenheit ein Plus an innerer Kraft in die Berechnung der Stärkeverhältnisse zu unseren Gunsten aufnehmen zu können.

So ist unser Plan, sind unsere Gedanken vor der Schlacht und für die Schlacht. Wir fassen dieses Denken und Wollen am 23. August in einer kurzen Meldung aus Marienburg an die Oberste Heeresleitung zusammen des Inhalts:

„Vereinigung der Armee am 26. August beim XX. Armeekorps für umfassenden Angriff geplant."

Am Abend des 23. August führte mich ein kurzer Erholungsgang auf das westliche Nogatufer. Von dort boten die roten Mauern des stolzen Deutschordensschlosses, des größten Baudenkmals baltischer Ziegelgotik im Abendsonnenstrahl einen gar wundersamen Anblick. Gedanken an die Vergangenheit hehrer Ritterzeit mischten sich unwillkürlich mit Fragen an die verschleierte Zukunft. Der Ernst der Stimmung wurde erhöht durch den Anblick vorüberziehender Flüchtlinge meiner Heimatprovinz. Eine traurige Mahnung, daß der Krieg nicht nur den wehrhaften Mann trifft, sondern daß er durch Vernichtung der Daseinsbedingungen Wehrloser zur tausendfachen Geißel der Menschheit wird.

Am 24. August begab ich mich mit dem engeren Stabe in Kraftwagen zum Generalkommando des XX. Armeekorps und kam hierbei in den Ort, von dem die bald entbrennende Schlacht ihren Namen erhalten sollte.

Tannenberg! Ein Wort schmerzlicher Erinnerungen für deutsche Ordensmacht, ein Jubelruf slawischen Triumphes, gedächtnisfrisch geblieben in der Geschichte trotz mehr als 500 jähriger Vergangenheit. Ich hatte bis zu diesem Tage das Schicksalsfeld deutscher östlicher Kultureroberungen noch nie betreten. Ein einfaches Denkmal zeugt dort von Heldenringen und Heldentod. In der Nähe dieses Denkmals standen wir an einigen der folgenden Tage, in denen sich das Geschick der russischen Armee Samsonoff zur vernichtenden Niederlage gestaltete.

Auf dem Wege von Marienburg nach Tannenberg vermehrten sich die Eindrücke vom Kriegselend, das über die unglücklichen Einwohner hereingebrochen war. Massen von hilflos Flüchtenden drängten sich mit ihrer Habe auf den Straßen und behinderten teilweise die Bewegungen unserer an den Feind marschierenden Truppen.

Bei dem Stabe des Generalkommandos traf ich das Vertrauen und den Willen, die für das Gelingen unseres Planes unerläßlich waren. Auch die Eindrücke über die Haltung der Truppe an dieser unserer zunächst bedenklichsten Stelle waren günstig.

Der Tag brachte keine durchgreifende Klärung, weder hinsichtlich der Operationen Rennenkampfs noch der Bewegungen Samsonoffs. Es schien sich nur zu bestätigen, daß Rennenkampfs Marschtempo ein recht gemäßigtes war. Der Grund hierfür war nicht zu erklären. Von der Narewarmee erkannten wir, daß sie sich mit ihrer Hauptmacht gegen das XX. Armeekorps vorschob. Unter ihrem Drucke nahm das Korps seinen linken Flügel zurück. Diese Maßregel hatte nichts Bedenkliches an sich. Im Gegenteil. Der nachdrängende Feind wird unserer linken Angriffsgruppe, die heute die Marschrichtung auf Bischofsburg erhält, immer ausgesprochener seine rechte Flanke bieten. Auffallend und nicht ohne Bedenken für uns waren dagegen feindliche Bewegungen, die sich anscheinend gegen unseren Westflügel und gegen Lautenburg aussprachen. Der Eindruck bestand, daß der Russe uns hier zu überflügeln gedachte und damit den beabsichtigten Umgehungsangriff unserer rechten Gruppe seinerseits in der Flanke fassen würde.

Der 25. August brachte etwas mehr Einblick in die Bewegungen Rennenkampfs. Seine Kolonnen marschierten von der Angerapp nach Westen, also auf Königsberg. War der ursprüngliche russische Operationsplan aufgegeben? Oder war die russische Führung über unsere Bewegungen getäuscht und vermutete die Hauptmasse unserer Truppen in und bei der Festung? Jedenfalls schien nunmehr kaum noch ein Bedenken zu bestehen, gegen Rennenkampfs gewaltige Massen nur noch einen Schleier stehen zu lassen. Samsonoffs auf-

fallend zögernde Operationen richteten sich auch an diesem Tage mit der Hauptstärke weiter gegen unser XX. Armeekorps. Das rechte russische Flügelkorps marschierte zweifellos in Richtung auf Bischofsburg, also unserem XVII. Armeekorps und I. Reservekorps entgegen, die an diesem Tage die Gegend nördlich dieses Städtchens erreichten Bei Mlawa häuften sich augenscheinlich weitere russische Massen.

Mit diesem Tage ist für uns die Zeit des Wartens und der Vorbereitung vorüber. Wir führen unser I. Armeekorps an den rechten Flügel des XX. heran. Der allgemeine Angriff kann beginnen.

Der 26. August ist der erste Tag des mörderischen Ringens von Lautenburg bis nördlich Bischofsburg. Nicht in lückenloser Schlachtfront sondern in Gruppenkämpfen, nicht in einem geschlossenen Akt sondern in einer Reihe von Schlägen beginnt das Drama sich abzuspielen, dessen Bühne sich auf mehr denn hundert Kilometer Breite erstreckt.

Auf dem rechten Flügel führt General von François seine braven Ostpreußen. Sie schieben sich gegen Usdau heran, um am nächsten Tag den Schlüsselpunkt dieses Teiles des südlichen Kampffeldes zu stürmen. Auch General von Scholtz' prächtiges Korps befreit sich allmählich aus den Fesseln der Verteidigung und beginnt zum Angriff zu schreiten. Erbitterter ist der Kampf schon am heutigen Tage bei Bischofsburg. Dort wird bis zum Abend von unserer Seite gründliche Kampfarbeit getan. In kräftigen Schlägen wird das rechte Flügelkorps Samsonoffs durch Mackensens und Belows Truppen (XVII. Armeekorps und I. Reservekorps) sowie durch Landwehr zerschlagen und weicht auf Ortelsburg. Die Größe des eigenen Erfolgs ist aber noch nicht zu erkennen. Die Führer erwarten für den folgenden Tag erneuten starken Widerstand südlich des heutigen Kampffeldes. Doch sie sind guter Zuversicht.

Da erhebt sich scheinbar von Rennenkampfs Seite drohende Gefahr. Man meldet eins seiner Korps im Vormarsch über Angerburg. Wird dieses nicht den Weg in den Rücken unserer linken Stoßgruppe finden? Ferner kommen beunruhigende Nachrichten aus der Flanke und dem Rücken unseres westlichen Flügels. Dort bewegt sich im Süden starke russische Kavallerie. Ob Infanterie ihr folgt, ist nicht festzustellen. Die Krisis der Schlacht erreicht ihren Höhepunkt. Die Frage drängt sich uns auf: wie wird die Lage werden, wenn sich bei solch gewaltigen Räumen und bei dieser feindlichen Überlegenheit die Entscheidung noch tagelang hinzieht? Ist es überraschend, wenn ernste Gedanken manches Herz erfüllen; wenn Schwankungen auch da drohen, wo bisher nur festester Wille war; wenn Zweifel sich auch da einstellen, wo klare Gedanken bis jetzt alles beherrschten? Sollten wir nicht doch gegen Rennenkampf uns wieder verstärken und lieber gegen Samsonoff nur halbe Arbeit tun? Ist es nicht besser, gegen die Narewarmee die Vernichtung

nicht zu versuchen, um die eigene Vernichtung sicher zu vermeiden? Wir überwinden die Krisis in uns, bleiben dem gefaßten Entschlusse treu und suchen weiter die Lösung mit allen Kräften im Angriff. Demnach rechter Flügel unentwegt weiter auf Neidenburg und linke Stoßgruppe „um 4 Uhr morgens antreten und mit größter Energie handeln", so etwa lautete der Befehl.

Der 27. August zeigt, daß der Erfolg des I. Reservekorps und XVII. Armeekorps bei Bischofsburg am vorhergehenden Tage ein durchschlagender gewesen ist. Der Gegner ist nicht nur gewichen, sondern flieht vom Schlachtfeld. Des weiteren überblickt man, daß Rennenkampf nur in der Phantasie eines Fliegers in unseren Rücken marschiert. In Wirklichkeit bleibt er in langsamem Vorgehen auf Königsberg. Sieht er nicht oder will er nicht sehen, daß das Verderben gegen die rechte Flanke Samsonoffs schon im vollen Vorschreiten ist und daß es auch gegen dessen linken Flügel andauernd wächst? Denn an diesem Tage erstürmen François und Scholtz die feindlichen Stellungen bei Usdau und nördlich und schlagen den südlichen Gegner. Mag nunmehr die feindliche Mitte weiter nach Allenstein—Hohenstein vordringen, sie findet dort nicht mehr den Sieg, sondern nur noch das Verderben. Die Lage ist für uns klar; wir geben am Abend des Tages den Befehl zum Einkreisen der Kernmasse des Gegners, nämlich seines VIII. und XV. Armeekorps.

Während des 28. August geht das blutige Ringen weiter.

Der 29. sieht einen großen Teil der russischen Hauptkräfte bei Hohenstein der endgültigen Vernichtung anheimfallen. Ortelsburg wird von Norden, Willenberg über Neidenburg von Westen erreicht. Der Ring um Tausende und Abertausende von Russen beginnt sich zu schließen. Viel russisches Heldentum ficht freilich auch in dieser verzweiflungsvollen Lage noch weiter für den Zaren, die Ehre der Waffen rettend, aber nicht mehr die Schlacht.

Rennenkampf marschiert immer noch ruhig weiter auf Königsberg. Samsonoff ist verloren, auch wenn sein Kamerad jetzt noch zu anderer und besserer kriegerischer Einsicht kommen sollte. Denn schon können wir Truppen aus der Schlachtfront ziehen zur Deckung unseres Vernichtungswerks, das sich in dem großen Kessel Neidenburg-Willenberg-Passenheim vollzieht und in dem der verzweifelnde Samsonoff den Tod sucht. Aus diesem Kessel heraus kommen größer und größer werdende russische Gefangenenkolonnen. In ihrem Erscheinen tritt der reifende Erfolg der Schlacht immer klarer zutage. Ein eigenartiger Zufall wollte es, daß ich in Osterode, einem unserer Unterkunftsorte während der Schlacht, den einen der beiden gefangenen russischen Kommandierenden Generale in dem gleichen Gasthofe empfing, in dem ich im Jahre 1881 auf einer Generalstabsreise als junger Generalstabsoffizier einquartiert gewesen war. Der

andere meldete sich am folgenden Tage bei mir in einer von uns zu Geschäftsräumen umgewandelten Schule.

Schon während der Kämpfe konnten wir das teilweise prächtige Soldatenmaterial betrachten, über das der Zar verfügte. Nach meinen Eindrücken befanden sich darunter zweifellos bildungsfähige Elemente. Ich nahm bei dieser Gelegenheit, wie schon 1866 und 1870 wahr, wie rasch der deutsche Offizier und Soldat in seinem seelischen Empfinden und in seinem sachlichen Urteil in dem gefangenen Gegner den gewesenen Feind vergißt. Die Kampfeswut unserer Leute ebbt überraschend schnell zu rücksichtsvollem Mitgefühl und menschlicher Güte ab. Nur gegen die Kosaken erhob sich damals der allgemeine Zorn. Sie wurden als die Ausführer all der vertierten Roheiten betrachtet, unter denen Ostpreußens Volk und Land so grausam zu leiden hatten. Dem Kosak schlug anscheinend sein schlechtes Gewissen, denn er entfernte, wo und wie er immer konnte, bei drohender Gefangennahme die Abzeichen, die seine Waffenzugehörigkeit kenntlich machten, nämlich die breiten Streifen an den Hosen.

Am 30. August macht der Gegner im Osten und Süden den Versuch, mit frischen und wiedergesammelten Truppen unseren Einschließungsring von außen her zu sprengen. Von Myszyniec, also aus der Richtung Ostrolenka, führt er neue starke Kräfte auf Neidenburg und Ortelsburg gegen unsere Truppen, die schon das russische Zentrum völlig einkreisen und daher dem anrückenden Gegner den Rücken bieten. Gefahr ist im Verzug; um so mehr, als von Mlawa anrückende feindliche Kolonnen nach Fliegermeldung 35 km lang, also sehr stark sein sollen. Doch halten wir fest an unserem großen Ziele. Die Hauptmacht Samsonoffs muß umklammert und vernichtet werden. François und Mackensen werfen dem neuen Feind ihre freilich nur noch schwachen Reserven entgegen. An ihnen scheitert der russische Versuch, die Katastrophe Samsonoffs zu mildern. Während Verzweiflung den Umklammerten ergreift, hat Mattherzigkeit die Tatkraft desjenigen gelähmt, der die Befreiung hätte bringen können. Auch in dieser Beziehung bestätigen die Ereignisse auf dem Schlachtfelde von Tannenberg die alten menschlichen und soldatischen Erfahrungen.

Unser Feuerkreis um die dichtgedrängten, bald hierhin, bald dorthin stürzenden russischen Haufen wird mit jeder Stunde fester und enger.

Rennenkampf scheint an diesem Tage die Deimelinie östlich Königsberg zwischen Labiau und Tapiau angreifen zu wollen. Seine Kavalleriemassen nähern sich aus Richtung Landsberg—Bartenstein dem Schlachtfeld von Tannenberg. Wir aber haben bereits starke, siegesfrohe, wenn auch ermüdete Kräfte zur etwaigen Abwehr bei Allenstein gesammelt.

Der 31. August ist für unsere noch kämpfenden Truppen der Tag der Schlußernte, für unser Oberkommando der Tag des Überlegens

über Weiterführung der Operationen, für Rennenkampf der Tag der Rückkehr in die Linie Deime-Allenburg-Angerburg.

Schon am 29. August hatte mir der Gang der Ereignisse ermöglicht, meinem Allerhöchsten Kriegsherrn den völligen Zusammenbruch der russischen Narewarmee zu melden. Noch am gleichen Tage erreichte mich auf dem Schlachtfelde der Dank Seiner Majestät, auch im Namen des Vaterlandes. Ich übertrug diesen Dank im Herzen wie in Worten auf meinen Generalstabschef und auf unsere herrlichen Truppen.

Am 31. August konnte ich meinem Kaiser und König folgendes berichten:

„Eurer Majestät melde ich alluntertänigst, daß sich am gestrigen „Tage der Ring um den größten Teil der russischen Armee geschlossen „hat. XIII., XV. und XVIII. Armeekorps sind vernichtet. Es sind bis „jetzt über 60 000 Gefangene, darunter die Kommandierenden Gene„rale des XIII. und XV. Armeekorps. Die Geschütze stecken noch in „den Waldungen und werden zusammengebracht. Die Kriegsbeute, „im einzelnen noch nicht zu übersehen, ist außerordentlich groß. Außer„halb des Ringes stehende Korps, das I. und VI., haben ebenfalls „schwer gelitten, sie setzen fluchtartig den Rückzug fort über Mlawa „und Myszyniec."

Die Truppen und ihre Führer hatten Gewaltiges geleistet. Nun lagerten die Divisionen in den Biwaks und das Dankeslied der Schlacht von Leuthen schallte aus ihrer Mitte.

In unserem neuen Armeehauptquartier Allenstein betrat ich die Kirche in der Nähe des alten Ordensschlosses während des Gottesdienstes. Als der Geistliche das Schlußgebet sprach, sanken alle Anwesenden, junge Soldaten und alte Landstürmer, unter dem gewaltigen Eindruck des Erlebten auf die Knie. Ein würdiger Abschluß ihrer Heldentaten.



S. M. S. „Emden“ im Kreuzerkrieg in der Straße von Tsushima und im Hafen von Penang.

Von Kapitänleutnant Robert Witthoeft von der Admiralität, damals Wachhabender Offizier an Bord S. M. S. „Emden“.

Es war am Abend des 1. August 1914. S. M. S. „Emden“ war am 31. Juli abends infolge der so ernsten Nachrichten über die politische Spannung in Europa aus Tsingtau in aller Stille ausgelaufen und wartete in der Nähe des Sokotra-Felsens, fernab von allen häufiger benutzten Dampferwegen die weitere Entwicklung der Dinge ab. Dort erhielt das Schiff die funkentelegraphische Nachricht von dem Mobilmachungsbefehl für das Deutsche Heer und die Deutsche Flotte.

Allen schon vorher erhaltenen Nachrichten zufolge war man an Bord auf diesen Mobilmachungsbefehl, der nur noch durch ein Wunder hätte ausbleiben können, vollkommen vorbereitet.

Der Kommandant des Schiffes, Fregattenkapitän v. Müller, gab am folgenden Vormittage, einem Sonntagsmorgen, der Besatzung des Schiffes unmittelbar nach Beendigung des Sonntagsgottesdienstes den Mobilmachungsbefehl des Kaisers bekannt. Er sagte den Leuten, Seine Majestät habe die Mobilmachung sämtlicher Streitkräfte, des Heeres und der Flotte, befohlen, um Deutschland gegen die Angriffe seiner Feinde, die mit Neid auf die glänzende Entwicklung Deutschlands blickten, zu verteidigen, in treuem Zusammenstehen mit seinem Bundesgenossen Österreich-Ungarn. In kurzen Worten sprach er die Erwartung aus, daß ein jeder an Bord bis zum letzten Atemzuge treu und gewissenhaft seine Pflicht erfüllen möge, damit S. M. S. „Emden“ mit Ehren bestehen möge.

Drei begeisterte Hurras auf den Obersten Kriegsherrn gaben dem Gelöbnis eiserner Pflichterfüllung und Opferfreudigkeit Ausdruck.

Dieser Sonntag verlief im übrigen äußerlich ruhig, was der wirklich prächtigen Besatzung des Schiffes von Herzen zu gönnen war, nach den ungeheuren Arbeiten, die mit der Herstellung der völligen Gefechtsbereitschaft des Schiffes verbunden gewesen waren.

Um 1 Uhr nachts meldete die Funkentelegraphie, daß russische Streitkräfte die deutsche Grenze überschritten hätten und daß sich dementsprechend Deutschland im Kriegszustande mit Rußland betrachte. „Emden“ stieß nun zur großen Freude ihrer tatenfrohen

Besatzung, die auf ein Zusammentreffen mit dem Feinde brannte, zunächst von ihrem augenblicklichen Standorte aus in östlicher Richtung vor, bis sie den Dampferweg Wladiwostok-Shanghai erreicht hatte, dann bog sie auf diesem in nördlicher Richtung ab und verfolgte ihn bis in die historische Tsushimastraße, da der Kommandant beabsichtigte, nördlich derselben auf feindliche Dampfer zu fahnden, falls solche zwischen Shanghai oder Nagasaki und Wladiwostok unterwegs sein sollten.

Am Abend brachte die Funkentelegraphie wieder recht viel Interessantes, zunächst Deutschlands Kriegserklärung an Frankreich, von allen schon längst erwartet, ferner aber auch: „Auf feindliche Haltung englischer Kriegsschiffe gefaßt sein." Das war einigermaßen unerwartet. Weiterhin gab Tsingtau noch die Nachricht, daß drei russische Handelsdampfer — es folgte die Nennung der Namen — in Nagasaki lägen.

Gegen Mitternacht, als sich „Emden" im Westkanal der Tsushimastraße befand, wurden seit dem Auslaufen aus Tsingtau zum ersten Male Fahrzeuge gesichtet. Ihre Lichter waren an Steuerbord etwas voraus zu sehen und konnten möglicherweise Hecklaternen von Kriegsschiffen sein. Kriegsschiffe wurden nämlich in der Nähe vermutet, da fremder Funkentelegraphie-Verkehr von Emdens Station gehört worden war.

Immerhin war es zu unsicher, ob es wirklich Kriegsschiffe waren, es konnten schließlich ebensogut Fischerfahrzeuge sein. Emden verfolgte sie also nicht weiter, da ihr ebensowenig daran lag, sich mit harm- und wertlosen Fischerfahrzeugen aufzuhalten, wie von einer starken feindlichen Übermacht vorzeitig bemerkt zu werden, wenn es sich hier tatsächlich um Kriegsschiffe handelte.

Der Wind briste um diese Zeit sehr auf, die See wurde rauh, zwischen 4 und 6 Uhr früh ging schwerer Regen nieder. Mit dem schönen Wetter der letzten Tage schien es vorbei zu sein.

Dieser Umstand bewog den Kommandanten zu dem Entschluß, weiter nach Süden zurückzufallen, da er dort klareres Wetter anzufinden hoffte. So bog nun das Schiff, das in der Zwischenzeit den Westkanal der Tsushimastraße durchfahren hatte und nördlich der gleichnamigen Insel stand, mit südlichem Kurse nach dem Ostkanal der Straße ab, um möglicherweise hier Dampfer abzufangen.

Und hier war es, wo S.M.S. „Emden" ihren ersten Erfolg haben sollte.

Gegen 6 Uhr vormittags am 4. August klarte es etwas auf, und da wurde in nicht allzugroßer Ferne ein Dampfer gesichtet, der, als er die Emden erblickte, sofort abdrehte und unmittelbar darauf in seiner dicken schwarzen Rauchwolke verschwand.

„Klar Schiff zum Gefecht" ertönte der Befehl, „Askold" jubelten die Leute und stürzten an die Kanonen.

Aber der „Askold", ein russischer älterer Panzerkreuzer, mit dem die Emden-Besatzung einen Kampf ersehnte, war es leider nicht. Das wurde sehr bald von ihr erkannt, als ein Windstoß für einige Sekunden die Rauchfahne etwas zerriß und ein schwarzer Handelsdampfer mit zwei gelben Schornsteinen daraus auftauchte. Dieser hatte, wie schon erwähnt, die Emden auch seinerseits gleich bemerkt und lief nun, was er konnte, in südlicher Richtung davon, um in die japanische Hoheitsgrenze der Insel Tsushima zu entwischen. Emden verfolgte ihn zunächst mit 17 Seemeilen, dann mit 19 Seemeilen Fahrt. An Bord der Emden herrschte große Besorgnis, daß er sein Ziel noch erreichen würde, denn nach dem Schiffsort der Emden zu schließen konnte es bis dahin nicht mehr weit sein. Gleich bei Aufnahme der Verfolgung feuerte Emden zwei blinde Schüsse, dann folgten scharfe, aber der Dampfer hielt zunächst durch. Wie die Schüsse lagen, konnte nicht beobachtet werden, weil beide Schiffe mit hoher Fahrt gegen den Wind und die See andampften und die dicke Rauchwolke des Verfolgten sich genau zwischen diesen und die Emden niederschlug. Endlich, beim ungefähr zehnten scharfen Schuß, schien der Dampfer sich zu besinnen und nach dem zwölften stoppte er und drehte nach Backbord bei. Wie wir später erfuhren, war die neunte oder zehnte Granate nur etwa fünf bis zehn Meter neben dem Schiff eingeschlagen. Das hatte endlich gewirkt.

Emden näherte sich nun schnell dem Dampfer, den sie nach einigen Minuten erreichte.

Mit internationalem Flaggensignal verbot sie ihm zu funken, denn die Prise gab ununterbrochen Hilfesignale und ihren Namen.

Ein Kutter wurde zu Wasser gebracht, und kurz darauf befand sich drüben eine Prisenbesatzung von zwanzig bewaffneten Leuten unter Oberleutnant zur See Lauterbach an Bord, der sofort an allen wichtigen Stellen des Dampfers, besonders aber in der Funkenbude, Posten aufziehen ließ. Die Prise war der zu der russischen Freiwilligen-Flotte gehörende, dreitausendfünfhundert Tonnen große Dampfer „Raysan", von Nagasaki nach Wladiwostok mit ungefähr 80 Passagieren und ohne Ladung unterwegs.

Am Heck entfaltete sich alsbald die deutsche Kriegsflagge zum Zeichen, daß der Dampfer nun Eigentum der deutschen Marine war.

Der Kommandant entschloß sich im Hinblick auf die zahlreichen Passagiere und vor allem auf die verhältnismäßig hohe Geschwindigkeit des Raysan, diesen nach Tsingtau einzubringen. Das Schiff schien als Hilfskreuzer geeignet, hatte es doch bei seiner Verfolgung die stattliche Geschwindigkeit von beinahe 17 Seemeilen entwickelt. So bekam denn Raysan Kurs und Fahrt signalisiert, und Emden folgte ihm so, daß sie ihn stets aus nächster Nähe hübsch unter Aufsicht hatte.

Inzwischen hatte sich Lauterbach in das F.-T. (= Funkentelegraphische) Journal des Dampfers vertieft und meldete aus

diesem allerlei Interessantes auf Emden hinüber. Am gleichen Morgen hatte nämlich der Raysan noch mit dem französischen Geschwader verkehrt und die Nachricht empfangen, daß es mit südlichem Kurse Wladiwostok verlassen habe.

Das war von außerordentlicher Bedeutung, denn nun bestand die große Möglichkeit eines Zusammentreffens mit den beiden französischen Panzerkreuzern, und welche Freude wäre es für diese gewesen, wenn sie der Emden ihre schöne Prise wieder abgejagt hätten!

Für entsprechend schärferen Ausguck wurde auf S. M. S. „Emden" sofort Sorge getragen.

Nachdem auf dem weiteren Wege ein kleineres Fahrzeug, anscheinend ein japanischer Fischdampfer, angetroffen und von Emden unbehelligt geblieben war, senkte sich der Abend hernieder und bot bei schönstem, windstillen Wetter und gänzlich ruhiger See einen herrlichen Sonnenuntergang.

Plötzlich meldete der im Fockmast als Ausguckspfosten aufgezogene Signalgast die Rauchwolken von mindestens fünf Schiffen an Steuerbord querab. Sofort drehte der Kommandant um 8 Strich nach Backbord ab, um einerseits von den Rauchwolken weg zu dampfen, andererseits ihnen die schmale Seite der Schiffe zuzukehren, damit man Emden und ihren unfreiwilligen Begleiter nicht an ihren Schornsteinen erkennen konnte.

Kein Zweifel, das war das französische Geschwader, welches dort, bestehend aus den beiden Panzerkreuzern und einigen Torpedobooten, in breiter Formation südwärts steuerte.

An Raysan war der Befehl: „Klar machen zum Versenken" schon vorher ergangen, das heißt Ausschwingen und Klarmachen der Boote, denn im äußersten Notfalle sollte die Prise höchstens im sinkenden Zustande preisgegeben werden. Raysan ist dann gleich bis Tsingtau jederzeit klar zum Versenktwerden geblieben.

Jetzt wurde auf dem deutschen Kreuzer auch ein feindlicher Funkspruch aufgefangen. Dieser war von den Herren Franzosen noch nicht einmal chiffriert gegeben und lautete: „Dupleix" (französischer Panzerkreuzer) an „Amazone" (Postdampfer der Messageries Maritimes): „Deutsche große Kreuzer halten Tsushimastraße besetzt, sofort nach Kobe zurückkehren!"

Beim Sichten der fünf Rauchwolken stand Emden südlich der Insel Tsushima, ungefähr südwestlichen Kurs nach Tsingtau steuernd. Das französische Geschwader, das den Westkanal der Tsushimastraße durchfahren hatte, steuerte einen ungefähr fünf Strich von dem der Emden abweichenden Kurs, scheinbar auf Shanghai oder Hongkong zu. Nach Einbruch der Dunkelheit drehte Emden, die zunächst nach Osten ausgewichen war, langsam über Backbord auf nördlichen, nordwestlichen und schließlich auf ihren alten westlichen Kurs, sich so in weitem Bogen hinter den Franzosen vorbeiziehend und deren

Kurs nicht ganz rechtwinkelig schneidend. Dann steuerte sie zwischen der Insel Quelpart und der koreanischen Halbinsel weiter nach Tsingtau. Wenn es tatsächlich die französischen Kriegsschiffe gewesen waren, woran kaum ein Zweifel besteht, so war ihnen Emden glänzend entwischt. Der Signalgast, der infolge tadelloser Aufmerksamkeit den Feind frühzeitig genug gemeldet hatte, wurde zur Belohnung zum Obersignalgasten befördert. Das war die erste Kriegsauszeichnung auf S. M. S. „Emden".

Am nächsten Abend erhielt der deutsche Kreuzer, der auch weiter vom Feinde unbemerkt seine Prise dem Heimatshafen zuführte und und nur wenigen japanischen Dampfern begegnet war, die Nachricht von Englands Kriegserklärung an Deutschland. Obwohl Offiziere und Besatzung die Bedeutung dieses Auftretens der seegewaltigsten Macht unter Deutschlands Feinden nach ihrer ganzen Schwere würdigten, so wirkte die Nachricht an Bord doch in keiner Weise niederschlagend, ganz im Gegenteil freuten sich die Leute darüber, als Angehörige der jungen deutschen Marine ihre Kräfte gleich im Kampfe mit der größten Seemacht der Welt erproben zu können. Immerhin hieß es jetzt Maßnahmen zu treffen, wenn Tsingtau von den Engländern bereits blockiert sein sollte. Es entstand nämlich nun die Frage, ob es, da ja nun mit einem Zusammentreffen mit englischen Streitkräften vor Tsingtau gerechnet werden mußte, noch zweckmäßig sei, den Rayſan nach Tsingtau einzubringen. Denn wenn auch bei einem Zusammenstoß mit überlegenem Feinde die Prise nur im sinkenden Zustande verloren gegeben wäre, so bestand doch die Gefahr, daß Lauterbach und die auf Rayſan befindliche deutsche Prisenbesatzung sehr leicht in Gefangenschaft geraten konnten.

Derartige Zweifel tauchten wohl auch vorübergehend bei Fregattenkapitän v. Müller auf. Da aber der Rayſan mit seiner hübschen Geschwindigkeit schon ein Wert war, um den sich ein Wagnis lohnte, so entschied sich der Kommandant doch nach kurzer Überlegung dazu, die Einbringung der Prise nach Tsingtau unter allen Umständen zu versuchen. Dementsprechend erging noch vor dem Dunkelwerden an Lauterbach der Befehl: „Bei Annäherung Tsingtau einscheeren in Kielwasser Emden, bei Zusammenstoß mit dem Feinde Schiff auf Strand setzen."

Dann kam die Nacht. Als gegen 1 Uhr das Feuer von Tschalientau, einer der Tsingtaubucht vorgelagerten Insel, in Sicht kam, wurde das Schiff in Klarschiff-Zustand versetzt, d. h. die ganze Besatzung zog auf den Gefechtsstationen auf. Es war Dampf auf für hohe Fahrt.

Nach Peilungen des Leuchtfeuers wurde festgestellt, daß Emden starke nördliche Stromversetzung gehabt hatte. Dementsprechend wurde der Kurs etwas südlicher gerichtet auf Kap Yatau, um von dort dicht unter der nördlichen Küste der Tsingtaubucht in den Hafen einzulaufen.

Gegen 3 Uhr wurde ein Dampfer mit auffallend heller Hecklaterne passiert, anscheinend ein Japaner.

Auf der Kommandobrücke der Emden war alles in ziemlicher Spannung, waren doch schon seit einiger Zeit zahlreiche, natürlich dem deutschen Kreuzer nicht verständliche Funksprüche aufgefangen worden, deren Sender, nach der Lautstärke zu schließen, nicht weit abstehen konnten. An der Hand dieses lauten und lebhaften Funkenverkehrs wurde auf die Möglichkeit geschlossen, daß nicht unbedeutende englische Zerstörerstreitkräfte vor Tsingtau liegen konnten.

Und wie es denn meistens so geht, wenn man irgend etwas Besonderes erwartet, so ereigneten sich auch hier zwei Zufälle, die zur Erhöhung der auf Emden herrschenden Spannung und angestrengten Aufmerksamkeit noch beitrugen. Zunächst ging die Venus, wohl infolge von Refraktion, im letzten Augenblick derartig weithinleuchtend unter, daß viele unter der Besatzung darauf geschworen hätten, es wäre ein niederfallender weißer Signalstern gewesen, und ganz kurz darauf wurde eine niederfallende Sternschnuppe beobachtet, die eine so ungewöhnliche, ausgesprochen grüne Farbe hatte, daß wiederum recht viele geneigt waren, sie für einen grünen Signalstern anzusprechen. So spähten viele Augen angestrengt in das Dunkel der Nacht, und auf dem Raysan, der seinem Befehl gemäß schon seit einiger Zeit hinter der Emden herfuhr, wurde ebenfalls höllisch aufgepaßt.

Aber kein Angriff erfolgte, nur als Emden bei der allerersten, noch kaum merklichen Morgendämmerung bei Kap Yatau angekommen war und sich die Augen der Besatzung nun auch auf die nahe und hohe Felsenküste richteten, in deren zerklüfteten Buchten englische Zerstörer recht gut hätten lauern können, da ertönte der Ruf: „Alarm" und kurze Zeit später noch einmal.

Die dunkelen Körper, die sich aus den düsteren Schatten der Felsen losgelöst hatten und sich dem deutschen Kreuzer langsam näherten, und die zuerst für Torpedoboote gehalten worden waren, entpuppten sich aber beim Näherkommen als chinesische Dschunken.

Einige Augenblicke später kämpfte sich die Morgendämmerung siegreich durch, und nun wurde in südlicher Richtung ein Dampfer gesichtet. Es war ein Landsmann, der Dampfer C. F. Leiß, der vor der Einfahrt wartend kreuzte.

Die ungefähre Ankunftszeit war Tsingtau natürlich durch Funkentelegraphie mitgeteilt worden. Tsingtau war im Kriegszustande, kein Feuer brannte mehr, die Minensperre war ausgelegt. Auch in den Privathäusern war Lichtbrennen untersagt. So lag die Stadt in unheimlichem Dunkel da, so ganz anders als sonst, wo einem, wenn man nachts oder auch selbst in der frühen Dämmerung wie jetzt, eingelaufen war, stets ein helles Lichtermeer entgegengestrahlt hatte.

Südlich der Insel Maitau machte Emden ein Signal, und in demselben Augenblick blitzte das Einfahrtfeuer auf, um ihr den Weg zu weisen. Gleichzeitig sah man jetzt den auf Patrouille befindlichen „Jaguar". Gott sei Dank, daß er den Heimathafen auch erreicht hatte! Er hatte die Reise von Shanghai unter der stetigen unangenehmen Begleitung eines englischen Kreuzers zurückgelegt, indessen Tsingtau noch vor dem Eintreffen der englischen Kriegserklärung erreicht.

Inzwischen war es nun ziemlich hell geworden, eine Dampfbarkasse mit dem Sperrkommandanten und Sperrlotsen kam längsseit, und der deutsche Kreuzer wurde durch die Minensperre hindurchgelotst. Rayſan mußte vorerst noch außerhalb der Sperre ankern, folgte aber nach kurzer Zeit.

So hatte S. M. S. „Emden" ihre erste Unternehmung mit einem schönen Erfolge beendet, denn Rayſan wurde in Tsingtau, wo es an schnelleren Dampfern mangelte, als äußerst willkommene Prise freudig begrüßt und hat später als stolzer Hilfskreuzer „Kormoran II." die deutsche Kriegsflagge über den weiten Stillen Ozean getragen. Für S. M. S. „Emden" war aber die Fahrt insofern von großer Bedeutung gewesen, als sie gezeigt hatte, von was für einem frischen, wagemutigen und opferfreudigen Geiste Matrosen und Heizer beseelt waren, was für ein unbegrenztes Vertrauen die Besatzung in ihren Führer Fregattenkapitän v. Müller setzte und welch schönes und sachgemäßes Zusammenarbeiten zwischen der Mannschaft und ihren Offizieren bestand.

* * *

Monate später! S. M. S. „Emden" hatte in der Zwischenzeit so manchen englischen Handelsdampfer auf den Meeresgrund befördert, wobei stets in ritterlichster Weise den Besatzungen dieser Schiffe Gelegenheit gegeben worden war, ihr persönliches Hab und Gut zu retten. Ferner auch hatte S. M. S. „Emden" durch die Beschießung der Öltanks von Madras die Brandfackel des Krieges an die nach Ansicht der Engländer geheiligte Küste Indiens getragen, und dem unternehmungslustigen Geiste der Mannschaft paßte es schon längst nicht mehr, sich nur mit der Vernichtung harmloser Handelsdampfer abzugeben. Sie dürstete danach, ihre Kräfte auch einmal im Kampfe mit einem Kriegsschiff erproben zu können. Die Besatzung ahnte wohl kaum, daß ihr Wunsch recht bald in Erfüllung gehen würde und daß der Kommandant des Schiffes sich schon seit längerem mit dem Gedanken an eine Unternehmung gegen feindliche Seestreitkräfte im Hafen von Penang trug. Dieser Gedanke war geboren worden, als Lauterbach gelegentlich der schon vor der Beschießung von Madras erfolgten Kaperung eines norwegischen Dampfers bei Rangun erfahren hatte, daß die beiden französischen Panzerkreuzer Montcalm und Dupleix im Hafen von Penang lagen.

Gegen diese beiden wollte der Kommandant mit größter Überraschung zum vernichtenden Schlag ausholen. Diesem Entschluß entsprechend steuerte S. M. S. „Emden" am 27. Oktober 1914 Penang an, und im Laufe des Nachmittags gab der Kommandant der Besatzung mit einer kurzen Ansprache bekannt, was er für den nächsten Tag plante, gleichzeitig die Erwartung aussprechend, daß jeder Mann seinen Posten ausfüllen würde. Aus den Blicken der Leute konnte er herauslesen, daß er sich in dieser Hinsicht felsenfest auf sie verlassen konnte. Diesesmal sollte nicht, wie bei Madras, in völliger Dunkelheit angegriffen werden. Das ging hier aus navigatorischen Rücksichten nicht an. Bei Madras war weiter nichts nötig gewesen, als von einer navigatorisch gänzlich gefahrlosen, offenen Reede aus auf die Stadt zu feuern, unter völliger Bewegungsfreiheit nach allen Seiten hin. Hier lag die Sache wesentlich anders. Der Hafen von Penang liegt in einem reichlich engen Schlauch, der von der Insel Pulu-Gedang und der hinterindischen Küste gebildet wird, und der nach Norden und Süden zu offen ist. Die südliche Einfahrt fiel für die Zwecke der Emden wegen ihrer allzu großen navigatorischen Hindernisse von vornherein weg, blieb also nur die Nord-Einfahrt. Durch diese einzusteuern hätte man sich ja auch noch bei völliger Dunkelheit getraut, obgleich, nach dem Ereignis von Madras, mit ziemlicher Sicherheit darauf zu rechnen war, daß sämtliche Seezeichen gelöscht sein würden. Aber hier war die Aufgabe auch eine andere als seinerzeit bei Madras. Es galt hier nicht die Beschießung von Öltanks oder Küstenbatterien, sondern die Vernichtung eines feindlichen Kriegsschiffes. Der Ankerplatz der Kriegsschiffe in Penang lag aber ganz innen drin, an der engsten Stelle des geschilderten Schlauches, daher konnte von einer Bewegungsfreiheit dort keine Rede mehr sein. Hinein aber mußte man, um an den Gegner überhaupt heranzukommen. Ein paar Granaten taten es hier nicht. Die hätten bei dem kleinen Kaliber dem Feinde wohl nicht allzu viel Schaden zugefügt. Hier mußte ihm aus nächster Nähe ein tödlicher Torpedo überraschend angetragen werden, der ihn gleich so zurichtete, daß an keinen energischen Widerstand mehr zu denken war. Sonst konnte es der Emden in dem engen Loche übel ergehen, wenn sie auf einen artilleristisch stärkeren Gegner stieß. Um diesen Torpedo los zu werden, mußte aber, wie gesagt, bis auf wenige hundert Meter herangegangen werden, da der Feind infolge des Ebbe- und Flutstroms nicht von vornherein seine Breitseite darbot, wenn er zu Anker lag. Und, was mindestens ebenso wichtig war, wenn der Angriff auch den gewünschten moralischen Erfolg erzielen sollte, was aber seemännisch und navigatorisch viel schwieriger war, Emden mußte auch glücklich wieder heraus! Das bedingte aber ein Umdrehen des Schiffes gerade hier an der engsten Stelle des Schlauches, um die Nordeinfahrt wieder zu gewinnen. Dieses Manöver aber in der völligen Dunkelheit ausführen zu

wollen, wäre tollkühn gewesen, und hätte sehr übel ausgehen können, da mit Bestimmtheit anzunehmen war, daß es im feindlichen Feuer ausgeführt werden mußte, und daß der ganze Hafen voll von Handelsschiffen sein würde, von denen übrigens, wenn möglich, auch noch gleich ein paar vernichtet werden sollten. Daher wählte der Kommandant den Zeitpunkt seines Auftretens so, daß er die allererste Morgendämmerung zur Hilfe hatte, um wenigstens die verschiedenen Fahrzeuge im Hafen unterscheiden zu können. Dementsprechend wurde die Fahrt auf den Anmarsch geregelt. Am frühen Morgen des 28. Oktober wurde mit 17 bis 18 Seemeilen in den Hafen eingelaufen. Der Kurs wurde auf die unmittelbar vor dem inneren Hafen liegende Leuchttonne genommen, die wider Erwarten ebenso wie der Leuchtturm auf der Insel nicht gelöscht war. Das sorgfältig abgeblendete Schiff führte, wie immer bei militärischen Unternehmungen, den selbstgefertigten vierten Schornstein, der nach Penang so bekannt geworden ist. Als man nach dem Runden der Boje in den inneren Hafen hineinsehen konnte, entdeckte man, daß die Beschießung von Madras für die Engländer wenig Nutzen gezeitigt hatte, denn alle Lichter brannten wie im tiefsten Frieden. Um 4,50 Uhr — das war der Zeitpunkt, zu dem die Boje gerundet wurde — wurde der Befehl „Achtung" gegeben. Jetzt konnte es losgehen.

Noch war es finster, aber jeden Augenblick mußte die Dämmerung einbrechen. Die beiden Küstenstriche, an Backbord das Festland, an Steuerbord die Insel, waren natürlich schon jetzt mühelos zu unterscheiden, ganz abgesehen davon, daß die auf beiden Seiten liegenden Stadtteile mit ihrer schönen Beleuchtung schon dafür sorgten, daß man sich nicht verirrte.

Die Scheinwerfer waren besetzt, die Kanonen geladen. Jedermann wartete atemlos auf die nächsten Minuten. Es setzte Ebbstrom. Im Hafen liegende Schiffe mußten Emden daher ihr Heck zukehren.

Jetzt folgten die Ereignisse schnell aufeinander. Unmittelbar vor dem Eintritt in den inneren Hafen verminderte der deutsche Kreuzer die Fahrt.

Von den vielen, vielen Lichtern an Land und im Hafen traten besonders vier helle weiße hervor, die zunächst als Hecklaternen von längsseit aneinander festgemachten Torpedobooten angesprochen wurden. In diesem Augenblick jedoch brach das erste fahle Gelb der Dämmerung durch, und es wurde erkannt, daß die Lichter zu einem größeren feindlichen Kriegsschiff gehörten, von dem Emden etwa noch 1500 m ab war. Zum Fertigmachen des Steuerbord-Torpedo-Breitseitrohres stoppte der Kommandant für einen kurzen Augenblick die Maschinen ab. Dann, als ihm das Rohr klargemeldet war, dampfte er auf den Feind los, der unterdessen als der russische kleine Kreuzer „Jemtschug" ausgemacht worden war.

Ungefähr 500 m hinter dem Heck des russischen Kreuzers wurde hart nach Backbord gedreht, um den Feind nicht zu unter-

schießen. Die deutschen Toppflaggen flatterten hoch. Schon war jetzt der richtige seitliche Abstand erreicht, und Emden drehte auf gleichlaufenden Kurs zum Russen zurück.

Der lag im tiefsten Frieden, anscheinend die deutschen Farben in der knappen Morgendämmerung noch nicht erkennend.

Emden's Scheinwerfer warteten auf Befehl zum Leuchten, doch wurden sie nicht mehr gebraucht. Das Ziel war auch so schon deutlich genug zu erkennen.

Jetzt war die Emden soweit, daß der Feind in die Ziellinie einwandern mußte. Noch ein kurzer Augenblick höchster allgemeiner Spannung. Dann erklang das „Los" des Torpedooffiziers aus dem Kommandoturm, und aller Augen richteten sich auf die Wasseroberfläche, wo die schon schwach erkennbaren Blasen mit unheimlicher Sicherheit nach dem ahnungslosen Opfer ihre Bahn zogen.

Ein dumpfer Knall erfolgte, der Torpedo hatte den „Jemtschug" in der Höhe seines hinteren Schornsteins, anscheinend sehr tief getroffen.

Das Schiff federte hinten einen Augenblick hoch und sank dann bis zum Fuße seines Flaggenstocks weg.

Das begeisterte Hurrah von Emden's Adjutanten verklang in dem ohrenbetäubenden Lärm des nunmehr, gemäß vorheriger Verabredung, sofort einsetzenden Artilleriefeuers, das mit dem Augenblick der Detonation des Torpedos den Gegner aus nächster Nähe überschüttete, und dessen Echo hier in diesem engen Schlauch tausendfach widerhallte.

Und während jetzt die Strahlen der aufgehenden Sonne die letzten Dämmerungsschatten vollends verscheuchten und den Hafen, den deutschen Kreuzer und seine Farben hoch oben im Topp in rosiges Licht hüllten, fegten die deutschen Granaten auf eine Entfernung von wenigen hundert Metern mit mathematischer Sicherheit in das Vorschiff des dem Untergange geweihten Kreuzers, das bald wie ein Sieb aussah und in dem es lichterloh brannte.

Nicht umsonst war dieser Teil des Russen das Ziel der Geschütze. Im Vorschiff eines Kriegsschiffs wohnt die Mannschaft, und es galt, den größten Teil der Besatzung, der um diese Zeit wohl noch schlief, garnicht mehr auf seine Gefechtsstationen kommen zu lassen. Viele Menschen sind wohl auch aus dieser Hölle nicht mehr herausgekommen.

Unmittelbar nach dem ersten Torpedotreffer manövrierte der Kommandant die Emden nach Backbord auf der Stelle herum, um nicht zwischen die zahlreichen im Hafen liegenden Handelsschiffe zu geraten. Deren gab es hier — es waren wahrscheinlich größtenteils Engländer und Japaner — nicht weniger als mindestens zwanzig. Ein zwingender Beweis für den Eindruck von Emdens bisheriger Tätigkeit, wenn man bedenkt, daß es nur deshalb so viele waren, weil die meisten sich wegen der Emden nicht hinaus getraut hatten.

Während das Schiff drehte und seinen Granatenhagel nun auch über die bisher noch verschont gebliebenen Teile des „Jemtschug" verteilte, stürzte der Torpedooffizier, der unmittelbar nach seinem ersten Schuß das Backbordbreitseitrohr hatte fertigmachen und das Steuerbordrohr neu hatte laden lassen, auf die Kommandobrücke und bat den Kommandanten um Befehl, ob dem „Jemtschug" noch ein zweiter Torpedo angeboten werden sollte oder nicht.

Es war ja mit Sicherheit anzunehmen, daß der Russe, der hinten schon so tief im Wasser lag, sinken würde. Aber Emden mußte noch einmal an ihm vorüber, und bei dieser Gelegenheit konnte ihr der feindliche Kreuzer schließlich auch seinerseits noch einen Torpedo in den Leib jagen. Dem galt es zuvorzukommen. Der Kommandant antwortete aus diesem Grunde bejahend.

Noch war es indessen nicht so weit. Das Drehmanöver des Schiffes beanspruchte immerhin einige Minuten, und während dieser Zeit pfiffen nun doch der Besatzung von Emden einige Granaten um die Ohren, ohne allerdings auf dem Schiff auch nur den geringsten Schaden anzurichten. Einige dieser vereinzelten Granaten kamen vom „Jemtschug", auf dem nun einige tapfere Leute das Feuer gegen Emden aufgenommen hatten, während man eine ganze Reihe weniger beherzter Krieger vom Achterdeck in sinnloser Angst einfach über Bord springen sah. Die anderen Geschosse kamen aber von wo anders her angereist, und als man sich erstaunt umsah, da entdeckte man den Übeltäter tief drinnen bei der Hafenmole in Gestalt des französischen Torpedobootsjägers „d'Iberville", Emdens langwöchigen Bojennachbars in Shanghai, der ebenfalls sein schlecht gezieltes Feuer auf den deutschen Kreuzer eröffnet hatte. Der einzige Erfolg des vereinigten russischen und französischen Feuers war aber nur ein angeschossener englischer oder japanischer Dampfer. Also noch ein neuer Feind war da!! Der Franzose, obwohl nur ein Schiff von ungefähr 1000 Tonnen und natürlich kein ebenbürtiger Gegner, sollte nichtsdestoweniger auch noch vernichtet werden.

Zunächst aber mußte erst einmal der Russe hinweg, und jetzt war die Emden auch herum. Langsam näherte sie sich auf nördlichem Kurse dem Gegner, und fuhr auf ungefähr 650 m an ihm vorbei. Nach wie vor hämmerte ihre Artillerie auf dem nur noch ganz vereinzelt antwortenden „Jemtschug", dann legte der Torpedooffizier zum zweitenmal den elektrischen Hebel im Kommandoturm. Wieder ein kurzes Zischen. Der Torpedo hatte sein Rohr verlassen, und auf dem spiegelglatten Wasser hob sich wunderschön die Blasenlaufbahn des tödlichen Geschosses ab, das jetzt dem Feinde den Rest geben sollte.

Mitten im Gekrach der Kanonen hörte man Mücke zählen: „Eins, Zwei, Drei.....", er zählte die Sekunden bis zum Treffer, dann übertönte der Knall einer ungeheuren Detonation alles andere. Man sah noch eben, wie der Torpedo, der unter der Kommando-

brücke des „Jemtschug" saß und anscheinend eine Munitionskammer oder gar den Torpedoraum des Gegners getroffen haben mußte, den russischen Kreuzer scheinbar in zwei Stücke zerriß, sah riesige Eisenfetzen hoch oben in der Luft wirbeln und wieder aufs Wasser klatschen. Dann verhüllte eine dicke, in weißen, gelben und schwarzen Farbenschattierungen schimmernde Wolke das unglückliche Schiff, aus dem es noch einmal grünlich grell aufblitzte.

Die Detonation war so stark, daß sie auf Emden unten in der Maschine als eigener Unter-Wasser-Treffer empfunden wurde und der Leiter des Lecksicherungsdienstes sofort alle Backbordräume unter Wasser peilen ließ.

Als die Wolke dichten Qualms, die bisher den „Jemtschug" so mildtätig eingehüllt hatte, nach ungefähr zwei bis drei Minuten sich hob, da war von dem Russen nur noch die Mastspitze zu sehen. Vom ersten bis zum zweiten Torpedo waren knapp zehn Minuten vergangen.

Wie S. M. S. „Emden", von plötzlichen Hindernissen überrascht, den engen Schlauch des Hafens von Penang mit höchster Fahrt verlassen mußte, ohne die vorher beabsichtigte Vernichtung der französischen „d'Iberville" ausführen zu können, wie sie ferner im Glauben, es mit einem britischen Zerstörer zu tun zu haben, für kurze Zeit einen englischen Regierungsdampfer beschoß, wie ferner das Kapergeschäft eines weiter draußen angetroffenen englischen Handelsdampfers Hals über Kopf aufgegeben werden mußte, weil plötzlich der französische Torpedobootszerstörer „Mousquet" auftrat, wie Emden schließlich diesen Zerstörer durch tadellos geleitetes Artilleriefeuer in kürzester Zeit abfertigte und auf den Meeresgrund beförderte, die überlebenden französischen Matrosen aber trotz großer Gefahr für die eigene Sicherheit in ritterlichster Weise rettete, und unter Abschüttelung sämtlicher Verfolger die freie See wieder gewann, — das alles im genauen auszuführen, würde über den Rahmen dieses kleinen Aufsatzes hinausgehen.

Es sei nur noch erwähnt, daß Fregattenkapitän v. Müller nach der Versenkung des Russen die Mannschaft zusammenrief und anläßlich dieses ersten Erfolges gegen ein feindliches Kriegsschiff das Gelöbnis der Treue durch ein dreifaches Hurra auf den Allerhöchsten Kriegsherrn erneuerte, in das die tapfere Besatzung freudig begeistert mit einstimmte.

Emden entwickelte bei der fraglos sehr kühnen Unternehmung ein ausnehmendes Glück. Trotzdem sie dreimal mit Artillerie und Torpedos beschossen wurde, erhielt sie keinen Treffer, kein Mann an Bord wurde verwundet. Einen kleinen Erinnerungs-Denkzettel im Schornstein hätte man sich eigentlich beinahe gewünscht. Nun mußte man sich mit der Rettungsboje des „Mousquet" als der einzigen Siegestrophäe begnügen. War auch statt eines erwarteten „Montcalm" oder „Dupleix" nur der „Jemtschug" zur Strecke ge-

bracht worden, so glich die Vernichtung des „Mousquet" den Unterschied zwischen einem Panzerkreuzer und nur einem kleinen Kreuzer wieder einigermaßen aus. Glück und Stolz über diesen Sieg und Dankbarkeit gegen das Schicksal, das es so gut mit den deutschen Waffen gemeint hatte, erfüllte einen jeden der braven und tüchtigen Besatzung wohl im innersten Herzen. Jeder einzelne des Schiffes konnte sich mit Genugtuung sagen, daß er seinen Posten treu und zuverlässig ausgefüllt hatte. Aber am meisten hat sich doch sicher das Torpedopersonal gefreut, das während des Gefechtes gegen den „Jemtschug" ganz vorzüglich gearbeitet hatte. Dem war der Vorsprung, den die Artillerie seit der Beschießung von Madras vor ihm gehabt hatte, schon längst ein Dorn im Auge gewesen. Nun war es überglücklich, daß es auch einmal drangekommen war und ein paar seiner mit so viel Mühe gepflegten Stahlfische mit dem nötigen durchschlagenden Erfolge hatte loswerden können.



Der Durchbruch der 3. Garde-Infanterie-Division nach Brzeziny[1]

in der Schlacht von Lodz am 23. November 1914.

Von General der Infanterie z. D. Karl Litzmann,
damals Generalleutnant und Kommandeur der 3. Garde-Infanterie-Division.

Ein gewaltiges Russenheer, vier Armeen mit 15 Armeekorps zählend, hatte sich unter General Rußki Anfang November 1914 gegen die Grenzen Schlesiens und Posens in Bewegung gesetzt. Am 11. November stand es mit dem rechten Flügel westlich der großen polnischen Fabrikstadt Lodz, mit dem linken östlich von Krakau. Seiner übermächtigen Front konnten außer österreichisch-ungarischen Truppen nur schwache deutsche Kräfte, meist Landwehr und Landsturm, entgegengestellt werden. Aber der nördlichen Heeresflanke der Russen gegenüber, zwischen Jarotschin und Thorn, wurde, von starker Reiterei verschleiert, Mackensens 9. Armee mit 5½ deutschen Armeekorps zum Angriff versammelt. Sie sollte unvermutet in südöstlicher Richtung vorbrechen, den feindlichen Heeresflügel bei Lodz umfassend angreifen, völlig umklammern und vernichtend schlagen. So war der Plan Hindenburgs und Ludendorffs.

Am 11. November überschritt die 9. Armee die Landesgrenze; vom 12. bis 16. kämpfte sie zwischen Weichsel und Warta erfolgreich gegen vorgeschobene russische Korps und gewann die Ner-Bzura-Linie, jenen sumpfigen Niederungsstreifen, der sich 40 km nördlich Lodz vorlegt. Hier stand sie in der vollen Flanke Rußkis und hatte damit schon Bedeutendes erreicht. Denn Rußkis Heer, das nach Wunsch und Vorstellung der Entente als „Dampfwalze" mit vernichtender Wucht sich über Schlesien und Posen auf Berlin fortwälzen sollte, war nicht nur zum Stehen gebracht, sondern auf dem Nordflügel schon eine Strecke ostwärts zurückgenommen worden. Nun konnte die Umklammerung dieses Flügels, der 2. russischen Armee unter Scheidemann, beginnen, die „Schlacht bei Lodz" am 17. November ihren Anfang nehmen.

---

[1] Das polnische rz wird wie das G in Gendarm, das einfache z wie ein weiches s ausgesprochen.

Von Westen her drang das preußische XI. Armeekorps, von Norden das XVII. und XX. gegen das „Manchester des Ostens" vor, und 20 km östlich an Lodz vorbei, über Brzeziny, führte General v. Scheffer mit seinem XXV. Reservekorps, der 3. Garde-Infanteriedivision und dem Kavalleriekorps Richthofen — 6. und 9. Kavalleriedivision — einen kühnen Umgehungsmarsch aus, um die Einkreisung im Osten und Süden von Lodz zu bewirken.

Doch die rücksichtslose Willenskraft des russischen Generalissimus, Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch peitschte die Truppen, auch der schon geschlagenen Korps, zum zähesten Widerstand auf und führte von Süden, aus der Heeresfront Rußkis, wie aus östlicher und nordöstlicher Richtung, von jenseits der Weichsel, sehr starke neue Kräfte zum Entsatz heran. Das XI. Korps wurde am 19. November in seiner südlichen Flanke angefallen und mußte mit der rechten Flügeldivision rückwärts schwenken, statt sich zur Schließung des Ringes der Stadt Pabianice südwestlich von Lodz zu bemächtigen. Das XX. Korps wurde am 21. von Nordosten her in seinem Rücken empfindlich bedroht, und die Armeegruppe Scheffer verlor am gleichen Tage ihre rückwärtigen Verbindungen, da Brzeziny in des Feindes Hand fiel. Zugleich sah sie sich von Süden und Westen her angegriffen.

Diese Armeegruppe war ihrer Aufgabe bisher in vorzüglicher Weise nachgekommen. Sie hatte am 18. Nov. Brzeziny in Besitz genommen, am 19. südöstlich von Lodz Übergänge über den Miazgabach erzwungen, am 20. in siegreichen Kämpfen das Städtchen Rzgów[1]) südlich von Lodz überschritten. Aber das XI. Armeekorps hatte nicht vermocht ihr die Hand zu reichen; hier klaffte eine weite, vom Feinde beherrschte Lücke. Am 21. stand die Armeegruppe wie ein Keil weit in die russischen Massen hineingetrieben, die sich bei Lodz zusammengeballt hatten und von Süden und Westen her andauernd Zuzug erhielten. Sie hatte in täglich blutiger werdenden Gefechten schwere Opfer gebracht und nun unter den ungünstigsten Verhältnissen nach drei Seiten weiter zu kämpfen. Doch der Mut der Truppen war ungebrochen, ihre Hoffnung auf den Sieg nicht aufgegeben.

Auf der Nordfront des Keils rang die 3. Garde-Infanteriedivision, von der 9. Kavalleriedivision des Grafen Eberhard Schmettow brüderlich unterstützt, gegen die übermächtigen Russen. Über 10 km breit hatte die Gefechtslinie ausgedehnt werden müssen. Aber der Angriffsgedanke blieb lebendig. Es ging vorwärts, wenn auch nur schrittweise und unter Verlusten. Wußten wir doch weiter nördlich das preußische XX. Armeekorps uns gegenüber. Wir rechneten darauf, daß es uns entgegen kommen würde. Dann sollten die zwischen ihm und uns stehenden feindlichen Massen schon überwunden werden! ...

[1]) Die Endung ów wird uff ausgesprochen.

Der 21. November, der fünfte Tag der Lodzer Schlacht, war zur Rüste gegangen. Ein sternenklarer Nachthimmel wölbte sich über dem flach gewellten polnischen Hügelland. Von Südwesten, wo in der Gegend von Rzgów die 49. Reservedivision als Spitze des Keils einen schweren Stand hatte, drang noch Gefechtslärm herüber. Im Norden, beim XX. Korps, wetterleuchtete Geschützfeuer. Der Kommandeur der Gardedivision stand mit seinem Generalstabsoffizier am Nordausgang von Wiskitno. Ihre Blicke waren auf Lodz gerichtet, dessen Südrand in Brand geschossen war. Plötzlich stieg aus der Stadt eine blutrote Lichtsäule zum Nachthimmel auf, ein riesiges, durch Scheinwerfer erzeugtes Fanal. Staunend betrachteten es die Männer. Aber, als sie sich umwandten, erblickten sie mit noch größerem Staunen im fernen Nordosten, Südosten und Süden gleiche rotleuchtende Säulen! Da erkannten sie, daß die Armeegruppe Scheffer umzingelt werden sollte. — Wir hatten die bei Lodz stehenden Russen einschließen wollen; nun sollte uns von neu hinzugekommenen Russen dasselbe Los bereitet werden.

In dieser Lage konnte es nur e i n e n Entschluß geben: unsere Anstrengungen zu verdoppeln und mit dem Feind östlich von Lodz aufzuräumen, ehe die zu seiner Hilfe herbeieilenden Korps heran waren. Leider mußte die 9. Kavalleriedivision aus der Gefechtslinie der Garde fortgenommen werden, um den Rücken der Armeegruppe zu sichern, und doch lagen vor der Front der Garde die stark befestigten und besetzten Dörfer Felikfin und Olechów, die erstürmt werden mußten. „Vorwärts" war die Losung, koste es, was es wolle!

Der 22. November brach an. Es war der Totensonntag des Jahres 1914, und er entsprach seinem Namen! Tausende von deutschen Helden sanken dahin. Die Regimenter der 6. Garde-Infanteriebrigade — Lehr-Regiment und Gardefüsiliere — erstürmen Felikfin. Das Dorf Olechów wird von der 5. Brigade — 5. Garderegiment zu Fuß und 5. Gardegrenadiere — angegriffen. Es liegt 4 km breit auf einer Höhe mit glacisartigem Vorfeld und bildet einen stumpfen Winkel, dessen Öffnung uns zugekehrt ist. Der Divisionskommandeur sieht, wie seine Schützenlinie 600 m vor dem Dorf sich an den Boden anklammert, weil sie in dem Höllenfeuer nicht mehr vorwärts kommt. Er sieht — und das Blut stockt ihm in den Adern — wie die Batterie Lancelle im Galopp in und über die Schützenlinie hinausfährt. Ist es möglich, daß in diesem Feuerhagel auch nur e i n Geschütz zum Abprotzen kommt? A l l e n s e c h s glückt es, und sie schleudern nun ihr Schnellfeuer gegen den dicht besetzten Dorfrand. Jubelndes Hurra der Infanterie erschallt, reißt sie vom Boden auf und zu erneutem Ansturm vor: ein wunderbarer Augenblick! Der ganze Südwestschenkel des Dorfes wird genommen.

Aber die Hoffnung, daß uns das XX. Korps entgegenkommen würde, erfüllte sich nicht. Zwar hatte es vom Armee-Oberkom-

mando aus Hohensalza den Befehl erhalten, gemeinsam mit der 3. Gardedivision „in rücksichtsloser Offensive den östlich Lodz stehenden Feind zu vernichten", und hatte gleich uns den allerbesten Willen dazu. Doch es sah sich von sehr starken russischen Kräften in seiner östlichen Flanke und im Rücken angegriffen, und schweren Herzens mußte das Generalkommando sich entschließen, den Angriffsgedanken aufzugeben und die bis dahin südwärts gerichtete Front zurückzuschwenken, so daß sie nach Osten gekehrt war. Die linke Flügelbrigade des Korps konnte diese Bewegung nicht mehr mitmachen; von allen Seiten angefallen, wurde sie in einen Verzweiflungskampf verwickelt.

Bei Rzgów, an der Spitze des „Keils", erneuerten die Russen ihre Angriffe von Süden, von Westen und Nordwesten mit verdoppelter Wut. Das XXV. Reservekorps hielt tapfer Stand. Höchst bedenklich wurde indes die Lage, als starke feindliche Kräfte weiter östlich, gegen die Südseite des Keils vorgingen, die hier an der Wolborka sichernde 6. Kavalleriedivision zum Zurückgehen nötigten und den Bach nordwärts überschritten. Die völlige Einkreisung der Armeegruppe drohte! —

Bald nach 4 Uhr nachmittags suchte General v. Scheffer den Kommandeur der Gardedivision in Wiskitno auf. Er fand ihn am Nordausgang des Dorfes. Eben wollten sich beide Führer an einem kleinen Wärmfeuer zur Besprechung niedersetzen, als wenige Schritte neben ihnen eine schwere Granate einschlug. Zum Glück ein Blindgänger. Doch bald folgte eine zweite Granate; die beiden Stäbe begaben sich nun querfeldein zu einem vereinzelt liegenden Bauernhause. Dort entwickelte der Divisionskommandeur seine Ansicht: Die Armeegruppe mußte sich durchschlagen und zwar in der bisherigen Angriffsrichtung der Garde, n a c h N o r d e n, wo sie am schnellsten den Anschluß an das XX. Korps gewann. Der kommandierende General erklärte sich einverstanden und versprach dem Divisionskommandeur die Erfüllung seiner Bitte: eine der beiden Reservedivisionen ihm für den Durchbruch zu unterstellen, während die andere als linke Flankenstaffel gegen Lodz decken und die 6. Kavalleriedivision im Rücken sichern sollte. Im Stabe der Gardedivision herrschte freudigzuversichtliche Stimmung. Die Truppen der Division hatten sich bisher glänzend bewährt und waren im kameradschaftlichsten, verständnisvollen Zusammenwirken aller Waffen trotz der Überzahl des Feindes täglich vorwärts gekommen. Die Verstärkung mußte ihrem Angriff morgen neuen Schwung verleihen. Der Durchbruch nach Norden war für sie ein weiteres V o r w ä r t s; wir vertrauten auf sein Gelingen.

Es sollte aber anders kommen. Abends traf ein Funkspruch des Armeeoberkommandos ein, wonach die Armeegruppe Scheffer auf demselben Wege abmarschieren sollte, auf dem sie gekommen war, also n a c h O s t e n, über die Miazga und dann erst nordwärts, über

Brzeziny. Der Kommandeur der Gardedivision bat den kommandierenden General durch den Fernsprecher, es bei der getroffenen Verabredung zu lassen; doch General v. Scheffer entschied dem Armeebefehl entsprechend. —

Die Ausführung war schwierig. Die gesamte Infanterie der drei Divisionen lag in unmittelbarer Gefechtsberührung mit dem Feinde. Ob ein unbemerktes Loslösen gelingen würde, war zweifelhaft. Drängte der Russe von Süden her nach, dann war der Abmarsch über die Miazga äußerst gefährdet. Außer den fechtenden Truppen mußten Hunderte von Fahrzeugen mit Verwundeten, die Gefangenen der letzten Tage, Munitionskolonnen, Lebensmittel- und Futterwagen die Brücke von Karpin benutzen, die vielleicht morgen schon vom Feinde gesperrt war.

Die beiden Divisionen des XXV. Reservekorps sollten um 9 und 10 Uhr abends aufbrechen und über Karpin zurückmarschieren, die 3. Gardedivision „nicht vor Mitternacht" antreten und den Abzug decken. Aber Stunden vergingen, bis die Truppe aus der Gefechtslinie herausgezogen war. Dabei war es ein Glück, daß der kampfesmüde Feind trotz des unvermeidlichen Geräusches unaufmerksam blieb. Er schlief, und so konnte das XXV. Reservekorps sich zwischen 11 und 12 Uhr nachts ungehindert in Bewegung setzen. In langsamem Marsch schleppte sich alles durch die öde Winterlandschaft, die schlaftrunkene Infanterie, die hungrigen Pferde. Wagenkolonnen und Gefangenenzüge schoben sich in das Fußvolk ein. Dann stockte die Bewegung. Zähneklappernd stand die Mannschaft im schneidenden Wind der eiskalten Nacht zum 23. November. Der Kaffee in den Feldflaschen war eingefroren; wer noch ein kleines Stück Brot besaß, versuchte es im Munde aufzutauen.

Um 3 Uhr morgens sollte die Nachhut der 3. Gardedivision sich in Marsch setzen. Aber bis dahin hatten die zahlreichen Verwundeten vom Gefechtsfelde bei Olechów noch nicht alle zurückgeschafft und versorgt werden können, und keiner dieser Helden durfte in des Feindes Hand fallen. Krankenträger und Ärzte leisteten Übermenschliches. Doch dauerte es lange, bis alle Verwundeten auf Kolonnen- und Bagagewagen oder selbst auf Geschützen für den Transport untergebracht waren. Ein Teil mußte auf vorgefundene Bauernwagen gelegt werden, die in Ermangelung von Pferden von gefangenen Russen fortbewegt wurden. Es war 7 Uhr morgens, als die Nachhut und mit ihr der Divisionskommandeur die von Rzgów nach Karpin führende Chaussee erreichte. Auf der vereisten Straße standen drei und vier Kolonnen nebeneinander wie festgebannt. Weiter vorn lag feindliches Artilleriefeuer auf der Chaussee und sperrte sie für den Weitermarsch. Hier mußte unverzüglich eingegriffen werden. Dem tatkräftigen Bemühen des Generalstabsoffiziers der Division, Majors v. Wulffen, gelang es, durch Abdrehen der Kolonnen nordwärts über die Äcker, die sich stauende

Masse allmählich wieder in Fluß zu bringen. Freilich fügte uns noch manche russische Granate Verluste zu. Und nun versuchte der Gegner von Süden her mit starken Kräften gegen unsere Flanke angriffsweise vorzudringen. Aber da stand Major Reinhard[1]) mit ein paar Bataillonen und Batterien der Gardedivision; der rechte Mann mit der rechten Truppe, um auch einer vielfachen Überzahl Halt zu gebieten. Er schützte die Flanke im mehrstündigen Gefecht bei Wardzin, bis sein Auftrag völlig erledigt war und er seiner Division folgen konnte. Diese hatte inzwischen einige Kilometer nordwestlich von Karpin die Miazga überschritten.

In Karpin stand seit 6 Uhr früh General v. Scheffer, ließ die abziehende Kolonne an sich vorbeimarschieren und war mit seinem Generalstabe unermüdlich tätig, um die durcheinander gekommenen Verbände neu zu ordnen und ihnen zweckentsprechende Marschrichtungen zuzuweisen. Um Brzeziny zu gewinnen, mußte die Armeegruppe nach Überschreiten der Miazga nordwärts schwenken. Dabei sollte die 49. Reservedivision die durch das langgestreckte Dorf Borowo führende Landstraße Karpin-Brzeziny einschlagen. Die 50. Reservedivision sollte rechts von ihr über Chrusty Nowe marschieren, die 3. Gardedivision aber links durch den Wald von Galków, der sich in einer Tiefe von 6 km bei 3 km Breite westlich der Borowoer Straße hinzieht. Die 6. Kavalleriedivision hatte nach Süden, die 9. nach Osten für Sicherung des Abmarsches zu sorgen.

Die Vorhut der 49. Reservedivision hatte Borowo durcheilt. Den Vorhuten der andern Divisionen weit vorauf und daher weder rechts noch links gesichert, überschritt sie bereits 7[30] früh die von Lodz ostwärts führende Eisenbahn nach Skierniewice-Warschau. Da überfiel sie ein Höllenfeuer von vorn und in beiden Flanken. In aller Eile entwickelte sie sich zum Kampf, schlug auch die sofort gegen sie anstürmenden Russen glücklich zurück. Aber immer neue Infanteriemassen drangen von drei Seiten auf sie ein, und aus dem Walde von Galków heraus stieß ein Reiterangriff ihr in Flanke und Rücken. Auch dessen erwehrte sie sich. Als sie jedoch 9 Stunden lang ohne Hilfe blieb und die russischen Angriffe sich immer erneuerten, ein Geschütz nach dem andern außer Gefecht gesetzt, die Munition zu Ende und die Bedienung gefallen war, da war es um die Vorhut geschehen. Nur ganz schwache Trümmer schlugen sich südwärts durch. Der Feind aber zündete Freudenfeuer an und tanzte um die eroberten Geschütze. — Es war ein böser Tag für die 49. Reservedivision. Ihr tapferer Kommandeur, Generalleutnant v. Waenker, hatte in Borowo den Heldentod gefunden; sein Generalstabsoffizier wurde gleichzeitig schwer verwundet. So war es natürlich, daß die Gefechtsleitung eine Unterbrechung erlitt.

[1]) Der jetzige Oberst Reinhard, als Retter Berlins aus den Spartakuskämpfen 1918/19 wohlbekannt.

Die 50. Reservedivision gelangte 3³⁰ nachmittags östlich der 49. an den Eisenbahndamm, stieß hier ebenfalls auf überlegenen Feind und wurde von ihm in die Verteidigung gedrängt. Sie behauptete sich zwar im Verzweiflungskampf; die Gesamtlage des XXV. Reservekorps war aber am Abend des 23. sehr ernst. Die Gefechtsstärken waren durch große Verluste bedenklich zusammengeschrumpft[1]), und die Munition war knapp geworden. Ob es gelingen würde, den von den Russen an der Eisenbahn vorgelegten starken Riegel zu durchbrechen, war zweifelhaft; ebenso, ob die Kavalleriedivisionen noch länger imstande waren, den Gegner in Rücken und Flanke abzuhalten. Von der 3. Gardedivision wußte man nichts; alle Versuche, mit ihr die Verbindung aufzunehmen, waren gescheitert. Das Generalkommando sah mit berechtigt schweren Sorgen dem kommenden Tage entgegen; General v. Scheffer befahl aber für den 24. 6 Uhr früh die Erneuerung des Durchbruchsversuchs.

Zu der Zeit, da dieser Befehl erlassen wurde — 8¹⁵ abends — hatte die 3. Gardedivision im Walde von Galków die russische Stellung an der Eisenbahn durchbrochen und war bereits seit einer Stunde auf dem Weitermarsch nach Brzeziny.

Auch sie hatte heftige Kämpfe zu bestehen gehabt. Die zuerst über die Miazga gehende Brigade Friedeburg (6. G.-J.-Brig.) war schon am Südrand des Waldes von Galków auf den Feind gestoßen. Es gelang ihr, ihn in den Wald zurückzuwerfen. Danach folgte die 5. Garde-Infanterie-Brigade über den Bach. Beiden Brigaden wurde vom Divisionskommandeur der Nordrand des Waldes als erstes Ziel bestimmt. Um die Mittagsstunde traten sie nebeneinander den Marsch dorthin an. Mit dem Schutze der Division nach rückwärts wurde der Artillerie-Brigade-Kommandeur General Graf v. Schweinitz betraut; ihm wurde dazu die Masse seiner vorzüglichen Artillerie[2]) nebst zwei Maschinengewehr-Kompagnien und einem halben Bataillon vom 5. Garde-Grenadierregiment unter Major Roosen zur Verfügung gestellt. Eine vom Rittmeister v. Plessen, Führer der großen Bagage, aus deren Begleitmannschaft und aus Versprengten gebildete Kompagnie schloß sich an. Jedes überhaupt vorhandene Gewehr mußte ausgenutzt werden. Die schweren Verluste der letzten Tage hatten bewirkt, daß die vier Infanterieregimenter der Division zusammen nur noch etwa 4000 Gewehre zählten. Ihre Offiziere waren meist gefallen oder verwundet. Aber diese Truppe war von herrlichem Geist beseelt geblieben. Im stolzen Vertrauen hierauf

[1]) Beide Reservedivisionen zählten zusammen etwa 4000 Gewehre! Zur Verstärkung der 50. Ref.-Div. hatte die Gardedivision 2 Bataillone abgegeben.

[2]) Die Feldartillerie-Brigade der 3. Garde-Infanteriedivision war bei der Mobilmachung aus der Feldartillerie-Schießschule entstanden. Disziplin und Ausbildung waren allerersten Ranges, Abteilungs- und Batterieführer Meister ihres Faches. Da Stab und I. Abteilung des 5. Garde-Feldartillerieregiments abkommandiert waren, befanden sich damals die Abteilung Ruhstrat des 5. und das 6. Garde-Feldartillerieregiment (Oberstleutnant Woltag) bei der Division.

hatte der Divisionskommandeur den festen Entschluß gefaßt, mit seiner Infanterie durch den großen Wald von Galków nach Norden durchzubrechen und den Straßenknoten von Brzeziny zu erreichen. Dort stand man dem Gegner des XXV. Reservekorps im Rücken und brachte diesem die beste Entlastung.

Größere Waldkämpfe bereiten der Gefechtsleitung wegen der völlig mangelnden Übersicht bedeutende Schwierigkeiten. Sie führen, da die Kampflinien von Freund und Feind sich leicht gegenseitig durchdringen, überraschende Zwischenfälle herbei. So auch hier. Die beiden Infanterie-Brigaden waren, den Widerstand ihres den Wald füllenden Gegners — sibirischer Truppen — brechend, seit ein paar Stunden von Dickicht zu Dickicht nordwärts vorgedrungen, als hinter ihnen, an der südöstlichen Waldecke plötzlich Sibirier erschienen und auf die hier stehende Masse von Kolonnen und Trains der Division aus nächster Nähe das Feuer eröffneten. Eine Panik entstand; wild jagten die Hunderte von Fahrzeugen ostwärts über das Feld. Doch Roosens Infanterie warf die Übeltäter zurück.

Bald darauf stürmten ein paar feindliche Kompagnien aus der Südwestecke des Waldes gegen den Rücken der Artillerieabteilung Ruhstrat vor, die dort, Front gegen Lodz, im Feuer stand. Sie nahmen die rechte Flügelbatterie. Aber sofort waren die Geschütze der beiden andern Batterien herumgeworfen und spieen ihr Feuer gegen die verlorene Schwesterbatterie. Dann wurde diese zurückerobert. Freilich unter schweren Verlusten! Auch der vortreffliche Major Ruhstrat fiel. Von den Russen aber entkamen nur wenige.

Der Divisionskommandeur war Zeuge der geschilderten Vorgänge gewesen. Er hatte die drei Brigadekommandeure persönlich mit Anweisung versehen, hatte den Eintritt seiner Infanterie in den Wald und die Entwickelung der Artillerie auf den flachen Höhen des östlichen Miazgaufers beobachtet und sich dann den Verwundeten zugewandt, die auf zahlreichen Fahrzeugen am Südrand des Waldes hielten. Die Tapferen ertrugen willig Schmerzen, Hunger und Kälte, und nur eine Angst quälte sie: daß sie in des Feindes Hand fallen könnten. Mit zuversichtlichen Worten und warmem Händedruck versprach er, sie vor diesem Schicksal zu bewahren. Dann ritt er mit seinem Stabe der Infanterie nach in den Wald. In den Baumwipfeln platzten die russischen Granaten; unten am Boden klagten schwer verwundete Sibirier; durch das Buschwerk krochen noch immer Versprengte, erdfarbene Gestalten mit der grauen Pelzmütze. Sie gaben sich den Offizieren des Divisionsstabes oder der Stabswache gefangen.

Die Infanterie und mit ihr die Pionierkompagnie der Division lagen der russischen Stellung am Eisenbahndamm und -einschnitt gegenüber. Zwischen den Gefechtsfronten erstreckte sich eine Waldblöße, deren Überwindung bei Tageslicht viel Blut gekostet haben

würde. Der Divisionskommandeur beschloß darum, den nahe bevorstehenden Eintritt der Dunkelheit abzuwarten. Alles ruhte im Schnee; was nicht in vorderster Linie war, ergab sich unbekümmert um das Krachen der feindlichen Granaten, einem kurzen, doch tiefen Schlaf. Dann aber gab brausendes Hurra von links das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Der Divisionsstab war in die Schützenlinie vorgegangen. Im nächtlichen Wald zurückzubleiben hätte keinen Zweck gehabt; keine Meldung würde ihn gefunden haben. Der Divisionskommandeur aber war glücklich, zum erstenmal seit 1871 wieder mit dem Degen in der Faust gegen den Feind vorstürmen zu können. Die russische Stellung wurde genommen.

Jetzt handelte es sich um Ausnutzung des taktischen Teilerfolges zum Besten des Ganzen. Während die Truppen ihre Verbände ordneten, wurde im Hühnerstall des mit verwundeten Russen überfüllten Bahnwärterhauses von Galków 7^{30} abends der neue Divisionsbefehl zum Weitermarsch nach Brzeziny ausgegeben. Graf Schweinitz erhielt Anweisung zum Folgen mit Artillerie und Kolonnen. An General v. Scheffer wurde über den erfolgten Durchbruch und den beabsichtigten Weitermarsch eine Meldung abgefertigt, die ihn aber nicht erreicht hat.

Regimentsführer traten an den Divisionskommandeur mit der Bitte heran, die Truppe erst einige Stunden ruhen zu lassen. Ihre Erschöpfung war ja groß. Es kam aber darauf an, möglichst bald Brzeziny zu gewinnen und dem Gegner des XXV. Reservekorps die rückwärtige Verbindung zu unterbrechen. Darum mußte von unserer Mannschaft das Äußerste verlangt werden. Des guten Beispiels wegen ging der 65jährige Divisionskommandeur mit seinem Krückstock fortan selbst zu Fuß; die Offiziere des Stabes folgten. Ohne Weg und Steg wurde im unsichern Sternenlicht querfeldein weitermarschiert. Die durchwachten und durchkämpften Nächte der letzten Zeit, der Hunger und die schneidende Kälte hatten uns alle in der Tat stark mitgenommen. Wir stolperten todmüde über den gefrorenen Sturzacker, fielen und standen auf, um uns weiterzuschleppen. Der gute Wille hörte bei keinem auf. Von rechts her wurde die Kolonne plötzlich durch eine feindliche Feldwache beschossen. Sie warf sich zu Boden und verharrte lautlos. Der Divisionskommandeur war stehen geblieben. Neben ihm hockte mit hängendem Kopf, die vorderen Gliedmaßen aufgestemmt, eine dunkle fragwürdige Gestalt. „Was ist das? Ist es ein großer Hund?" — „„Nee, man bloß'n Jardejrenadier"" lautete die Antwort. Der Brave war, durch beide Beine geschossen, ohne jeden Schmerzenslaut zusammengesunken.

Das Dorf Galkowek wurde erreicht und umstellt. Die schlafenden Russen wurden aus den Häusern geholt und zu Gefangenen gemacht. Dann ging es weiter. Es war bitter kalt geworden. Die Überanstrengung führte zu seltsamen Sinnestäu-

schungen. Die blitzenden Sternbilder fingen vor unsern Augen an, in schön geschwungenen Kurven auf und nieder und durcheinander zu schweben. Und der Marsch wollte kein Ende nehmen! Hatten wir die Richtung verfehlt? Da stießen wir auf die Gräber lieber Kameraden, die hier vor fünf Tagen gelegentlich unseres Vormarsches gefallen waren, und wußten nun, wir waren auf 3 km an Brzeziny heran. Um 3 Uhr wurde auf den Höhen südwestlich der Stadt aufmarschiert und eine lange Schützenlinie entwickelt. Aus dieser Richtung erwartete uns sicher kein Russe. Der Angriff sollte umfassend und überraschend gegen den westlichen Stadtteil ausgeführt werden. Mit ungeladenen Gewehren wurde angetreten.

Eine feindliche Außenwache wurde mit dem Bajonett niedergestochen, und wir kamen ohne Schuß in die Stadt. Der Erfolg belebte noch einmal; es ging vorwärts durch die nächtlichen Straßen. Rechts und links krachten die Haustüren: Grenadiere und Füsiliere drangen in die Gebäude und holten die schlafenden Russen heraus. Wer sich nicht ohne weiteres ergab, wurde lautlos niedergemacht. Aber am Marktplatz kam es doch noch zu erbittertem Kampf. Der Russe war endlich erwacht und schoß aus Fenstern und Türen. Er wurde überwältigt. Die Häuser um den Marktplatz wurden siegreich erkämpft.

Doch nun beschloß der Divisionskommandeur, seinen zum Tode ermatteten Truppen endlich die wohlverdiente Ruhe zu gönnen und erließ um 5 Uhr morgens den dazu nötigen Befehl. Mochte der östliche Stadtteil vorläufig noch in Händen des Feindes bleiben; wir mußten erst einmal wieder zu Atem kommen. War doch die Truppe seit 28 Stunden ununterbrochen auf dem Marsch oder in heißem Gefecht! Sie ging in Massenquartiere rings um den Marktplatz; Wachen wurden ausgestellt, eine starke Abteilung blieb gefechtsbereit bei den Gewehren. Auch der Divisionsstab brachte sich unter, nachdem einige Offiziere vom Generalstabe des IV. sibirischen Korps aus den Betten des nämlichen Quartiers herausgeholt waren. Der kommandierende russische General war leider entkommen.

An das Generalkommando unseres XXV. Reservekorps wurde durch Radfahrerpatrouille Meldung entsandt; die Patrouille nahm für General Graf v. Schweinitz eine der neuen Lage entsprechende Weisung mit.

Nicht länger als eine Stunde währte die Ruhe. Dann drangen starke feindliche Kräfte von Süden und Osten her in Brzeziny ein. Es kam zu wütenden Straßenkämpfen, bei denen Major Reinhard sich erneut hervortat. Durch den Kugelregen pirschten sich die wackeren Pioniere vor in den Ostteil der Stadt und zündeten ihn an. Die Russen, die sich dort festgesetzt hatten, mußten aus ihren Schlupfwinkeln heraus und wurden gefangen genommen.

Im Laufe dieses Vormittags kam zu allgemeiner Freude General v. Friedeburg mit einem Teil seiner 6. Gardebrigade bei Brzeziny

an. Er war am 23. abends nach Erstürmung des Eisenbahneinschnitts bis zum Nordrande des Waldes von Galków durchgestoßen und hatte den Befehl zum Weitermarsch gar nicht erhalten. Auch vier Geschütze, die mit in den Wald genommen waren, dort aber verloren gegangen zu sein schienen, fanden sich heran. Bis auf die Truppen des Grafen Schweinitz und zwei tags zuvor an die 50. Reservedivision abgegebene Bataillone hatte der Divisionskommandeur die fechtenden Teile seiner Division nun wieder beieinander.

Gegen Mittag waren die Russen von Brzeziny nach Osten und Süden weithin zurückgedrängt. Nun wurden alle verfügbaren Kräfte nach einer Höhe südlich der Stadt zusammengezogen. Mit der Front nach Süden lagen hier Infanterie und Pioniere zum Gefecht entwickelt; auf jedem Flügel standen zwei Geschütze. Mit Spannung richteten sich die Blicke südwärts, wo am Horizont Sprengwolken deutscher Schrapnells auftauchten. Der Angriff des XXV. Reservekorps schien vorwärts zu gehen.

Mit Tagesanbruch hatte die Artillerie dieses Korps ihr Feuer wieder aufgenommen. Beim Korpshauptquartier hielt der verdiente, später leider gefallene Divisionspfarrer v. Wodtke einen Feldgottesdienst ab. Angesichts des bevorstehenden Kampfes auf Leben und Tod und der drohenden Vernichtung machten seine Worte auf alle Zuhörer den tiefsten Eindruck. An das Generalkommando XX. Armeekorps war folgender Funkspruch abgegangen: „XXV. Reservekorps kommt nicht vorwärts. Großer Munitions- und Verpflegungsmangel. Schleunige Hilfe Richtung Brzeziny erbeten. Lage ernst." Wie schlimm es stand, kann nicht deutlicher gekennzeichnet werden.

Auf dem äußersten linken Flügel des Korps stand jetzt General Graf v. Schweinitz mit der Artillerie der 3. Gardedivision und dem Bataillon Roosen im Gefecht. Den Befehl, seiner Division zu folgen, hatte er am späten Abend des 23. November erhalten. Aber die Erkundung hatte ergeben, daß die beim Durchbruch geschaffene Lücke in der feindlichen Stellung an der Eisenbahn sich inzwischen wieder geschlossen hatte. Auch steckten noch immer Russen im Walde. Unter diesen Umständen war es nicht geraten, die lange Artilleriekolonne mit ihrer nur schwachen Infanteriebedeckung auf den engen Waldwegen in Marsch zu setzen. Der ebenso einsichtige wie entschlußkräftige Führer[1]) gab ein Beispiel, wie man empfangene Befehle sinngemäß abzuändern hat, wenn die Verhältnisse es bedingen. Er beschloß, seine Artillerie zwischen Borowo und Wald so bereit zu stellen, daß sie in der Lage war, bei Tagesanbruch die 49. Reservedivision zu unterstützen und meldete das dem General v. Scheffer. Batterie Lancelle und schwache Infanterie sicherten im Rücken. Das waren freilich nur geringe Kräfte. Aber die Gardeartillerie

[1]) Dieser hervorragende General war später Kommandeur der 4. Garde-Infanteriedivision nnd ist am 23. September 1917 leider einer durch das Feldleben entstandenen Krankheit erlegen.

hatte dem Russen am Tage vorher solchen Respekt eingeflößt, daß er nicht wagte, nachzudrängen. Er schanzte am westlichen Miazgaufer und ließ im übrigen nur seine Geschütze spielen.

Um 8 Uhr vormittags begann der Infanterie-Angriff. Die Gardebatterien bahnten dem Bataillon Roosen in vorbildlicher Weise den Weg zum Vorgehen. Aber diese Infanterie und die der 49. Reservedivision waren zu schwach, um den zähen Widerstand des übermächtigen Gegners zu brechen. Die Verluste mehrten sich, der Munitionsmangel wurde empfindlich. Noch harrten die Tapferen im stundenlangen erbitterten Ringen aus; aber die Lage wurde nachgerade verzweifelt. Da traf — 10[30] vormittags — Unteroffizier Alkenings vom Lehr-Infanterieregiment mit seiner Radfahrerpatrouille beim General v. Scheffer ein. Er brachte die überraschende Kunde, daß Brzeziny in der Nacht von der 3. Gardedivision genommen war. „Er kam wie ein Bote des Himmels," hat später General v. Scheffer dem Divisionskommandeur gesagt. Und Oberst v. Poseck, der als Generalstabschef des Kavalleriekorps Richthofen Zeuge des Eintreffens war, brachte sofort den Stimmungsumschlag mit den Worten zum Ausdruck: „Das ist die Schicksalswendung, und alle Zweifel sind nun geschwunden." Alkenings hatte ein wahres Wunder vollbracht, indem er durch die Russen hindurch zum Ziele gelangt war, und General v. Scheffer belohnte ihn auf dem Fleck mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse. Wie ein Lauffeuer eilte die frohe Botschaft durch die Reihen der Kämpfer, ihren Mut aufs neue belebend. Am beglücktesten aber waren wohl die Tausende von Verwundeten, die bei grimmiger Kälte in stillem Heldentum ihr ungewisses Schicksal erwartet hatten.

Gute Nachrichten kommen selten allein. Bald nach der Meldung der Gardedivision empfing General v. Scheffer eine solche von seiner tapferen 50. Reservedivision. Ihr war es gelungen, den Gegner östlich zu umfassen und ihre Artillerie in eine Stellung zu bringen, aus der sie ihn unter wirksamstes Flankenfeuer nehmen konnte. Unter den Augen des kommandierenden Generals, der sich zum Divisionsstabe begeben hatte, spielte sich hier ein packendes Drama ab. Der russische linke Flügel wurde zum Weichen gezwungen.

Doch bei der 49. Reservedivision war der Kampf am Eisenbahndamm noch immer unentschieden. Ihre Gefechtskraft hatte allzusehr gelitten. Da warf Major Diez seine leichte Garde-Haubitzabteilung durch die Schützenlinie hindurch todesmutig so weit nach vorn, daß sie den Bahndamm der Länge nach unter Feuer nehmen konnte, und Generalleutnant v. Thiesenhausen, der zum zweitenmal binnen 12 Tagen für den gefallenen Kommandeur die Führung der 49. Reservedivision übernommen hatte,[1]) ließ seine letzte Reserve — ein

[1]) Am 12. November war Generalleutnant v. Briesen an der Spitze der Division in Wloclawek gefallen.

Bataillon — zum Sturm antreten. Alles schloß sich diesem Angriff an, der auch von der Artillerie der Reservedivision glänzend unterstützt wurde. Die feindliche Stellung wurde genommen, und die am 23. verlorenen Batterien gelangten wieder in die Hand ihrer rechtmäßigen Besitzer. Unter dem vernichtenden Verfolgungsfeuer der deutschen Artillerie wich der Russe nordwärts auf Brzeziny zurück.

Er mochte etwa den halben Weg, verfolgt von der deutschen Infanterie, zurückgelegt haben, da schlugen ihm von Norden her Schrapnells entgegen: Die vier Geschütze der 3. Gardedivision auf der Höhe südlich Brzeziny hatten ihr lohnendes Ziel gefunden! Feindliche Artillerie, die seitwärts in nordwestlicher Richtung zu entkommen suchte, wurde in der Marschkolonne vom Feuer der beiden Kanonen auf unserm rechten Flügel gefaßt. Andere geradenwegs auf Brzeziny zurückeilende russische Batterien wurden von Infanterie und Pionieren völlig zusammengeschossen und genommen. Unendliche Freude ergriff uns: nach äußerster Not und Gefahr der herrliche Sieg! Der Divisionskommandeur pflanzte selbst den sonst peinlich in Deckung zu haltenden schwarzweißroten Divisionswimpel auf der höchsten Kuppe in der Feuerlinie auf: „Die Russen sollen sehen, wer hier in ihrem Rücken steht!" Seine Gardefüsiliere jauchzten ihm zu. Erschöpfung, Hunger und Kälte, alles war vergessen. Einer rief laut: „Seht doch bloß, die Russen laufen ja wie die Hasen!" Und so war's auch. In völliger Auflösung — und viele schon mit erhobenen Händen — kamen sie eilends über eine kahle Höhe auf uns los, um dann in einer Einsenkung ein paar hundert Meter vor unserer Front zu verschwinden. Waren etwa 200 von ihnen unten zu vermuten, so wurde ein Unteroffizier mit 20 Mann vorgeschickt; er holte sie als Gefangene herauf.

Nun erschien auch die vorderste Linie des siegreichen XXV. Reservekorps vor unsern Blicken. Der Infanterie und Artillerie folgten die Bagagen und Kolonnen, die Verwundeten und die Gefangenen. Und mit dem Reservekorps kam Graf Schweinitz mit seiner braven Artillerie und dem Bataillon Roosen. Das Kavalleriekorps Richthofen aber sicherte den Rücken gegen stark überlegene russische Reiterei.

Der Durchbruch der Armeegruppe war gelungen. Um 5 Uhr nachmittags ritt General v. Scheffer in Brzeziny ein. Er begrüßte den Kommandeur der 3. Gardedivision mit den Worten: „Ich beglückwünsche Sie zu Ihrem Siege von gestern, der meinem Korps Rettung und Erfolg ermöglicht hat. Ich danke Ihnen dafür." Das war eine schöne Anerkennung. Der Divisionskommandeur aber wußte, daß er seinen Erfolg nächst Gott der unvergleichlichen Ausdauer und Tapferkeit seiner Truppen zu danken hatte.

Die Armeegruppe Scheffer blieb während der Nacht zum 25. November bei Brzeziny. Bei dem erschöpften Zustande von

Mann und Pferd mußte auch das weitere Zurückführen ihres Trosses auf den 25. Nov. verschoben werden. Am Nachmittag dieses Tages konnten die beiden Reservedivisionen den Abmarsch in nördlicher Richtung fortsetzen. Die 3. Gardedivision deckte ihn gegen starke von Südwesten nachdrängende Kräfte, wobei es wieder zu blutigen Gefechten kam. Am 26. wurde eine geschlossene, gegen Osten gerichtete Armeefront hergestellt; der Anschluß an das XX. Korps war gewonnen. In dieser Stellung wurde unter harten Kämpfen das Eintreffen namhafter Verstärkungen vom westlichen Kriegsschauplatz abgewartet Dann kam ein Umschwung der Lage: Der Feind gab das Spiel verloren und zog ab. Die Schlacht bei Lodz war gewonnen.

Der Durchbruch nach Brzeziny hatte die Armeegruppe Scheffer vor der Vernichtung bewahrt. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch hatte an seinem Vollsieg nicht gezweifelt und Leerzüge bereitstellen lassen zum Abtransport der „drei Armeekorps[1]) und zwei Kavalleriedivisionen zählenden Deutschen" in die Gefangenschaft. Die Ententepresse triumphierte. Aber Sieger wurde nicht der Russe, sondern der Deutsche, indem er den ihn umgebenden Russenring durchbrach. Dabei ging uns nicht ein einziges Geschütz verloren, unsere Verwundeten konnten fast alle geborgen werden, und 16000 gefangene Russen, 64 erbeutete russische Geschütze wurden von uns mitgebracht.

Brzeziny lehrt, daß Überlegenheit an sittlichen Kräften selbst eine verzweifelte Lage in Sieg umzuwandeln vermag. Feldherrnkunst kam beim Durchbruch kaum in Betracht. Die Überlegenheit der Zahl war auf Seite der Russen und sehr bedeutend. Sie hatten Nachschub an Munition und Verpflegung, während wir seit dem 22. Nov. empfindlichen Mangel litten. Die taktische Lage war für uns überaus schlimm, — für den Gegner sehr günstig geworden. Wir hätten zugrunde gehen müssen, wenn nicht die sittlichen Kräfte bei uns so stark entwickelt gewesen wären: Die gemeinsame glühende Vaterlandsliebe und das hohe Gefühl für deutsche Ehre, die todesmutige Opferwilligkeit und die treueste Kameradschaft, vor allem der zähe, unerschütterliche Wille zum Siege. Diese Kräfte beseelten damals jeden Einzelnen, vom General bis zum letzten Grenadier und Füsilier, Kanonier und Pionier: Sie schufen jenen Heldengeist der Truppe, der auch unter den widrigsten Umständen den Sieg verleiht.

[1]) Es ist bezeichnend, daß in russischen Berichten immer von drei Korps gesprochen wird. Die drei Divisionen, die dem Feinde soviel Respekt eingeflößt haben, waren dabei am 23. November zusammen nur etwa noch 8000 Gewehre stark.



Die Winterschlacht in Masuren
im Februar 1915.

Von Major d. Ref. a. D. Hans v. Redern, damals Hauptmann d. Ref. und Kompagnieführer im Infanterie-Regiment Graf Barfuß (4. Westfäl.) Nr. 17.

Aus Deutschlands großer Zeit will ich erzählen, aus dem Anfange des Kriegsjahres 1915. Zur Ehre jedes an den großen Ereignissen Beteiligten sollen die nachstehenden Zeilen in jedem Hause, in jeder Hütte, da noch ein Funken Stolz auf die großen Taten unseres einst so herrlichen Heeres wohnt, gelesen werden. Sie mögen den Angehörigen der Heimgekehrten Zeugnis davon geben, daß jeder einzige Teilnehmer an dem großen Geschehnis ein Held gewesen sie mögen aber auch den Hinterbliebenen derer, die ihr Leben für die große Sache lassen mußten, den Trost geben, daß sie alle gefallen sind in dem Glauben an ein großes, mächtiges deutsches Vaterland, an den Sieg der Gerechtigkeit über den Ansturm unserer zahllosen Feinde.

Wer weiß es nicht mehr, was damals schon der Name Hindenburg bedeutete? Ich entsinne mich des Septembers 1914. Da bekam ich in meine Kompagnie einige Unteroffiziere und Mannschaften, die die erste Masurenschlacht mitgemacht hatten, die aber wegen leichter Verwundung oder Krankheit nicht zu ihrem Truppenteil zurückkamen. Diese Leute galten damals schon als etwas ganz besonderes bei uns. Die „Hindenburger" hießen sie! Jeder von uns suchte ihnen etwas Gutes anzutun, jeder beneidete sie, weil sie unter dem großen Mann hatten fechten dürfen! Jetzt im Februar 1915 waren wir selbst dazu berufen! Das einzige Gefühl, das wir kannten, war Stolz. Alle bevorstehenden Strapazen, Entbehrungen und Opfer traten zurück hinter dem erhebendem Bewußtsein, unter Hindenburg zu stehen. Nicht nur persönliche Empfindung von mir ist diese Verehrung für den großen Meister des Schlachtfeldes. Nein! Ich habe stets mit und unter meinen Leuten gelebt und habe oft genug die Äußerungen der Freude und des Stolzes aus ihrem Munde gehört, daß gerade wir zum Werkzeug Hindenburgs ausersehen waren. Ein schöner, guter Geist beseelte die Truppen.

Kaum einer der Daheimgebliebenen kennt wohl einen russischen Winter? Wir kannten ihn selbst noch nicht, sollten ihn aber bald genug fühlen. Aus dem Ende Januar 1915 schon grünenden

Frankreich wurden wir nach Rußlands Schnee und Eis versetzt. Zwar lag unser Aufmarschgebiet noch auf deutschem Boden, in der Gegend von Tilsit, aber der Winter ist dort schon fast der gleiche, wie bei den östlichen Nachbarn. Die Truppen, die vom Westen nach dem Osten geworfen wurden, waren nur ganz notdürftig mit Wintersachen versehen. Nur den Fahrern vom Bock konnten Pelze geliefert werden. Im übrigen bestand unser aller Ausrüstung für den russischen Winter in dem ungefütterten Soldatenmantel, einem gewebten Kopfschützer, Pulswärmern und Handschuhen. So angetan fanden wir uns nach einer Eisenbahnfahrt von viermal 24 Stunden in des fernen Ostens winterliche Landschaft versetzt.

Seit dem August 1914 hatte der Russe ein Stück deutschen Landes besetzt und gebrandschatzt. Zwar hatte die Schlacht bei Tannenberg im August 1914 Ostpreußen zum Teil von den Eindringlingen befreit. Aber noch immer saß der Russe auf deutschem Boden. Während der Wintermonate hatten deutsche Truppen in verschneiten und vereisten Schützengräben dem an Zahl doppelt überlegenen russischen Heere gegenüber standgehalten. Sie hatten zahlreiche Anstürme siegreich abgewiesen. 100 000 deutsche Männer, zum großen Teil Landwehr und Landsturm, hatten auf einer Strecke von 170 km der etwa 220 000 Mann starken russischen 10. Armee Monate hindurch die Zähne gezeigt. Hier hatte es sich erwiesen, daß an Zahl unterlegene deutsche Männer, in einem Willen vereint, in dem Bestreben deutsches Land zu schützen, dem russischen Bären Halt zu bieten vermochten.

Der Winterschlacht in Masuren war es vorbehalten, Ostpreußen ganz vom Feinde zu säubern und den Krieg weit fort von den Grenzmarken unseres Vaterlandes auf feindliches Gebiet zu tragen. Nicht unabsichtlich war von dem großen Feldherrn Hindenburg gerade der strenge Winter zu dem Unternehmen gewählt worden. Einerseits konnte kein Kenner der russischen Witterungsverhältnisse, also der Russe selbst am allerwenigsten, mit einem großen Angriff in dieser Jahreszeit rechnen. Jeder hätte dem Unternehmen von vornherein das Todesurteil gesprochen. Andererseits hätte, wenn der Angriff nicht im Winter gemacht wurde, die Säuberung deutschen Landes um viele Monate hinausgeschoben werden müssen, weil die Zeit nach der Schneeschmelze die unbefestigten russischen Wege grundlos aufweicht und dann die Schwierigkeiten des weit geplanten Vormarsches noch erheblich größer geworden wären.

Der 7. Februar war deshalb für den Beginn der Winterschlacht angesetzt worden.

Zwei deutsche Armeen waren zur Durchführung der Schlacht auserſehen: die 8. unter General der Infanterie v. Below und die 10. unter General-Oberst v. Eichhorn. Die erstere hatte während der vergangenen Wintermonate in den ostpreußischen Stellungen

sich mit dem Russen gemessen, die letztere war teils aus bestehenden, teils aus neu gebildeten Armeekorps für diesen Zweck aufgestellt worden. Männer aller deutschen Stämme und jeden Lebensalters waren in dem Heere vertreten, dem man die Riesenaufgabe zumutete. Vom jungen 18 jährigen und noch jüngeren Kriegsfreiwilligen bis zum alten 39 jährigen Landwehrmann stand alles in Reih und Glied. Ja sogar zahlreiche Landsturmbataillone sollten den Tanz mitmachen. Sie alle beseelte das felsenfeste Vertrauen und die Zuversicht, daß das, was Hindenburg für möglich hielt, auch zu einem guten Ende geführt werden könne. An ein Mißlingen dachte Niemand.

Hindenburgs großer Plan ging dahin, daß die 8. Armee den ihr gegenüberliegenden Gegner fesseln und zu diesem Zweck in ihren Stellungen bleiben sollte, die sich von der russischen Grenze südlich des Spirding-Sees bis an die Szeszuppa, einem linken Nebenfluß des Memel, östlich Tilsit erstreckten. Inzwischen hatte die 10. Armee um den feindlichen rechten Flügel sowie ein Teil der 8. Armee um den feindlichen linken Flügel herumzugreifen und in weitem Bogen auszuholen, um die Russen von rückwärts zu fassen und ihnen den Rückzug abzuschneiden. Es war also nicht Endzweck der Winterschlacht in Masuren, nur den Feind aus deutschem Lande zu verjagen, nein man wollte das gewaltige russische Heer vollkommen vernichten, man wollte das russische Reich um eine starke Armee ärmer machen.

Ich will im folgenden nur möglichst wenig Ortsnamen nennen und, wo es notwendig ist, nur solche erwähnen, die jeder auf dem Schulatlas seiner Kinder finden kann. Dem Leser dieser Zeilen, der die gewaltige Schlacht selbst mitgemacht hat, werden die einzelnen Namen noch im Gedächtnis sein, er wird den Seinen nähere Erklärungen geben können.

Am 7. Februar in aller Frühe begann der Angriff zunächst auf dem rechten Flügel der 8. Armee durch das verstärkte 40. Reserve-Korps. Ahnungslos wurde der Russe durch den Angriff gefaßt, ahnungslos blieb der nicht angegriffene Teil der Front. Eisiger Schneesturm peitschte von Osten her unseren Truppen die Eiskristalle wie Nadeln in das Gesicht, Wege und Schienenstränge waren tief verschneit und durch teils meterhohe Verwehungen schier ungangbar. Trotzdem kannte das Vorwärtsdringen des 40. Reserve-Korps keinen Halt. Bis zu 40 km marschierten an diesem Tage Teile des Korps und am Abend konnte gemeldet werden, daß die Russen aus stark befestigten Stellungen nach heißem Kampfe geworfen, ein feindlicher Gegenstoß aus der rechten Flanke siegreich abgewehrt und Hunderte von Gefangenen, 6 Geschütze, mehrere Maschinengewehre und sonstiges Kriegsmaterial erbeutet seien. Anstrengungen und Aufbieten aller Willenskraft hatte jeden Mann des 40. Reserve-Korps schon dieser erste Tag gekostet, jeder wußte,

was er geleistet hatte. Und doch war es nur der Anfang gewesen, Größeres stand noch bevor.

Am kommenden Tage sollte das 40. Reserve-Korps im Süden den Angriff fortsetzen, während im Norden die 10. Armee mit dem Angriff beginnen sollte. Der glänzende Beginn der Kämpfe blieb ein gutes Vorzeichen für den gesamten Verlauf der großen Schlacht.

Nicht eine langatmige Schlachtenschilderung sollen die folgenden Ausführungen bringen. Ich will mich darauf beschränken, Einzelheiten der großen Angriffsbewegung zu erzählen, wie ich sie selbst erlebt habe. So wie bei unserem Regiment lagen die Verhältnisse bei allen Truppenteilen, ein jeder hatte mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen. So kann das, was ich im einzelnen gesehen habe, gut verallgemeinert werden.

Ihr Väter, Mütter, Frauen, Kinder und Geschwister, kurz alle, die Ihr nicht draußen Eure Angehörigen habt begleiten können, wißt Ihr, was dem Feldsoldaten die Feldküche, oder wie sie so treffend genannt wurde, die Gulaschkanone bedeutete? Dieses allgemein beliebte Fahrzeug war des Soldaten ein und alles. War die Feldküche bei der Truppe, dann wurden die größten und längsten Marschanstrengungen leicht. Winkte doch in erreichbarer Nähe die Ausgabe der warmen Mahlzeit und des Kaffees. „Essen und trinken hält Leib und Seele zusammen!" Dieses Sprichwort paßt auf den Feldsoldaten. Könnt Ihr Euch aber denken, Ihr Daheimgebliebenen, was es heißt, wenn die Gulaschkanone aus irgendeinem Grunde zurückbleibt? Der Gesang und die Scherze verstummen, die gute Laune ist vorüber, kein angenehmes Ziel winkt nach überstandenem, harten Marsche, die rechte Lust am Soldatensein ist dahin. Wenn man sich das einmal vergegenwärtigt und wenn man dann bedenkt, in welchem grundlosen Schnee die ostpreußischen und russischen Wege und Wälder damals steckten, dann kann man sich einen Begriff machen, wie von vornherein die Verpflegung der Truppen in Frage gestellt war. Zwar hatten wir vor den Feldküchen und vor den Küchenbeiwagen, die auf untergeschraubte Schlittenkufen gestellt waren, die kräftigsten Pferde. Aber es war nicht zu leisten. Besonders energische Unteroffiziere und Mannschaften waren den Küchen zugeteilt, sie konnten den hungernden Kameraden nicht helfen. In den verschneiten und unter dem Schnee vereisten Wegen kam solch ein Fahrzeug plötzlich ins Rutschen und ehe sich die Fahrer und Begleiter etwas böses dachten, lag es im Straßengraben. Stundenlange Arbeit und Anstrengung gehörte dazu, die umgestürzte, schwere Feldküche wieder flott zu machen. Wo war die Kompagnie inzwischen auf dem rastlosen Vormarsche geblieben? Ich weiß genau, daß die Küchenmannschaften Tag und Nacht auf den Beinen waren, daß sie den Pferden nur die allernotwendigsten Futter- und Ruhepausen gönnten. Sie wußten, daß die Kameraden vorn hungerten und konnten nicht helfen. Ich habe es erlebt — zweimal war

es während der Masurenschlacht — daß wir unsere Feldküche (sie war an den Pferden leicht zu erkennen), in einer Entfernung von 1½—2 km am Horizonte auftauchen sahen, wenn wir des Morgens beim Hellwerden gerade weiter marschierten. An ein Warten war natürlich nicht zu denken. Nicht einen Tag ging es so, nein tagelang. Die knappen Vorräte, die jeder bei sich trug, die eisernen Portionen, waren bald verzehrt. Hatte der plündernd und brennend zurückgehende Russe in einem verschonten Gehöft wirklich ein Stück Rind oder ein Schwein vergessen, so konnten wir nichts damit anfangen. Zum Schlachten und Kochen hatte die Truppe niemals Zeit. Früh morgens sah uns die aufgehende Wintersonne schon auf den verschneiten Straßen rastlos gen Osten pilgern und des Abends wurde bis spät in die Nacht hinein marschiert. Galt es doch den Russen, der in teilweise heißem Ringen nach zähem Widerstande geworfen wurde, nicht zur Ruhe kommen zu lassen, sollte er doch durch Umgehung um seinen rechten Flügel im Rücken gefaßt werden. So konnten wir uns in den wenigen Nachtstunden, die uns zur Ruhe blieben, nicht mit langwierigem Schlachten und Kochen aufhalten. Eine Reihe der zu Tode erschöpften Leute hätte zu diesem Zweck die Nachtruhe ganz entbehren müssen. Kartoffeln oder Kartoffelsuppe kochten wir uns miteinander, aber Salz hatten wir nicht dazu. Das war, wie man sich denken kann, ein zweifelhafter Genuß, aber es ging schnell und füllte den knurrenden Magen. In dem Kriegstagebuch einer Division habe ich gelesen, daß das Fleisch von Pferden, die wegen Entkräftung geschlachtet wurden, zur Stillung des quälenden Hungers der armen Soldaten verteilt worden ist. Um unser leibliches Wohl war es also nicht zum Besten bestellt.

Wie war es denn mit der Unterkunft? Ein Bett kannten wir schon lange nicht mehr. Froh waren wir, wenn wir eine Scheune fanden, die der wahnwitzigen Brandlust der Russen entgangen war, wenn Stroh oder Heu genug vorhanden war, in das wir uns eng aneinandergedrückt ausstrecken konnten. Je enger wir lagen, desto wärmer war es, denn außer unseren dünnen Mänteln und Zeltbahnen hatten wir ja nichts zum Zudecken. Ein Dach über dem Kopfe und vier Wände, die uns den eisigen Februar-Schneewind vom Leibe hielten, war alles, was wir verlangten und oft genug auch noch entbehren mußten. Manchesmal war die Raumeinschränkung recht arg. In einem Hause, das nur einen einzigen bewohnbaren Raum etwa von der Größe 5×6 m hatte — eine Scheune war nicht mehr vorhanden — nächtigte ich einmal mit meiner ganzen Kompagnie. Es mögen damals noch alles in allem 130 Köpfe gewesen sein. Das Bild wäre es wert gewesen, von einem Photographen festgehalten zu werden. Auf den Bänken und unter den Bänken, auf dem Tisch und unter dem Tisch, auf dem Ofen, auf der Kommode, auf dem ganzen Fußboden lagen und hockten wir Mann an Mann und schliefen nach des Tages Last und Mühe genau so gut, wie daheim im Bett.

Hätte unser Preußenkönig, der alte Fritz, uns damals gesehen, er hätte seine Freude an uns haben können. Wir sahen, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, wie die Grasteufel aus, und daß wir beißen konnten, mußte der Russe täglich fühlen. Waschwasser war uns genau so fremd geworden, wie alle anderen Bequemlichkeiten. Der Kopfschützer, den wir gegen die grimmige Kälte trugen, kam nie herunter. Tag und Nacht behielten wir ihn um, denn es war ja auch in den Unterkünften nicht geheizt. Die Folge davon war, daß uns der Bart an Wangen und Kinn durch das Gewebe des wärmenden Schützers hindurchwuchs. Schließlich konnten wir ihn nur unter gleichzeitigem Ausreißen des Backenbartes abziehen. Stiefel wurden niemals von den Füßen gezogen. Wir lagen ständig in höchster Alarmbereitschaft und durften uns solchen Luxus nicht erlauben.

Bei all diesem geschilderten Mangel an des Leibes Nahrung und Notdurft war die Stimmung der gesamten Truppe die denkbar beste. Jedem einzelnen schwebte das hohe Ziel vor: Säuberung deutschen Bodens vom Feinde, Züchtigung des räuberischen, brandschatzenden Eindringlings. Man sah, der Mensch gewöhnt sich an alles; Hunger, Durst, Ermattung und Frost konnten unsere Soldaten nicht entmutigen. Eine namenlose Wut erfaßte uns, wenn der Russe aus irgendeiner Stellung geworfen zurückgehen mußte und wenn wir überall, soweit wir blicken konnten, die Dörfer und Gehöfte in Flammen aufgehen sahen. Mag es auch aus taktischen Gründen Notwendigkeit für den geschlagenen Feind sein, daß er uns die ersehnte Unterkunft, die Verpflegung durch Feuer vernichtete, so waren doch die zunächst Leidtragenden unsere eigenen Landsleute, die Ostpreußen, die wir von dem russischen Joche befreien wollten. Das Gefühl, endlich diese Untaten zu rächen, feuerte uns stets zu neuen, unerhörten Kraftanstrengungen an. Den russischen Horden mußten wir an das Leder.

Eines besonders anstrengenden Marsch- und Gefechtstages entsinne ich mich. Früh morgens bei dämmerndem Tageslicht waren wir mit knurrendem Magen aufgebrochen. Es sollte gelten, an diesem Tage die ostpreußisch-russische Grenze bei Schirwindt zu überschreiten. Der Russe wollte sich nicht stellen; Stunde um Stunde marschierten wir, nur kurze Ruhepausen wurden gemacht, um Mann und Pferd zu Atem kommen zu lassen. Meterhoch lag der Schnee. Stellenweise mußten wir uns durch Schneewehen hindurcharbeiten, in denen wir bis unter die Arme versanken. Stündlich wurden die vordersten Kompagnien, die im Schnee Bahn zu treten hatten, gewechselt. Vorwärts hieß es und vorwärts ging es. Den ganzen Tag marschierten wir so, der frühe Winterabend sank hernieder, die Nacht kam. Durch brennende Dörfer, vom Russen angezündet, wurde uns der Weg mitunter taghell erleuchtet. Auch in der Nacht ging es weiter. Unwillkürlich begann man an den Zug von Napoleons Heerscharen gen Moskau im Jahre 1812 zu denken. Wollten

auch uns die Russen so in die Falle locken? Jedes frohe Wort aus den Reihen unserer Leute war verstummt, mit zu Boden gerichtetem Blick schleppte sich die Infanterie unter der Last des schweren Gepäckes voran. Alle hundert Meter fast brach einer unserer Leute vor Ermattung zusammen. Ein Liegenbleiben wäre dem Tode durch Erfrieren gleich gewesen. Alle unsere Energie mußten wir Vorgesetzten aufwenden, um die armen, gefallenen Leute wenigstens bis zum nächsten schützenden Dach zu schleppen. Reiche Arbeit hatten wir im Verein mit den Ärzten. Da wurde uns wohl bange um das Herz, wenn wir uns ausmalten, wie es werden sollte, wenn wir mit diesen überanstrengten Leuten plötzlich vom Feinde angegriffen würden.

So kamen wir dem deutschen Grenzstädtchen Schirwindt immer näher, der fahle Wintermorgen begann zu dämmern, es war fast 6 Uhr früh. 24 Stunden waren wir jetzt ununterbrochen auf den Beinen. Da plötzlich fallen Schüsse aus Gehöften, die wir rechts vorwärts, abseits vom Wege undeutlich erkennen konnten. Man sah das Aufblitzen beim Abschuß, man hörte die Geschosse um uns pfeifen. Vergessen war der 24stündige Marsch, der Hunger, die Müdigkeit! Wie auf dem Exerzierplatz waren die vordersten Kompagnien schnell entwickelt und vorwärts ging es querfeldein auf den Feind. Endlich sollte man ihn fassen, es war wie eine Erleichterung! Aus Schirwindt, das vollkommen zerstört war, wurde der Russe herausgeworfen, mit Hurra ging es über die russische Grenze, Wladislawow, die russische Grenzstadt wurde genommen. Um 11 Uhr vormittags rückten wir zum ersten Male auf russischem Boden ins Quartier und hatten die Freude, von den flüchtenden Russen geheizte Unterkünfte und reichliche Verpflegung vorzufinden. Das hatten wir an diesem Tage zu unserer Beruhigung erneut erfahren: mit solchen Leuten, wie den deutschen Soldaten, konnten wir den Teufel aus der Hölle holen.

Unmöglich hätten wir mit unseren hungernden, frierenden, ermatteten Leuten das gesteckte Ziel erreichen können, wenn nicht der unbezwingliche, herrliche Siegeswille vom August 1914 in jedem Mann gesteckt hätte. Damals kannten wir auch keinen Unterschied der Partei oder des Standes. Wir alle waren deutsche Männer, die für ihr Vaterland auf den Ruf ihres Kaisers in den Kampf gezogen waren, um ihre Heimat, ihre Angehörigen vor den Greueln raublustiger Feinde zu bewahren. Alle Anstrengungen, alle Entbehrungen vermochten es damals nicht, dem deutschen Soldaten den Glauben an die gerechte Sache und an den Sieg der deutschen Waffen zu rauben. Kein Murren gab es, kein Widerwort wurde hörbar, jeder setzte seine letzte Kraft ein, wenn es hieß: weiter an den Feind.

Mit willenlosen Maschinen, zu denen man den deutschen Soldaten von damals heute stempeln will, hätten wir das nicht leisten können, was wir geleistet haben. Personen- und Lastkraftwagen

erlagen dem russischen Eis und Schnee, zahllose Pferde im Zug und unter dem Reiter hauchten ihr Leben vor Ermattung aus. Der deutsche Soldat war unbeugsam in dem Willen „Vorwärts"!

Nachdem die Umklammerung des rechten und des linken Flügels für die russische Front recht bedenklich geworden war, mußte der Feind sich auf der ganzen Linie zum Rückzuge bequemen. Unter schweren Kämpfen wurde Lyck genommen, vier Tage dauerte das heiße Ringen um die deutsche Stadt. Die Russen räumten Stellung um Stellung ihres tief angelegten Grabensystems und gingen in östlicher Richtung zurück.

Den Eroberern von Lyck war ein denkwürdiger Augenblick beschieden. Der oberste Kriegsherr begrüßte auf dem Marktplatz der noch brennenden und rauchenden Stadt, inmitten der Tausende von russischen Kriegsgefangenen, seine siegreichen Truppen. Umdrängt von den begeisterten Soldaten, mit Jubel begrüßt von den Kriegern, die soeben noch dem Tode ins Auge geschaut hatten, sprach der Kaiser Worte des Dankes und der Anerkennung für das Geleistete. Einen solchen Augenblick vergißt man mit seinem tiefen Eindruck sein Leben lang nicht.

Die 8. Armee folgte. Die 10. Armee hatte bereits weit um den feindlichen rechten Flügel herumgefaßt und stand mit Teilen schon im Rücken der Russen. Von Süden und Südosten her drückten das 40. Reserve-Korps und die Kavallerie-Divisionen. Schritt für Schritt wurde ostpreußischer Boden vom Feinde gereinigt. Suwalki und Augustowo waren die Rückzugsrichtungen der Russen. Vom Westen drängte weiter die 8. Armee, vom Norden das 38. und das 39. Reserve-Korps und vom Osten das XXI. Armeekorps.

Bedrohlich bei dem Unternehmen war, daß man dauernd von Kowno her im Norden und von Kolno-Ossowiec-Grodno im Süden Entsatzversuche durch starke russische Kräfte erwarten mußte. Zum Teil setzten sie auch ein, sie wurden aber von den hierzu weitsichtig bestimmten deutschen Kräften in heldenmütiger Abwehr abgewiesen.

Absicht der 10. russischen Armee war es anscheinend, in dem gewaltigen Forst um Augustowo herum zu verschwinden und dann über den Bobr in Richtung auf Grodno ungesehen abzumarschieren. Der Plan sollte nicht glücken, denn auch in die großen Wälder hinein folgten die deutschen Truppen in unaufhaltsamem Vorwärtsstürmen. Nicht ungefährlich waren diese dichten Wälder, in denen es zu heißen Kämpfen kam. Der Russe wehrte sich verzweifelt und suchte durch kühne Vorstöße mit starken Kräften den gesicherten Abzug seiner Hauptmacht zu erreichen. Manches Mal konnte es unseren an Zahl unterlegenen Kräften bei diesen Waldgefechten schlimm ergehen, wenn nicht die deutsche Entschlossenheit stets über die russische Masse gesiegt hätte. Drei Tage lang war eine preußische Brigade von den Russen im Walde eingeschlossen, keine Verbindung nach irgend einer Richtung war mit den eigenen Truppen zu er-

reichen. Führer und Leute behielten den Kopf oben und verzagten nicht, deutsche Männer werfen die Flinte nicht so schnell in das Korn. Ein Bataillon dieser Brigade, das auf abgesondertem Posten treu ausgeharrt hatte, wurde von den Russen fast ganz aufgerieben. Leicht mag es den Russen nicht geworden sein, dieses Bataillon zu überwältigen, davon zeugten schon die Mengen der Gefallenen, die wir an der Stelle fanden. Die wenigen verwundet Überlebenden, die wir noch retten konnten, erzählten uns, wie mannhaft sich das Bataillon geschlagen hatte. Trauer um die vielen verlorenen Kameraden, Stolz auf die Mannestat des braven Bataillons mischte sich mit der bedrückenden Erkenntnis, daß die Fahne dieses Truppenteils anscheinend den Russen in die Hände gefallen war. Sie war verschwunden. Damals führten wir die Feldzeichen noch mit und oft genug sahen wir sie entfaltet beim Angriff im Winde wehen. Kein Suchen half, man fand die Fahne nicht. Das tapfere Regiment trauerte um seine Gefallenen und um sein Feldzeichen. Endlich nach Tagen fand ein deutscher Telegraphenarbeiter, der im Walde von Augustowo die Leitungen instandsetzte, durch Zufall die vermißte Fahne. Zerschossen zwar war sie, aber unangetastet von Feindeshand. Auf dem Feldzeichen lag der tote Fahnenträger, drum herum lagen die Gefallenen des Bataillons, die sich zum Schutze ihres Heiligtumes um den Fahnenträger geschart hatten. Alle hatten sie ihr Leben eingesetzt getreu ihrem Fahneneid; bis zum letzten Atemzuge hatten sie das Wahrzeichen der Treue mit ihren Leibern gedeckt. Ein herrliches Beispiel deutscher Treue bis zum Tode!

Nach zehntägigem hartem Ringen war Augustowo genommen. Kriegsgefangene in riesiger Zahl und Kriegsgerät in unermeßlichen Mengen war den Russen entwunden. Durch ein kleines Loch, das in der Einkreisung offen geblieben war, gelang es namhaften Teilen des gewaltigen feindlichen Heeres in südöstlicher Richtung durchzuschlüpfen und im Walde zu verschwinden.

Auch jetzt gab es keine Ruhe. Man mußte den fliehenden Resten der Russen an den Fersen bleiben, mußte sie hindern, über den Bobr zu entkommen. Wieder begann das Kesseltreiben in dem Augustower Forste. Endlich war man so weit, daß der Russe in der Falle saß.

Im Walde lag eine Blöße von etwa 5 km Länge und 3½ km Breite. Von drei Seiten war sie eingeschlossen von dichtem Holz, auf der vierten war sie begrenzt von dem Wolkuschbach mit sumpfigen Ufern, die selbst der strenge russische Frost nicht hatte härten können. Etwa in der Mitte dieser großen Lichtung liegt das Vorwerk Ljubinowo. Das war die Mausefalle, in welche die nach der Zahl unschätzbaren, aber immerhin noch beträchtlich stark erscheinenden Reste der 10. russischen Armee nach heftigen Kämpfen und nach zähem Widerstande von allen Seiten zusammengetrieben waren. Fünf deutsche Divisionen: im Osten die 77. Reserve-Division und die 31. Infanterie-Division, im Süden die 2. Infanterie-Division, im Westen

die 76. Reserve-Division und im Norden die 42. Infanterie-Division hatten am 20. Februar nach harten Mühen endlich den Kessel umstellt. Jetzt sollte es kein Entrinnen mehr geben. Der Russe, der das Messer an der Kehle fühlte, wehrte sich verzweifelt. Mit seinen zahlreichen Maschinengewehren und Geschützen schoß er nach allen Richtungen, jeden Augenblick mußten wir mit einem Durchbruchsversuch rechnen. Ob ein solcher wohl geglückt wäre? Ich möchte es fast meinen. Wenn auch fünf deutsche Divisionen zur Stelle waren, so war doch die Einkreisungsfront recht lang und an Zahl waren wir nur Wenige. Unsere Verluste, teils durch die Marschanstrengungen, teils durch die zahlreichen, schweren Kämpfe waren recht beträchtlich gewesen. Dazu kam, daß die im Osten und im Süden stehenden Divisionen auch nach rückwärts sichern mußten, da sie Angriffe der in und um Grodno gemeldeten russischen Armee zu erwarten hatten. Auf Unterstützung durften wir nicht rechnen. Eine große Anzahl Divisionen, die bis zur Einnahme von Augustowo mitgekämpft hatten, waren bereits nach anderen Kampffronten verschoben. Auf uns selbst waren wir angewiesen, wie wir da rings um die Russen herum eingegraben auf der Lauer lagen. Jedem einzelnen von uns war das klar und doch hatte jeder das bestimmte Gefühl: Hier kommen sie nicht durch. Jeder wußte, daß die Entscheidung der großen Schlacht jeden Augenblick bevorstand, daß nicht letzten Endes die Früchte des fast geleisteten Riesenunternehmens verloren gehen durften. Glänzend war die Stimmung unserer Leute auch hier wieder, trotzdem der quälende Hunger sich meldete, trotzdem wir im Schnee ohne Schutz gegen Wind und Wetter lagen, trotzdem der Russe uns kaum einen Augenblick mit seinem Segen aus Infanterie- und Maschinengewehren sowie aus Kanonen aller Kaliber Ruhe gönnte.

So verging der Rest des 20. Februar, die Dunkelheit brach herein. Keiner von uns hat wohl in atemloser Spannung in dieser Nacht ein Auge zum Schlafe geschlossen. Schauerlich klang in dem Walde der Einschlag der russischen Granaten, das Platzen der Schrapnells, das Pfeifen der Infanteriegeschosse. Aber der Russe wagte den Durchbruch nicht. Während der ersten Nachtstunden war hinter unseren Infanteriestellungen die Artillerie aufgefahren. Bei Morgengrauen sollte sie ihr Feuer in den Russenkessel eröffnen und sodann sollte der allgemeine Infanterieangriff von allen Seiten beginnen. Dazu kam es aber nicht mehr. Abgeschnitten von jedem Verpflegungs- und Munitionsnachschub sahen die Russen endlich ein, daß sie sich ergeben mußten. Das Hoffnungslose ihrer Lage wurde durch das Scheitern aller Entsatzversuche von außen her immer klarer. Der eiserne Ring hielt, dank der Entschlossenheit, dank dem Überlegenheitsgefühl, dank der Siegeszuversicht unserer Truppen. Der Russe mußte die Waffen strecken. Der Gerechtigkeit zuliebe muß anerkannt werden, daß auch die Russen sich mannhaft

geschlagen hatten. Weit über 30 000 Gefangene, darunter 11 Generale, 200 Geschütze, ungezählte Maschinengewehre und unermeßliches Kriegsmaterial fielen uns in die Hände. Während die endlosen, erdbraunen Züge der gefangenen Russen zum Abtransport geordnet wurden, hatten wir die stolze Freude, einem großen Teil unserer im Verlaufe der Schlacht vermißten, von den Russen gefangenen Kameraden die Hände schütteln zu können. Befreit aus der Gefangenschaft, ledig der Aussicht, nach dem östlichsten Rußland oder nach Sibirien verschickt zu werden, sanken sie uns voll Jubel in die Arme.

Die Winterschlacht in Masuren war geschlagen. Durch deutschen, unbeugsamen Willen vernichtet lag eine gewaltige, russische Armee am Boden. 110 000 Gefangene, etwa 300 Geschütze, mehrere hundert Maschinengewehre, Munitionswagen, Feldküchen, anderes unzählbares Kriegsgerät, einige tausend Stück Vieh und Pferde, sowie drei Lazarettzüge und eine Kriegskasse waren die Gesamtbeute der 8. und 10. Armee. Diesen schönen Erfolg hatten die tapferen Truppen aber auch verdient. Der Siegesjubel in der Heimat und draußen kannte keine Grenzen. Das Erreichte stärkte unseren braven Leuten von neuem den Mut. Kein Ausruhen gab es auf den errungenen Lorbeeren. Im Augustower Forst lag noch unschätzbares, wertvolles Kriegsmaterial, das in Sicherheit gebracht werden mußte. Da hieß es die Aufräumungsarbeiten decken gegen die von Grodno her zu erwartenden Angriffe russischer Truppen. Die Anstürme kamen, aber wir hielten auch hier stand. Wie unsere Truppen im Angriff in der winterlichen Schlacht nicht versagt hatten, so vermochten sie auch in der Abwehr zähe auszuhalten, um die sichtbaren Erfolge des von ihnen erstrittenen Sieges heimzubringen.

Großes war durch die Kämpfe der Masurenschlacht erreicht worden. Deutschland war im Osten vom Feinde befreit. Die geflüchteten Bewohner konnten zurückkehren, und wenn auch so mancher sein Haus und seine Scheune nicht wiederfand, konnten sie doch auf eigenem Grund und Boden, ohne Furcht vor der Wiederkehr der Russen, die Frühjahrsbestellung vorbereiten. Geld aus der Heimat floß dem ostpreußischen Hilfswerk reichlich zu. Im Sommer 1915 standen die Fluren des östlichen, deutschen Landes schon wieder im Schmucke der bestellten Felder. Wo im Winter noch der Russe gehaust hatte, wo russische Granaten die ostpreußische Scholle aufgewühlt hatten, da ging jetzt wieder der friedliche Landmann hinter dem Pfluge und gedachte dankbaren Herzens der deutschen Helden, die sein Land befreit hatten.

Der Überfall in der Wüste auf die Ayesha-Leute. Mai 1915.

Von Oberbootsmannsmaat Friedrich Pinkert.
Mit einer Einleitung von Kapitänleutnant a. D. v. Mücke, damals Wachhabender Offizier S. M. S. „Emden“.

Am 9. November 1914 stand S. M. S. „Emden“, vom Kreuzerkrieg aus dem Golf von Bengalen kommend, weit unten im südlichen Teil des Indischen Ozeans bei den Keeling- oder Cocos-Inseln. Es galt die dort an Land befindliche Kabel- und Funkenstation zu zerstören. Kommandant der Emden war Fregattenkapitän v. Müller. Emden ankerte zwischen den Inseln. Ein Landungszug von 49 Mann wurde unter meinem Kommando ausgeschifft. Während dieser an Land mit der Zerstörung der Station beschäftigt war, entwickelte sich ein Gefecht der Emden mit dem großen englisch-australischen Kreuzer Sidney, der überraschend herangekommen war. Er war von der Emden zunächst für unsern Kohlentender Buresk gehalten worden, weil er aus derselben Richtung kam, aus der Buresk kommen sollte. Abgeschnitten von seinem Schiff richtete der Landungszug sich zunächst auf der Insel zur Verteidigung ein. Gleichzeitig wurde aber für alle Fälle ein dort vorgefundener kleiner Segelschoner seeklar gemacht. Trotz dringenden Abratens seitens der englischen Telegraphenbeamten, die aussagten, daß das Schiff alt und morsch wäre und längst als seeuntauglich erklärt worden sei, wurde mit dem Schoner bei Sonnenuntergang abgefahren. Das nur für eine Besatzung von fünf Mann bestimmte 97 Tonnen große Schiff bot für den Landungszug mit seinen 50 Menschen natürlich nur mangelhafte Unterkunft. Dazu kam, daß das Schiff viel Wasser zog. Es war morsch. Nach einigen Tagen ging auch das Süßwasser auf die Neige. Es mußte von Regenwasser gelebt werden. Am 26. November wurde der holländische Hafen Padang erreicht. Versuche der holländischen Regierung, die Ayesha — so hieß der kleine Schoner — zu internieren, wurden im Keime erstickt. In Padang erfuhr der Landungszug, daß die Emden untergegangen sei. Nach Ergänzung von Wasser und Proviant wurde wieder in See gegangen. Trotz der Absperrung, der die Ayesha unterworfen worden war, weil das sogenannte Völkerrecht dies vorschrieb, war es dem Landungszuge gelungen, mit deutschen Dampfern, die im Hafen lagen, in Verbindung zu treten. Ein Dampfer folgte dem Schoner nach einiger Zeit auf einen verabredeten Treffpunkt in See, und es wurde nach

Versenkung der Ayesha nunmehr mit dem Dampfer weitergefahren. Ziel war Arabien, weil eine Zeitungsnotiz, die der Dampfer aus Padang mitgebracht hatte, angab, daß dort Kämpfe stattgefunden hatten zwischen Türken und Engländern. In der Nacht vom 7. zum 8. Januar 1915 wurde die schmale Straße von Perim passiert. Der Landungszug hat die beiden auf Posten befindlichen englischen Kreuzer gesehen, er selbst blieb ungesehen. Die Landung in Arabien erfolgte in Hodeida unter den Augen eines blockierenden französischen Panzerkreuzers, der zunächst im Dunkel der Nacht für Hafenanlagen gehalten worden war. Hafenanlagen gab es aber gar nicht. An Land stellte sich dann nach einiger Zeit heraus, daß die von den Türken kurz nach der Landung gegebenen Versicherungen, man könne auf dem Landwege weiterziehen, nicht den Tatsachen entsprachen. Der Landungszug war inzwischen bis Sanaa, der Hauptstadt des Landes, vorgedrungen. Der Rückmarsch an die Küste wurde wieder angetreten. Auf Maultieren, Pferden und Eseln wurde der 3600 m hohe Gebirgskamm zum zweitenmal überquert. Über die Wolken kam man bei dem Marsch, und es war empfindlich kalt. Dann wieder auf Kamelsrücken durch die glühend heiße Wüste. An der Küste angekommen zeigte es sich, daß ein Dampfer der türkischen Regierung, auf den wir gerechnet hatten, nur ein schon halb versunkenes Wrack war. Eine weitere Gelegenheit, mit Segelbooten abzufahren, wurde dem Feinde durch Spione verraten. Endlich wurde ein günstiger Augenblick benutzt und die Abfahrt gelang. Der günstige Augenblick war ein großes Festessen, das uns zu Ehren gegeben werden sollte. Während uns die Spione beim Essen vermuteten, verschwanden wir mit Segelbooten, wahrscheinlich sehr zum Erstaunen unseres vergeblich auf uns wartenden Gastgebers, des — italienischen Konsuls, der dort die deutschen Interessen vertrat. Ungesehen passierten wir zum zweitenmal im Roten Meer eine englische Blockadelinie. In zwei kleinen offenen Segelbooten steuerten wir nach Norden. Eins der Boote ging auf einem Korallenriff verloren. Alle Leute konnten gerettet werden, trotz Dunkels der Nacht und Anwesenheit von Haien. Mit dem uns gebliebenen überladenen Boot erreichten wir den Hafen Kunfidda. Hier beginnt die Erzählung meines alten Pinkert. Nach dem Gefecht, welches er selbst schildert, kamen wir glücklich nach Djidda. Von dort sollten wir nach dem Wunsche des Emirs von Mekka, dessen Truppe uns „befreit" hatte, nach Mekka kommen, und von dort nach Medina an die Bahn marschieren. Ich traute aber dem Emir von Mekka nicht, weil die ganze „Befreiungsaktion" mir reichlich verdächtig vorgekommen war, und weil ich unter der Hand Nachrichten erhielt, daß der Emir von Mekka selber Urheber des Überfalls gewesen sei, und daß sein Sohn, der uns „befreit" hatte, der Leiter des Überfalls gewesen war, der den Spieß nur deswegen umgedreht hatte, weil er glaubte

mit uns nicht fertig werden zu können. Wir nahmen daher den Vorschlag des Emirs nach Mekka zu kommen mit Ausdrücken unseres tiefsten Dankes an — und verschwanden zur See. Wie berechtigt mein Verdacht war, ist dadurch bewiesen, daß der Emir von Mekka wenige Monate, nachdem wir Arabien verlassen hatten, die Maske fallen ließ, und als „König von Hedjas" offiziell zu unseren Feinden überging. Sein Sohn Abdullah, unser „Befreier", bekleidet heute die Würde eines „Königs von Mesopotamien" von Englands Gnaden. Die englischen Blockadeschiffe vor Djidda, die wir bei Tage sehen konnten, wurden ungesehen nachts passiert. Einige Wochen später standen wir bei dem kleinen Hafen El Weg. Von hier erreichten wir nach sechstägiger Karawanenreise durch Wüste und Gebirge die erste für uns in Betracht kommende Bahnstation der Hedjaseisenbahn. Diese brachte uns dann ohne besondere Fährlichkeiten weiter. Ein Zufall wollte es, daß ich persönlich die österreichisch-ungarische Grenze passierte am 9. Juni vormittags um halb sechs, das ist auf Tag, Stunde und Minute genau 7 Monate nach Verlassen der Emden. Wir hatten unser Ziel erreicht, wir waren nicht abgeschlossen da unten in Keeling geblieben um in Gefangenschaft zu kommen, sondern wir kamen alle wieder „Ran an den Feind". Und wenn es auch uns entgegengetönt hatte in Keeling: „unmöglich", in Padang: „unmöglich", in Hodeida: „unmöglich", in Sanaa: „unmöglich", in Djidda: „unmöglich", unser Wahlspruch war gewesen: Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. So waren wir wieder in die Reihen unserer kämpfenden Brüder in der Heimat gekommen, die Letzten vom ostasiatischen Kreuzergeschwader, und die einzigen von draußen, die mit wehender Flagge, nie sich selbst verleugnend, sich den Weg zur Heimat erkämpft hatten. v. Mücke.

* * *

...Von Kunfidda brachte uns unser neuer geräumiger Sambuck nach Lith. Trotzdem die Luft immer dick für uns war, hatten wir den kleinen Hafen in vier Tagen erreicht. Sami Bei, der Türke, leistete uns bei dieser Fahrt Kundschafterdienste mit seinem kleinen Boot, in dem er mit seiner Frau und zwei dienstbaren Geistern, die ehemals gegen uns beim Franzmann gekämpft hatten, untergebracht war. Die beiden Sambucks wurden verlassen; allem Anschein nach sollte die Geschichte nun wieder an Land weitergehen. Proviant unsere sieben Sachen nebst Waffen und Munition wurden an Land gebracht. Die Arbeit war leicht, denn Lith hat eine kleine Mole, wo die Sambucks festgemacht hatten. Auch hier hatte unser Kommen wieder eine große Anzahl Neugieriger herbeigerufen. Die Spitzen der Behörde in Gestalt von einigen in Lumpen gehüllten Arabern, die jedenfalls die Ortsobrigkeit vorstellten, empfingen den Kommandanten.

Wenn man unter Wölfen weilt, muß man mit ihnen heulen; unser Kommandant war der richtige Mensch dazu. Mit großer Freundlichkeit empfing er die scheckige Gesellschaft. Sami Bei diente als Dolmetscher. Dieser Sami Bei, von dem wir nicht recht wußten, was er eigentlich vorstellte, war unserem Kommandanten eine willkommene Stütze. Schon seine Dolmetscherei war von großem Wert. Denn dieses Arabergesindel oder diese Bande, wie der Kapitänleutnant die Horde nannte, sprach nur Arabisch. Ein großes Glück, daß die Araber kein Türkisch sprachen, dann wären wir die Dummen gewesen. Wir reisten nämlich in der Zone des heiligen Landes der Mohammedaner als Türken. Würden die Araber uns als Christen gekannt haben, ich glaube ganz sicher, man hätte uns die Hälse abgeschnitten, wie einer fetten Gans. Während wir unter Aufsicht des Leutnants Gyßling die Sachen aus den Sambucks an Land stauten, begab sich der Kommandant mit den Scheikhs, zu welchen sich noch ein türkischer Offizier gesellt hatte, in die Stadt, jedenfalls um Unterkunft für uns zu besorgen. Ich selbst hatte die Hände voller Arbeit: meine Kocherei, außerdem mußte ich noch für den ganzen Proviant Sorge tragen. An Land hatten wir bald ein kleines Warenlager zusammengetragen. Kisten mit Mineralwasser, noch von den Keelingsinseln, lagerten neben Reissäcken und Ballen mit altem Zeug. Ich dachte oft bei mir selbst: Warum wird der ganze alte Tröbel immer mitgeschleppt? Aber bei unserer letzten Absauferei hatten diese alten Sachen uns gerade gute Dienste geleistet. Meine Uniform, die ich in Hodeida neu erhalten hatte, war ich wieder losgeworden. Aus dem unfreiwilligen Bad kletterte ich in Adams Kostüm die Bordwand hoch, wo mir der Kommandant eine seiner Unterhosen als einziges Kleidungsstück gab. Ulkig muß ich ausgesehen haben in dieser Montur. Kapitänleutnant v. Mücke ist von Gestalt ein Riese, und so war mir dieses neue Kleid ein wenig zu groß. Praktisch, wie immer, schnitt ich ein paar Löcher auf den beiden Seiten hinein; ich konnte meine Arme durchstecken und war zufrieden. In diesem Aufzuge langten wir in Kunfidda an. Unter der alten Brockensammlung fand sich aber bald wieder ein Uniformstück für mich. Unser Kommandant gab vieles von seiner Wäsche her; so habe ich auch für meine verlorengegangenen Schuhe ein Paar feine gelbe Schuhe vom Kapitänleutnant gekitscht.

Es war schon ziemlich dunkel geworden, als unsere Arbeit beendet war und der Kommandant zurückkam. „Na, da können die Leute ja abrücken; wir lassen Posten bei den Sachen zurück. Sami Bei wird Sorge tragen, daß das Gepäck in unserem Schlosse untergebracht wird. Platz genügend für alle Leute, auch einigermaßen gute Schlafgelegenheit. Läuse wird es ja wieder genügend geben, aber wir sind nun mal an diese Haustiere gewöhnt," sagte der Kommandant. Ich selbst bekam noch besondere Weisung betreffs der Kocherei. Die Posten hatten ihre Instruktion erhalten, und wir

machten uns auf den Weg, unser neues Heim zu erreichen. Sami Bei mit dem Kommandanten zusammen voraus mit einigen Arabern, die schnatterten wie die Enten. Allem Anschein nach waren es Händler. In wenigen Minuten waren wir an Ort und Stelle. Ein geräumiges Haus mit Hof hatte man uns zur Verfügung gestellt. Zugweise wurden uns die Schlafplätze angewiesen. Sami Bei hatte alle seine Redekünste angewendet, um uns, soweit es die Verhältnisse gestatteten, einen angenehmen Aufenthalt in Lith zu machen.

Für diese Nacht schliefen wir wieder in Betten. Man muß sich keine Daunenbetten darunter vorstellen. Denn die Araber haben ein dickes Fell, welches an Kummer gewöhnt ist. Ein aus vier Pfählen bestehendes Holzgestell, mit einem Bastgeflecht, und die Lausekiste ist fertig. Der Burnuß, ein mantelartiger Vorhang aus Kamelshaaren, den die Araber tragen, ersetzt das Ober- und Unterbett. Jedenfalls waren wir vollauf zufrieden, denn die letzte Zeit auf den Sambucks hatten wir manche Nacht verbracht wie die Kieler Sprotten zusammengepackt in der Kiste, oder man mußte Schlangenmensch spielen und sich wie ein Tauende in irgendeinen Winkel verkriechen.

Für den Abend war Festessen angesagt. Großbetrieb: vier Hammel sollten geschlachtet werden, dazu als Gemüse Reis, den wir lange nicht mehr gegessen hatten. Denn Reis gab es alle Tage, nur in einer anderen Wortform. Heute Reis mit Hammel, morgen gehammelten Reis, übermorgen Reis mit Hammelragout. Meine Kochbude war bald auf dem Hofe eingerichtet, der inmitten der Gebäude lag. Vier große Steine wurden herangeschleppt, der große Türkenkessel, ein Gesch nk des Kommandierenden von Hodeida, darauf gestellt, und bald brannte ein helles Feuer. In der Zwischenzeit hatten meine Kameraden die Bagage heraufgeholt. Sami Bei brachte unter Beihilfe einiger Araber meine Hammel. Ich holte meine Henkersknechte, Heizer, Münch und Matrose Schnittberger; bald hatten wir unseres Amtes gewaltet. Das Hammelschlachten war jetzt meine Spezialität. Den Tieren wurde die Kehle durchgeschnitten, dann ein kleines Loch unten an der Keule geritzt. Schnittberger, der eine kräftige Lunge besitzt, ersetzte den Blasebalg und pustete Luft in dieses Loch. Das Fell wird ordentlich straff durch diese Methode und man kann es dem Hammel über seine Hammelohren ziehen, wie einem Hasen. „Wie lange dauert es wohl noch, bis unser Schmaus fertig ist?" Mit diesen Worten trat der Kommandant mit Leutnant Wellmann, der unser Verpflegungsoffizier war, zu uns heran. Im Reiskochen hatte ich nun ziemlich Übung. „In einer Stunde, Herr Kapitän-Leutnant, kann ich das Essen gekocht melden." „Na, dann schön." Unser Kommandant war immer frohen Mutes und hatte den Mund immer voll ulkiger Scherzworte. Im Dienste war er Offizier und Vorgesetzter, außer Dienst Kamerad.

Es war schon ziemlich dunkel, als ich dem Kommandanten „Backen und Banken" meldete. Trotzdem unser täglicher Speisezettel aus Reis und Hammel bestand, wurde das frugale Gericht bis auf den letzten Rest verzehrt. Nur einen Feinschmecker hatte die Truppe aufzuweisen, das war Herr Leutnant Wellmann, der allem Anschein nach von dem schönen Reis nicht erbaut war. Sobald der Bursche mit dem Eßnapf für seinen Gebieter Essen holte, stand Herr Leutnant in weiter Ferne. Natürlich bekam Herr Leutnant eine anständige Ration. „Hören Sie auf, Pinkert, wer soll das alles essen!" Nach dem Abendbrot hatte ich noch Tee für den folgenden Tag zu kochen, denn das Wasser war in den meisten Fällen sehr salpeterhaltig. Froh war ich, als ich nach getaner Arbeit meine müden Knochen auf meiner arabischen Flohkiste ausstrecken konnte. Vorher wurde aber nochmals nachgesehen, ob ich keine niedlichen Dingerchen im Hemd hatte. Zu finden waren immer welche, aber nicht wie in Menage oder Penne, wo wir die Träger des Rekords waren, 60 Stück in der Minute. Alles war in tiefster Ruhe, nur die Posten bei Bagage und der Türposten waren auf den Beinen. Eine Zigarette wurde noch geraucht. Ich teilte dem Posten noch mit, daß ich um 5 Uhr geweckt sein wollte und suchte dann auch mein Lager auf.

Der kommende Tag brachte sehr viel Arbeit. Kamele zur Karawane mußten besorgt werden. Das besorgte der Kommandant mit Sami Bei. Uns allen wäre angenehmer gewesen, wir hätten die Reise zu Wasser fortgesetzt, denn diese Kamelreiterei war uns auch schon über. Außerdem kam man nur langsam vom Fleck. Meine Rühreier à la Türkie hatte ich fertig, Tee dazu, und der Morgenkaffee konnte serviert werden. Bei alle diesem Zinnober hatte die Truppe noch immer einen guten Humor. Nach dem Kaffee wurden unsere Kamele auf den Hof getrieben und veranstalteten uns ihr Morgenkonzert. Auf die Dauer kann dieses Geschrei einem Menschen auf die Nerven fallen, ebenso das Gerede der Treiber. Trotzdem wir sehr wenig oder gar nichts von diesem Kauderwelsch verstanden, sagten wir zu allem ja und amen. Wir brauchten für unseren Zweck etwa 80 Tiere, eine ganz hübsche Reihe. Ein Kamel läuft nämlich hinter dem anderen, und zum Überfluß haben die Treiber ihre Tiere, das hintere Kamel, mit der Nase dem vorderen Tier an den Schwanz gebunden. Oft gibt die Sache beim Marsch ein ganz nettes Bild her, z. B. wenn Halt geboten wird, dann zieht ein Tier dem andern den Kopf oder Schwanz bald aus. Wir hatten an diesem Manöver immer unser Vergnügen. Nach dem Kaffee war für uns Handwaffenreinigen und Klarmachen für den Abritt, der am Abend stattfinden sollte. Am meisten war unser Arzt, Dr. Lang, in Sorge. Bestieg der Doktor sein edles Streitroß, dann hatten wir immer eine Extravorstellung. Nicht selten machte unser guter Doktor einige Male mit dem Erdboden

Bekanntschaft, zum Überfluß und zu unserm großen Gelächter geliebkost von der zierlichen Pfote des Kamels. Von meinem Reitkamel, welches unser Kommandant Dr. Lang zur Verfügung gestellt hatte, wollte er nichts wissen, die Sache war ihm zu kippelig. So befand sich auch heute der Doktor auf einem lammfrommen Kamel. Dr. Lang hatte auch Glück und beauftragte seinen Burschen, Sorge zu tragen, daß sein Wüstenschiff nicht an eine andere Flagge kam.

Am Nachmittage war große Musterung der Schußwaffen und Ausrüstung durch den Kommandanten. Der Kapitänleutnant hatte Befehl gegeben, die Maschinengewehre ordentlich nachzusehen, denn von unserem letzten unfreiwilligen Bade im Roten Meer hatten die Handwaffen und Maschinengewehre auch ihren Knax abgekriegt. Nachdem die Musterung vorbei war, bekamen wir unsere Tiere zugewiesen, die Bagage wurde auf die Packtiere verteilt. Ich zeichnete meine Tiere für meinen Proviant, daß mir bei der Ankunft nicht soviel Zeit mit dem Suchen der Tiere verloren ginge und machte mich auf die Strümpfe, um Tee für die Feldflaschen zu kochen. Als Feldflaschen hatten wir zwei Mineralwasserflaschen, die wir mit irgendeinem Stück Zeug umwickelt hatten. Dieses Tuch wurde angefeuchtet, wenn Wasser vorhanden war, damit der Tee sich etwas kühl hielt. Auch wurde unser Wasservorrat für die Reise aufgefüllt. Zu diesem Zweck hatte der Kommandant große Flakons von etwa 40 Liter besorgt. Bei der Lastenverteilung auf die Kamele gab es mitunter ganz hübsche Szenen. Jeder Treiber wollte seinen Kamelen so wenig wie möglich aufbinden. Zuletzt blieben Maschinengewehre und die schweren Sachen liegen. Unser Kommandant war in diesen Sachen kurz angebunden: ging der Kram im guten nicht ab, dann gabs welche aus der Armenkasse mit der Kamelpeitsche.

Als die Sonne untergegangen war, waren wir zugweise angetreten. Den ersten Zug führte Leutnant Gyßling, den zweiten Zug Leutnant Gertz. Herr Leutnant Schmidt war Adjutant. Der Kommandant gab nach der Meldung Befehl zum Abmarsch, und die Karawane setzte sich in Bewegung. Die ganze Arabersippschaft war wieder auf den Beinen, als wir Lith den Rücken kehrten. Wir waren in bester Stimmung, und manches Lied ging vom Stapel. Langsam bewegte sich die lange Kette durch die Dämmerung. Die Reise war immer eintönig; was dem Auge geboten wurde, war nichts als Sand und der sternenklare Abendhimmel. Sami Bei blieb am Ende der Karawane mit seiner Frau Gemahlin und mit den beiden ehemaligen französischen eingeborenen Soldaten. Die Türkin war immer verschleiert. Ja, oft hatten wir versucht, in einem unbeobachteten Augenblick einmal das Gesicht der Frau zu schauen, aber unsere Absicht schlug immer fehl.

Nahe der Mitternachtsstunde war ich immer müde, ich versuchte dann, mich auf meinem Kamel so gut wie möglich auch lang hinzulegen, um etwas zu schlafen. Denn gerade für mich waren die

Tage sehr anstrengend. Ruhe kannte ich überhaupt nicht. Während meine Kameraden sich ausruhen konnten, mußte ich für das leibliche Wohl der Truppe sorgen, oder ich wurde als Dolmetscher gebraucht. Nicht selten wurde die Karawane geteilt, einige Kamele hatten unter lautem Gebrüll ihre Lasten abgeworfen, und die Karawane mußte Halt machen. Nach vierstündigem Ritt wurde Halt kommandiert. Wir stiegen von unseren Tieren. Aus den Seeleuten waren die besten Kamelreiter geworden. Wir ließen unsere Tiere niederknieen, banden die Vorderfüße zusammen, damit die Tiere nicht zuviel wegliefen. Meine Kameraden legten sich hin, um etwas zu schlafen, und ich holte meinen Türkenkessel, um als Erfrischung etwas Reis zu kochen. Holz war nicht vorhanden, und so mußten wir wieder Berge von Alfagras heranschleppen, um das Wasser ins Kochen zu bringen. Maschinistenmaat Hollun, mein Menage-Unteroffizier, sorgte für die Wasserausgabe. Die Kameltreiber hatten sich in Gruppen in der Nähe meines Feuers gelagert, um etwaige Reste zu vertilgen, denn diese Gesellschaft hat nun einmal Kohldampf. Den Kochkessel brauchte ich nicht sauber zu machen, dafür sorgten schon meine Araber, die den Türkenkessel ausleckten wie die hungrigen Jagdhunde. Man mußte ja auch mit Wasser sparen. Eine ganz willkommene Sache also.

Der Morgen brachte uns wieder in ein anderes Gebiet. Der Scheik hatte sich auch schon eingefunden. In einem kleinen Talkessel an der Straße wurde Halt befohlen, die Kamele wurden von ihrer Last befreit und zum Weiden getrieben. Viel Futter fand sich nicht für die Tiere, aber das Kamel ist sehr genügsam, ebenso der Araber. Einige Datteln, ein Stück Kruls (Brot), wenn vorhanden, und der Magen der schwarzen Gesellen ist befriedigt. Wir waren froh, daß die Hügel uns ein wenig Schutz boten gegen den Sirokko (Sandwind); in der kurzen Zeit waren wir bereits ganz eingesandet. Die Luft war ganz dunkel und undurchsichtig. Den Kopf eingehüllt in unsere arabische Umhüllung, suchten wir Schutz gegen die Sandkörner. Es ist kein angenehmes Gefühl, wenn der heiße Wind die scharfen Sandkörner in das Gesicht peitscht. Meine Kameraden waren durstig, und ich mußte Sorge tragen, daß der Tee ins Kochen kam. Eine Wasserstelle hatten wir heute nicht angetroffen, die Etappe war zu groß. Außerdem war das Reisen während des Sirokkos unmöglich. Nachdem der Tee ausgegeben war, schlachtete ich meinen Hammel. Wie die hungrigen Raubtiere fielen die Araber über die Därme her, die Beine vom Hammel warfen sie ins Feuer, sengten die Haare ab und nagten sie dann ab. Heute gabs zur Veränderung Hammelragout. Mit einem Seitengewehr wurde auf einer Kiste das Fleisch in Stücke geteilt. Den Pfeffer konnte ich auch schonen, denn der Sandwind würzte das Essen mehr wie genügend. Alles lag in tiefster Ruhe, die meisten meiner Kameraden waren ganz und gar eingesandet. Ich machte einen kleinen Gang zu Sami Bei hinüber,

der sich etwas abseits von der Truppe im Schutze eines kleinen Sandhügels gelagert hatte. Sami Bei braute gerade seinen Kaffee und bot mir auch ein Täßchen Mokka an, das ich selbstverständlich mit größter Genugtuung hinnahm. Diesesmal hatte ich das Glück, wenigstens die schwarzen Augen der Türkin zu schauen. Meiner Meinung nach mußte sie noch sehr jung sein. Sami Bei gab mir als Geschenk für die Herren Offiziere einige Dosen Konserven, die ich sofort unserm Kommandanten überbrachte. Mit großer Freude nahm der Kommandant diese Leckerbissen an und legte mir warm ans Herz, seinen königlichen Dank zu übermitteln. „Ob das unser Magen auch noch vertragen wird nach diesem alltäglichen Hühnerfutter „Reis". Heute dieser Festschmaus, Spargel und junge Erbsen?" waren die Worte des Kommandanten an die Herren Offiziere, welche sich den Sand aus Augen und Ohren rieben. Den Befehl führte ich sofort aus, denn es war hohe Zeit, daß ich mich dem Mittagsmahl widmete, das heute auch etwas interessanter war als alltäglich. Obwohl ich diese Konservenbüchsen nur in warmem Wasser anwärmte und als zweiten Gang Hammelragout dazugab, war die Sache doch eine Abwechselung, die nicht alle Tage vorkam. Als ich meinen Kameraden das Essen verteilt hatte, brachte ich den Festschmaus zum Offizierkasino. Heute gab es zur Feier des Tages eine Tischdecke, wenn auch nur in Gestalt eines ehemaligen weißen Stückes Tuch, das am Boden ausgebreitet wurde; es sollte doch wenigstens eine Decke sein. „Immer näher der Heimat zu," meinte der Kommandant mit seinem Schelmenlächeln, „die Erbsen und der Spargel sind die besten Vorboten, daß wir auf dem Wege sind, uns den zivilisierten Menschen zu nähern."

Meine Araber, die immer meine ständigen Gäste waren, wenn es ans Backen und Banken ging, säuberten auch heute den Türkenkessel, einer der schwarzen Gesellen ließ sich sogar dazu hinreißen, aus Dankbarkeit für die Leckerei mir meinen edlen Kochtopf mit Wasser auszuspülen. Nach getaner Arbeit suchte auch ich mir einen geschützten Platz aus, um zu schlafen. Die kommende Nacht brachte uns in einem weiten Ritt zur nächsten Etappe, wo wir, wie der Scheik der Karawane Sami Bei mitteilte, eine Wasserstelle zum Lagern antreffen würden. Gegen 5 Uhr nachmittags mußte ich wieder auf die Beine, um Tee zu kochen für die kommende Marschroute. Die Treiber holten schon langsam ihre Kamele heran, um sie klar zu halten für den Aufbruch. Im Lager war es lebendig geworden. Vom Schlafen das ganze Gesicht mit Sand beschmutzt, erhoben sich die Seeleute von ihrem Lager. Der Kommandant gab Befehl zum Teempfangen, jeder kam mit seiner modernen Feldflasche an meinen Kochtopf, welcher Teeapparat zu gleicher Zeit war, um das edle Getränk für die kommende Nacht zu holen. Kessel und Proviant wurden eingepackt und in die Nähe der für diese Last bestimmten Kamele gebracht. Ich selbst war schlecht zu Wege, wenig Schlaf

hatte mir der Tag gebracht, außerdem schmerzten meine Augen von der großen Tageshitze und dem Sandwind. Den Kopf behielt ich trotzdem obenauf, das kleine Unwohlsein würde auch vorübergehen; ich hatte schon in peinlicheren Situationen gesteckt als heute. Meine Kameraden machten sich bei ihren Kamelen zu schaffen, um sich so gut, wie es möglich war, einen guten Sitz zu schaffen. Von Lith aus hatten die Araber Futter für die Kamele mitgenommen; ein Kamel trug diese Last. Dieses Alfagras war in Bündel gebunden und an beiden Seiten des Kamels befestigt. Da dieses Tier mit zu meiner Bagage gehörte, gedachte ich auf der breiten Last einige Stunden während des Rittes zu schlafen.

Nach Sonnenuntergang rückten wir ab. Öde und einsam lag vor uns die Wüstenlandschaft, die kein Ende zu nehmen schien. Nur selten trafen wir während unserer Reise Menschen an, außer an den Wasserstellen. Fort ging es durch die sternenklare Nacht. Von Zeit zu Zeit wurde ein Lied gesungen, oder irgendein Vorfall, z. B. daß ein Kamel seinen Reiter abwarf, oder der Packsattel zu lose angezogen war und infolgedessen der Reiter mit Sattel dem Kamel unter dem Bauche hing, brachte etwas Abwechslung, aber nur in den ersten Stunden. Nach Mitternacht war alles schläfrig und fast ein jeder machte sein Nickerchen. Mit meiner Schlaferei war es nicht weit her, trotz der breiten Graslast; kaum war ich eingeschlafen, da lag ich auch schon am Boden, zum Gaudium meiner Kameraden. Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, als wir unsere Wasserstelle erreichten, auch war die Hitze schon groß, aber der verfluchte Sandwind hörte auf. Die Kamele wurden unruhig, allem Anschein nach witterten diese hochstämmigen Tiere das Wasser. Das Bild war freundlich zu schauen, das sich heute dem Auge bot. Man sah doch wenigstens wieder einige verkrüppelte grüne Bäume. In der Nähe grasten Hammelherden. Für einige Medschedi (türkisches Geld, nach deutschem Wert vielleicht 3.20 Mk.) erstand ich zwei Hammel. Die Treiber sorgten für das Tränken der Kamele, die gierig das edle Naß einsogen und ihren Vorrat wieder ergänzten. In der Nähe eines Baumes schlug ich meine Kochgelegenheit auf, hier hatte ich doch wenigstens Schutz gegen die sengende Sonne. Mit dem Hammelschlachten hatte ich heute wenig Arbeit; der schwarze Geselle, der mir die Hammel verkaufte, schlachtete sie auch gleich ab. Der Araber wollte das Fell der beiden Tiere haben, um daraus Wassersäcke herzustellen. Das ist eine ganz einfache Sache: das Fell wird dem Hammel über den Kopf gezogen, die entstandenen Öffnungen werden zugebunden, nur die Halsöffnung bleibt offen, um in den beutelartigen Sack das Wasser zu füllen. Diese Wassersäcke werden dann unten am Bauche des Kamels mittels eines Strickes oder Riemens am Sattel befestigt, weil sie dort gegen die Sonne etwas geschützt sind.

Ich war gerade mit meinem Kram fertig geworden, als eine Staubwolke voraus in Sicht kam. Wir dachten, eine Karawane würde sich der Wasserstelle nähern, um dort zu rasten. Aber es kam anders. In flotter Gangart kamen ungefähr zwanzig Reiter in blauer Tracht auf uns zu, die Kamele trugen Packtaschen, und an der Seite war das Gewehr des Reiters befestigt. Alle hatten ihr Augenmerk auf die ankommenden Reiter gerichtet. Der Kommandant und Sami Bei beobachteten die Ankömmlinge mittels Prismenglas. Sami Bei äußerte sich zum Kapitän-Leutnant, daß die Reiter Gendarmen seien. Deutlich konnten wir nun auch die schwarzen Kerle erkennen, voraus ein Offizier, erkenntlich an dem goldverbrämten Fez. Quer über die Schultern trugen diese schwarzen Gesellen zwei lederne Taschen und um die Lenden einen gefüllten Patronengürtel, in dem der Dolch steckte. Langes, pechschwarzes Haar war unter dem Kopfumhang zu sehen. Die Gestalten sahen wild aus, ich dachte bei mir selbst: denen möchtest du nicht in die Hände fallen. Aber die Suppe wird nie so heiß gegessen, wie sie gekocht wird. Das hat sich später auch bei diesen Gendarmen gezeigt.

Die Schwarzen stiegen von ihren Kamelen, der Offizier begrüßte den Kommandanten. Unterdessen schlugen die Gendarmen ihr Lager in unserer Nähe auf. Die Kamele wurden zur Tränke geführt, ein Teil der Gendarmen holte Berge von Alfagras zusammen, einer von ihnen bat mich um etwas Feuer. Als ich dem Wüstensohn in seiner Sprache antwortete, freute er sich wie ein Kind, und ich hatte sofort eine dicke Nummer bei dem schwarzen Gesellen. Er drehte sich geschickt zwei Zigaretten, eine davon bot er mir als Geschenk an. Ich bedankte mich wieder auf türkisch. Viele meiner Kameraden hatten sich in der Zeit, die wir mit den Türken zusammen waren, etwas Türkisch angeeignet. Wir fragten auf Zeichensprache, wie das auf Türkisch heiße, nahmen ein Stück Papier und schrieben uns neben der deutschen Benennung die türkische auf. So kam es zustande, daß wir Matrosen wenigstens für das, was man alltäglich braucht, türkische Ausdrücke hatten. Der Kommandant ließ die Truppe antreten und teilte uns mit, daß nun Zeiten kommen würden, wo wieder die Büchse donnert. „Wir haben allem Anschein nach heute Nacht einen Überfall zu befürchten, ich denke, daß jeder auf dem Posten sein wird und seine Pflicht tut." In den Augen des Kapitän-Leutnants blitzte es auf wie bei einem Brillanten, der im Sonnenlicht funkelt. „Genaueres über die Sache befehle ich heute vor Abritt", waren seine Worte. Wir freuten uns alle, daß nun endlich einmal eine Abwechslung in unsere Wüstenwalzerei trat. Die Gendarmen hatten auch einen Hammel geschlachtet, ich war neugierig, wie die Bande wohl die Zuspeise nehmen würde. Natürlich Reis, wie wir. Nach dem Essen gab der Kommandant Befehl, wir sollten uns etwas eingraben, denn es könnte die Möglichkeit vorhanden sein, daß der Feind bis an die Wasserstelle herankäme,

um uns zu überrumpeln. Wir bauten also unter Anleitung unserer Offiziere eine Art Schützengraben, brachten die Maschinengewehre in Stellung, und die Kamele sollten zur Nacht in das Innere der Wagenburg getrieben werden. Außerdem wurden Posten abgeteilt. Ich selbst war von dieser Sache befreit, weil ich genügend mit meiner Kocherei zu tun hatte. Der Kommandant wollte nämlich hier einen Tag länger bleiben, Ruhetag sollten wir haben. Der Rest des Tages wurde mit Dachsen verbracht, um für die Nacht ein offenes Auge zu haben. „Wenn die Bande kommen sollte", sagte der Kommandant, „kommt sie zur Nacht". Der Monat Mai mußte wohl zu Ende gehen; was wir überhaupt für ein Datum hatten, oder ob es Mittwoch oder Sonnabend war, wußten die meisten meiner Kameraden nicht. Zeitrechnung wurde von uns nicht gehalten. Wir wußten nur, daß es am andern Tag gehammelten Reis gab. Vor Sonnenuntergang schlachtete ich noch einen Hammel für den andern Tag — Sami Bei bekam jeden Tag auch seine ständige Ration. Für ihn mußte ich den Hammel vor Sonnenuntergang schlachten, das nach Sonnenuntergang geschlachtete Tier ist für den Mohammedaner unrein. Im Lager herrschte heute Abend reges Leben, alles war aufgeregt und besprach die Ereignisse, die der kommende Tag wohl bringen möchte. Jeder untersuchte sein Gewehr und reinigte seine Patronen vom Sand.

Als ich mit meiner Arbeit fertig war, suchte ich meinen angewiesenen Platz auf, um meine müden Knochen etwas auszuruhen. Die Nacht verlief ohne jeden Zwischenfall. Ich erwachte in den späten Morgenstunden, ausgeruht und gestärkt für den kommenden, langen Ritt. Nach dem Mittagbrot hatte der Kommandant eine eingehende Besprechung mit den Offizieren. Nachdem die große Mittagshitze vorbei war, bekamen wir schon Befehl, alles klarzumachen für den Ritt. Denn bis Dschidda hatten wir eine lange Tour. Darum gedachte der Kommandant, heute einige Stunden früher aufzubrechen, um am kommenden Morgen nicht allzulange unterwegs zu sein. Um 5 Uhr konnten die Herren Zugleutnants ihre Züge marschbereit melden. Die Karawane wurde eingeteilt. Die arabischen Gendarmen wurden als Spitze verwandt. Einige folgten der Karawane in gewissen Abständen als Seitenschutz. Der Kapitänleutnant hatte die Sache klug eingerichtet, so daß, wenn der Überfall stattfinden sollte, die eingeborenen Gendarmen zuerst ins Treffen kamen. Denn der Kommandant war gegen alles, was nicht deutsch war, immer mißtrauisch. Wir hatten strengen Befehl, die Karawane nicht zu verlassen; mußte einer aus irgendeinem Grunde zurückbleiben, dann sollten von der Nachhut einige Leute abgeteilt werden, damit keiner allein zurückbliebe. Sami Beis Gemahlin wurde mit den Kranken in die Mitte der Karawane postiert. Die Türkin wollte heute kein Kamel, sondern stieg in einen Tragkorb als Sänfte. Langsam setzte sich die Karawane, die nun um 30—40 Tiere stärker

war, in Bewegung. Trotz der ernsten Lage waren wir alle seelenvergnügt. An Humor fehlte es nie, wenn die Zeiten noch so schlimm waren, die Witze nahmen zu an Weisheit und Verstand. Wurde die Sache zu bunt, dann gebot der Kommandant Ruhe, alles verstummte und nahm einen ernsten Ausdruck an. Kapitänleutnant v. Mücke war selbst ein Mensch, der gern lachte und immer das Leben von der leichten Seite nahm. Diese Fröhlichkeit, das ungezwungene Benehmen zwischen Offizieren und Untergebenen hat uns über manche trübe Stunde hinweggesetzt.

Als die Dunkelheit einsetzte — hier unten in den Tropen wird es nämlich abends schnell Nacht und ebenso der Morgen hell — — kam von vorn der Befehl, Gewehre laden und sichern, schußklar halten. Ich schob meinen Ladestreifen in die Kammer, sicherte meine Knarre und legte sie vor mir auf die Knie, um, wenn Not war, sofort mein Gewehr in Anschlag bringen zu können. Von unsern Offizieren hatten wir gehört, daß wir vor Dschidda höchstwahrscheinlich von Beduinen einen Überfall zu erwarten hätten. Diese Araber waren von den Engländern für Gold gedingt worden, um Kapitänleutnant Mücke mit seiner „Mücke"-Schar zu fangen. Es sollte ihnen nicht leicht gemacht werden, denn „die ‚Emden'-Mücken haben einen empfindlichen Stachel", dachte ich bei mir selber. Wortlos bewegte sich der lange Zug durch die Nacht, kein Wort wurde gesprochen, alles horchte gespannt in die Nacht hinaus, um etwaige Geräusche wahrzunehmen. Im Osten graute der junge Morgen, wir lachten schon wieder und zogen den Überfall ins Lächerliche. Da wurde vor uns ein Kamelreiter gemeldet, der, als er uns gesichtet, sofort wieder Kehrt machte. „Jedenfalls war das der Fühler von der Bande", sagten wir untereinander. Wir ritten noch eine Weile, aber kein Schuß fiel. Jetzt mußten wir einen kleinen Kessel passieren. Kaum hatten die ersten Kamele die kleine Schlucht erreicht: kam ein Hagel von Geschossen auf unsere Häupter. „Alles runter von den Tieren! Vorläufig Deckung suchen!" brüllte unser Kommandant. Vorn stöhnten und röchelten Menschen. „Wer mag wohl verwundet sein?" sagte ich zu meinem Nachbarn, Obersignalgast Hoff. Die Kamele wurden unruhig, einige waren verwundet und stießen heisere Laute aus. „Maschinengewehrschützen vorn an die Maschinengewehre, runter die Dinger von den Kamelen!" hörte ich die Stimme des Kommandanten rufen. Der Kapitänleutnant lag in unserer Nähe hinter seinem Reittiere im Anschlag. „Nur ruhig bleiben, nicht durchdrehen, immer mein Kommando abwarten!" Die Beduinen schossen wie die wahnsinnigen Teufel, aber keiner von dieser Sorte war zu sehen. Verluste hatten wir unter unseren Leuten noch keine. Die Gendarmen, die zur Spitze gehörten, lagen zum großen Teil in ihrem Blute, andere waren übergelaufen samt dem Führer. „O, diese feige Memme!" sagte der Kommandant. Der alte Scheich, der Führer unserer Kamele lag in meiner Nähe und stöhnte: „Allah!

— Allah!" Drei Geschosse hatten dem braven Alten den Oberschenkel durchbohrt. Wir waren ordentlich in die Patsche geraten. Denn allem Anschein nach hatte die Beduinenbande die ganzen Höhen besetzt, und wir lagen unter Kreuzfeuer. Das surrte man immer über unsern Köpfen.

„Schützenlinien formieren! Seitengewehr pflanzt auf!" Jeder wiederholte den Befehl; wir krochen hinter unserm Turm vor. Hoff und ich reihten uns der Schützenlinie des Kommandanten an. Die Maschinengewehre rasselten; da verstummte auch das unbändige Schießen der Beduinen. Wir krochen sprungweise vor, näher an den Hügel heran, der stark von diesem Gesindel besetzt zu sein schien. Da konnte man die Gestalten der Bande erkennen, wie sie sich zurückzogen. „Nehmt die Kerle aufs Korn!" sagte der Kapitänleutnant. Er selbst legte an, und wir beobachteten, wie jeder Schuß sein Ziel erreichte. Sieben dieser Halunken hatte der Kommandant erledigt. Zwei hatte ich auch zur Strecke gebracht. Der Kapitänleutnant gab nun Befehl, die Maschinengewehre in Stellung zu tragen, ebenso Munition für Schußwaffen zu holen. In gebückter Stellung kroch ich zurück mit zwei Kameraden zur Karawane, um so schnell wie möglich den Befehl auszuführen. Die Bande war wieder unruhig geworden, und durch die Luft surrten wieder die dicken Bleikugeln. Rademacher, der Nr. I vom Maschinengewehr hatte, war gefallen, durch Herzschuß, man hatte die Leiche mitten zwischen die Kamele gelegt. Matrose Mauriz bekam dieselbe Kugel wie Rademacher durch den Oberarm. Sami Bei hatte einen Fleischschuß ins Bein bekommen. Wir schleppten das Maschinengewehr von Rademacher in Stellung, meldeten dem Kommandanten den Toten. Dann sauste ich sofort zurück, um Munition zu holen. Eine unbekannte Gestalt öffnet die Munitionskisten, eine Frau, das bleiche Gesicht, die großen, schwarzen Augen schauen mich an; Sami Beis Frau verteilte Munition. Alle Achtung für die Brave! Als ich in die Schützenlinie zurückkomme, höre ich, daß Leutnant Schmidt durch Bauch- und Brustschuß verwundet ist. Das Lächerliche ist aus unsern Gesichtern verschwunden, ein tiefer Ernst lagert auf den Gesichtern meiner Kameraden, die Augen leuchten und halten Umschau, um Vergeltung zu üben für unsere eben gefallenen Kameraden.

Wir mußten sehen, daß wir weiterkamen, festsetzen durften wir uns auf keinen Fall. Vor allen Dingen mußten wir Sorge tragen, daß die Horde uns nicht sämtliche Wasservorräte in Grund und Boden schoß. Dann waren wir die Geleimten. Durch die Maschinengewehre hatten wir unsern Gegner vertrieben. „Zurück, Marsch — Marsch!" Wir hatten eine Schützenlinie gebildet und waren im Viereck vorgegangen, Kamele mit Bagage in der Mitte. Schnell wurden die Maschinengewehre aufgepackt. Einige Kamele mußten ersetzt werden. Die Verwundeten wurden in die Tragkörbe der Kranken gelegt. Für diese armen Kerle stand die Sache schlimm.

Ein Arzt war zur Stelle, aber kein Verbandmaterial. Unsere Doktorkiste ruhte am Grunde des Roten Meeres. Willig hatte die Türkin ihre Wäsche hergegeben, um den Verwundeten Verbände anzulegen. Matrose Rademacher war inzwischen in aller Stille beerdigt worden. Wer wußte, was uns allen noch bevorstand. Die Zeit war nicht angebracht, um das Hirn mit traurigen Gedanken zu plagen, denn wir mußten alle auf dem Posten sein, voll und ganz.

Voraus die Flagge am Bootshaken, setzte sich die Spitze in Bewegung. In einer angemessenen Entfernung folgte die Karawane. Das schwarze Gesindel mußte wohl unser Manöver beobachtet haben, denn wieder flitzten ungezählte Kugeln in unsere Nachbarschaft. Leutnant Gyßling, der die Spitze befehligte, kommandierte: „Halt! Deckung nehmen!" Es war unmöglich, ohne Verluste weiterzukommen. Wir legten uns flach in den Wüstensand und erwiderten das Schießen mit Schützenfeuer. Kapitänleutnant v. Mücke, der bei der Karawane war, stoppte auch. Das Feuer wurde immer toller. Für unsern Gegner boten wir ein gutes Ziel, weil die Araber die Höhen besetzt hielten. Dagegen konnten wir noch immer keinen von den Arabern entdecken. Wir mußten acht geben, wo die Abschüsse herkamen und dann die Stelle unter Feuer nehmen. Die arabischen Gendarmen benahmen sich wie Schweine, legten sich auf den Rücken und machten ein Phantasieschießen. Wir stauten die Kerle aber zurecht, indem wir den Feiglingen eine ordentliche Tracht Prügel verabreichten. Anstatt auf die Hügel zu zielen, schossen die Elenden in die Luft. Auf die Frage, warum sie immer in die Luft schössen, antworteten die Gendarmen: „Allah wird die Kugel zu den Feinden hinüberbringen." Wir haben den schwarzen Kerlen dann aber Allah gegeben mit dem Gewehrkolben, bis sie schießen konnten. Von den Höhen wurde mit weißen Tüchern gewinkt; wir stellten das Feuer ein. Was wollte die Bande? Sami Bei und seine Frau gingen als Dolmetscher hinüber, um mit den sauberen Brüdern dort drüben zu verhandeln. Wir pirschten uns an die Kamele heran. Der Kommandant gab Befehl, die Kamele abzutakeln. „Los, Kerls, wir müssen die Zeit ausnützen, um uns einzugraben. Wer weiß, was die Zukunft uns bringt."

Wir arbeiteten wie die Teufel. Schnell hatten wir aus den Kamelsätteln, Kaffeesäcken und Reisballen eine Wagenburg gebaut. Von außen wurde Sand gegen diese Barrikade geworfen. Schanzzeug hatten wir nicht; als der Boden hart wurde, mußten Seitengewehre und Eßgeschirre den Spaten ersetzen. Not bricht Eisen. Die Kamele nahmen wir in diesen befestigten Kreis, um einen guten Rückenschutz zu haben. So gut wie möglich banden wir den Tieren die Vorderfüße fest, so daß ein Ausreißen nicht möglich war. Dann wurden unsere Wasservorräte, die schon merklich nachgelassen hatten, in die Erde eingegraben. Ich mußte mir eine andere Hose suchen, denn während der Kriecherei hatte ich mir vollständig den Hosen-

boden herausgerissen. So wie ich war, konnte ich wohl schlecht bleiben. Die Kranken und Verwundeten wurden in die Mitte getragen, wo wir einen kleinen Wall angelegt hatten, rundum stellten wir die Tragkörbe, welche den armen Kerlen Schutz gegen die sengenden Strahlen gaben. Mit bleichen Wangen lag unser braver Leutnant Schmidt unter einer Art Zeltbahn, kein Schmerzenslaut kam über seine fieberheißen Lippen. Nur trinken wollte Leutnant Schmidt. Wir konnten dem von uns so hochgeschätzten Offizier kein Wasser geben, weil er Bauchschuß hatte. Mit einem Stückchen Leinwand, welches mit Wasser getränkt war, feuchteten wir die Lippen des Leutnants an. Der Offizier wußte, daß er sterben mußte, denn eine operative Hilfe konnte nicht vorgenommen werden. Instrumente fehlten; was nützte uns also der Arzt. Dicht beim Maschinengewehr, an der Westseite der Wagenburg, hatten ein Unteroffizier und ich uns ein Loch gegraben, denn die Kamelsättel boten nur wenig Schutz gegen die feindlichen Kugeln. Sengend heiß sandte zum Überfluß die Sonne ihre Strahlen auf unsere Häupter. Die Zunge klebte wie ein Stück Leder am Gaumen.

Mit Wasser mußte gespart werden. Nötigenfalls konnten die Verwundeten etwas bekommen. Hunger stellte sich nicht ein, obwohl wir alle seit dem Abend vorher nichts zu uns genommen hatten. Die Uhr war schon Spätnachmittag, der Sonne nach zu urteilen. In der Dämmerung kam Sami Beis Frau zurück, allein. Sami Bei hatte die Bande jedenfalls als Geisel zurückbehalten. Alle unsere Waffen wollten die Kerle haben und eine Unmenge Geld. Das war das Ergebnis der Verhandlung. „Waffen will die Horde haben," sagte der Kommandant mit lächelnder Stimme, „was denken sich diese Kanaillen denn eigentlich von einem Deutschen. Laß die Kerle kommen und sich die Waffen holen. Was das Geld anbetrifft, so bezahlen wir mit keiner andern Münze als dieser." Dabei zeigte er auf seinen vollgespickten Patronengurt. Auf diese Antwort nahm die Schießerei wieder ihren Fortgang. Die Bande hielt immer auf das Zentrum mit den Kamelen. Der Gegner hatte es leicht, er brauchte nur abzudrücken, und die Kugel fand ihr Ziel. Einige Kamele waren schon tot, ein großer Teil verwundet. Die Tiere wurden unruhig und versuchten auszureißen. Dieses mußten wir verhindern, unser Rücken mußte auf alle Fälle Deckung haben. Denn nur einzeln konnten wir zum Schuß kommen. In unser Loch, das wir nun ganz gut ausgebaut hatten, kam noch Leutnant Gertz. Rechts von uns hatte der Überrest der Gendarmen sich ein Loch gegraben. Die Kerle klagten über Durst und wollten Wasser haben. „Keinen Tropfen der feigen Bande, laßt sie verdursten, mehr ist diese Art Menschen nicht wert," sagte unser Leutnant. Einige Kamele hatten sich losgerissen und suchten das Weite. Leutnant Gertz gab den Befehl, den Gendarmen klarzumachen, sie sollten die Kamele fest anbinden, da die Treiber das doch besser verstehen

als wir, außerdem sind die Tiere an den Anblick der Araber gewöhnt. So gut, wie es in meiner Macht stand, versuchte ich den Befehl dem Sergeanten der Gendarmen zu übermitteln. Dieser deutete auf die Kugeln, die in der Nachbarschaft von uns einschlugen, keiner der Gendarmen wollte sich aus dem Loch herauswagen. Ich bat Leutnant Gertz, mein Loch verlassen zu dürfen, nahm mein Seitengewehr mit Sägerücken, ein Sprung, und ich war mitten unter den Schwarzen. Blindlings teilte ich mit meinem Seitengewehr Stich und Hieb aus. Das war ein Radikalmittel gewesen, im Nu war die Gesellschaft zwischen den Kamelen, wir krochen auch hoch und versuchten ebenfalls, die Tiere festzumachen. Die toten Kamele verbreiteten einen unangenehmen Geruch, nach kaum zwei Stunden wurden die Leiber der Tiere ganz dick. Abends sollten sie außerhalb unserer Wagenburg geschleppt werden, denn der Gestank war unerträglich. Heizer Lanig, der links neben uns sich mit dem Burschen des Kommandanten ein Loch gegraben hatte, setzte sich auf den Bodenrand, um auszuschauen. Lanig fällt vornüber, eine Blutwelle stürzt aus seinem Munde. Ich reiße seinen Uniformrock auf, eine Kugel war von der Seite in seine Brust eingedrungen und hatte Lanig den Lungenflügel durchschossen. Es war ein großes Loch auf der rechten Brustseite. Ich verband Lanig, der laut stöhnte, die Wunde und legte ihn behutsam auf den Boden. „Ich muß sterben", waren seine Worte. Wie mag der junge Mensch wohl an dem Leben gehangen haben. Die Brust voll schöner Hoffnungen auf ein baldiges Wiedersehen in der Heimat, aber eine Araberkugel machte ihm alles zunichte. Lanig wurde still, eine halbe Stunde später war er hinübergegangen als tapferer deutscher Seemann in das bessere Jenseits.

Schnell war die Nacht herangekommen. Die Dunkelheit wurde benutzt, um Wasser auszuteilen. Jeder bekam ungefähr 1/4 Liter Wasser. Es war nicht viel, aber man konnte doch den brennenden Gaumen beruhigen. Gierig sogen wir jeden Tropfen ein. Die toten Kamele schleppten wir aus unserer Wagenburg heraus. Vorher hatten die Gendarmen den Tieren die Schlunde durchschnitten, um den Wasservorrat, den das Kamel bei sich trägt, als Trinkwasser zu verwenden. Die Nacht war verhältnismäßig ruhig, nur vereinzelt fielen Schüsse. Vor unserem Graben wurde es unruhig; um nicht überrumpelt zu werden, sandte der Kommandant eine Patrouille hinaus, die aber zurückkehrte, ohne auf feindliche Araber gestoßen zu sein. Am Morgen konnten wir feststellen, daß Hyänen den toten Kamelen einen Besuch abgestattet hatten. Eine der Bestien lag erschossen am Boden. Es war schon der dritte Tag, den wir so verbracht hatten. Der Kommandant hoffte von Dschidda Hilfe zu bekommen. Ein Araber, mit Namen Josef, der sich in Hodeida der Truppe angeschlossen hatte, war als Bote am ersten Tag in der Nacht entsandt worden; ob er durchgekommen war, fragten wir uns gegenseitig. Die Sache sah ziemlich faul für uns aus. Der Wasservorrat

neigte sich dem Ende zu. Hatten wir kein Wasser mehr, dann mußten wir durchbrechen, mochte es kommen, wie es wollte. Aber die Kranken und Verwundeten wären uns hinderlich gewesen. Man konnte doch nicht seine Kameraden den wilden Bestien überantworten. Der Kommandant ließ mich am Morgen des dritten Tages rufen. „Wir müssen sorgen, daß wir irgendetwas den Leuten zum Essen geben." Seit drei Tagen hatten wir außer Datteln keine Speise über die Lippen gebracht. Ein großer Teil meiner Kameraden war vor Durst oder der Hitze schon hingeschlagen, die Augen glühten wie Feuer, der Mund war trocken, der Speichel schäumte wie bei einem Pferd. So lagen die armen Kerle in der Sonnenhitze. Ich hatte in meiner früheren Zeit einen guten Lehrgang genossen. Im Hungern und Dursten hatte ich beim Franzosen eine gute Schule durchgemacht. „Herr Kapitänleutnant, wir können ja Reissuppe geben." Von China wußte ich, daß die Chinesen, wenn sie reisen, als Mittel gegen den Durst einen ganz leichten Wasserreis trinken. „Ja, das wäre gut," sagte der Kommandant, „aber das Wasser ist der Haken."

Das Schießen hatte etwas nachgelassen, der Kommandant saß nachlässig aufrecht, wie er immer an Bord in der Messe gesessen hatte in einem der Tragkörbe bei den Verwundeten. Ich holte meinen Türkenkessel, zerschlug einen Packsattel, um Holz fürs Feuermachen zu erhalten, grub ein Kreuzloch und zündete ein Feuer an. Eine leichte Rauchwolke stieg auf. Kaum hatten die Feinde bemerkt, daß wir Feuer machten, da kam die Antwort. Ein Geschoßhagel fegte über meinen Türkenkessel. Der Kommandant lachte: „Nur ruhig weitermachen, Pinkert!" Ober-Matrose Kochinski, der mir etwas zur Hand ging, bekam einen Brustschuß, die Kakijacke färbte sich rot. Schnell riß ich den Rock auf und stopfte die Wunde zu, um das Blutvergießen zu hindern. „Grüß mir die Heimat, mein Vaterhaus, ich sterbe für meinen Kaiser" waren die Worte Kochinskis, dann wurde er still. Mit Obermatrose Grube schleppte ich Kochinski, der in eine Ohnmacht gefallen war, in das große Loch, in dem die Verwundeten untergebracht waren. Dr. Lang sorgte dann weiter für unsern Kameraden. Ich begab mich wieder an meine Arbeit. Das Schießen wurde heftiger, überall schlugen die Kugeln ein. Der Kessel war auch an verschiedenen Stellen verwundet. Daß ich bei dem Kram noch nichts abbekommen hatte, wunderte mich selbst. Na, ich warf Reis in das kochende Wasser und machte das Feuer aus, meldete dem Kapitänleutnant „Befehl ausgeführt". „Teile das Essen aus," sagte der Kommandant. Austeilen? Womit? dachte ich. Da fiel mir ein der Türkin gehörendes Geschirr in die Augen, das sonst zu durchaus anderen Zwecken benutzt wurde. Was wollte ich aber machen, ein anderes Gefäß hatten wir nicht. Kurz entschlossen nahm ich es, füllte es mit Reissuppe, kroch zu den Verwundeten hin und verteilte die Erfrischung. Ganz versandet lagen die armen Kranken fiebernd am Boden. Zurück durch die Kamele kroch ich am Boden

zu meinem Kochkessel, füllte den Topf von neuem, kroch von Graben zu Graben und brachte meinen Kameraden, die dem Verschmachten nahe waren, etwas zur Labung. Der Kommandant verzichtete. Nicht wegen des merkwürdigen Geschirrs. Ich glaube, das hat unser Kommandant noch nicht einmal gesehen. Nein, er dachte, einer von uns könnte es notwendiger gebrauchen. Schlecht sah er aus, die Wangen waren eingefallen, aber er blieb stark. Zeitweise wurde gar nicht geschossen, aber sobald sich einer von uns sehen ließ, donnerten die Büchsen wieder.

Die Nacht kam heran. Die Wasserration, die ausgeteilt wurde, war schon auf $^{3}/_{10}$ Liter herabgesunken. Wir waren alle matt; viele meiner Kameraden konnten überhaupt nicht mehr aufrechtstehen. Diese Nacht, dachten wir, würden die Araber uns angreifen, weil der Tag verhältnismäßig ruhig verlaufen war. Scharf hielten wir Ausguck. Die Augen konnten wir kaum noch offen halten. Eisern suchte jeder die Schwäche zu unterdrücken. Der Morgen graute, ohne wesentliche Ereignisse. Am Morgen stellten die Gegner das Schießen ganz ein. Mit einem weißen Lumpen an einer Stange kamen einige der Bande auf uns zu. Auf den Höhen standen ganze Haufen von dieser Sorte. Wir hatten Befehl, nicht zu schießen. Am liebsten hätten wir mit unseren Maschinengewehren in die Haufen hineingehalten. Allein die eiserne Disziplin hielt uns zurück. Dieses Mal wollten die Gegner nur blanke Münze sehen. Aber auch jetzt verneinte der Kommandant, unverrichteter Sache zogen sich die Unterhändler zurück. Nun wollten sie angreifen. Für uns stand die Sache schlecht. Was wollten wir ermatteten 30 Menschen, die noch auf dem Posten sein konnten, gegen einen zehnfach stärkeren Feind? Lange konnten wir uns nicht halten, denn wir waren beim letzten Rest Wasser angelangt. Aber wir wollten kämpfen bis zum letzten Blutstropfen. Der Kommandant hatte sich entschlossen durchzubrechen. Das Feuer des Gegners nahm eine unbändige Stärke an. Die meisten meiner Kameraden lagen in ihren heißen Löchern, unfähig ein Gewehr anzufassen.

Da wirbelt plötzlich in der Ferne eine Staubwolke auf, das Schießen verstummt. Wollten die Halunken angreifen oder kam Entsatz aus Dschidda? „Alles bleibt in Deckung und wartet mein Kommando ab," waren die Worte des Kommandanten.

Was war los? Neugierig steckten einige meiner Kameraden die Köpfe aus ihren Erdhöhlen. „Alles in Deckung bleiben, keiner kommt raus," wiederholte unser Kapitänleutnant. Der beste der schwarzen Gendarmen deutete uns durch Gesten an, daß die Angreifer nun abgezogen seien. Unbedingt wollten die schwarzen Kerle aus ihrem Loch. Selbstverständlich hielten wir die Kerle in Schach, indem wir ihnen unsere Armeerevolver vor die Nase hielten. Die Staubwolke war näher gekommen und bald waren die Umrisse von einer Schar Reiter zu erkennen. Ihr voran wurde eine Fahne getragen.

dauernd heulten die Leute und erinnerten uns damit an das nächtliche Schreien von einem Kater und einer Katze. Dieses nennen nämlich die Menschen dort singen. Unsere Nerven waren auf das höchste gespannt; ich dachte auch bei mir selbst: „Was mag das wohl für ein Aufzug sein?" Mich dürstete, denn die kleine Menge Reis mit Wasser, die ich am Morgen zu mir genommen hatte, steigerte den Durst zur Qual. Beim Leutnant Gertz und meinem Kameraden war das auch der Fall, obwohl der Leutnant seine ganze Willenskraft einsetzte, um standhaft zu bleiben, sah ich ihm an, daß er wie wir ermattet war zum Umfallen.

Jetzt war der Trupp, der weit über 100 Kamelreiter zählte, an unsere Wagenburg herangekommen. Der Kapitänleutnant sprang aus seinem Loch heraus, dem Trupp entgegen, wir hatten alle unsere Knarren und Pistolen geladen, klar zu schießen, aber dieses Mal sollte die Sache friedlich abgehen. Einer der entsandten Boten hatte Dschidda erreicht und die Türken von unserer unangenehmen Lage benachrichtigt. Da wir uns im Bereich des Heiligen Landes befanden, war es den Türken unmöglich, uns Hilfe zu senden, aber drahtlich wurde der Scherif von Mekka benachrichtigt, der mit seinen Leuten nun gekommen war und uns mit der Heiligen Fahne vor diesem Araberpack rettete.

Für uns war es die höchste Zeit gewesen, denn die Munition neigte sich zu Ende, außerdem war der Wasservorrat ganz und gar zur Neige gegangen. Das Bild der Zukunft hatte für uns zwei Seiten, die eine zeigte uns den Heldentod auf heißer Wüstenerde, die andere die Heimat, unser Ziel. Nun war es vorbei, wir weilten als Sieger auf der Walstatt. „Alles raus aus der Deckung," rief abermals der Kommandant. Am schnellsten begriffen die Araber die Worte, obwohl die schwarzen Bestien den Befehl wirklich nicht verstanden hatten. Die Reiter waren von ihren Tieren abgesessen und banden die Wassersäcke, die an jeder Seite der Kamele befestigt waren, los. Der Kommandant stand abseits und unterhielt sich mit einem halb europäisch, halb in Araber-Tracht gekleideten Araber, dem Leibarzt des Scherifs, welcher ein gutes Französisch sprach. Die heiligen Reiter — alles saubere, weiß gekleidete, schlanke Gestalten, teilten Wasser aus. In dickem Strahl sogen die Seeleute das edle Naß ein. Die ermatteten Körper reckten sich und das Auge bekam einen hellen Glanz. Wir waren wieder die Alten geworden, das Wasser hatte Wunder getan. Unsere Verwundeten hatten auch einen guten Tag. Der Scherif hatte Verbandzeug und Weine für die armen Kerle mitgesandt. Dr. Lang konnte nun seines Amtes walten. Die alten, schmierigen Lappen, die man um die Wunden gelegt, um sie vor weiteren Unreinlichkeiten zu schützen, wurden entfernt und nachdem der gute Dr. Lang die Wunden sachgemäß behandelt hatte, verband er sie mit einem blendend weißen Verband. Ein dankbares Lächeln auf den bleichen, versandeten Wangen der

Verwundeten war sein Dank. Mehr wie drei Tage hatten die armen Kerle auf einem Fleck in dem großen Loch, das man ihnen zum Schutze gebaut hatte, gelegen, nun sollte es besser kommen. Am Boden zwischen ihren Reitkamelen saßen die schwarzen Gesellen mit ihren Feueraugen und dem blauschwarzen lockigen Haar, neben dem blonden, blauäugigen deutschen Seemann und rauchten die Friedenspfeife in Gestalt einer selbst gedrehten Zigarette, dabei wurde Mokkakaffee getrunken. Auf einem kleinen Sieb brennen die schwarzen Gesellen ihren Kaffee selbst, der dann in einem Mörser gestampft wird, fein wie Pulver. Rund im Kreise hocken die Araber, nach der Art der Orientalen, die Beine überkreuzt am Boden. In der Mitte brodelt auf einem kleinen Feuer aus Kamelmist und altem Gras das Wasser in einer großen metallenen Kanne. Ein eifriges Gespräch wird geführt, an dem auch meine Kameraden teilnahmen. Der herbe Ausdruck auf ihren Gesichtern ist verschwunden, ein zufriedenes Lächeln zeigen ihre Mienen. Der Seemann hatte die schlechten Zeiten vergessen, wo der Tod wie eine bereits auf Beute lauernde Katze auf der Lauer lag. „Kommt, Kinder," sagte unser Kapitänleutnant, „wir wollen uns klar machen zur Weiterreise, damit wir so schnell wie möglich diese ungastliche Stätte verlassen können."

Die Kamele waren bald so gut wie möglich von meinen Kameraden aufgetakelt worden. Unsere Brustwehr wurde durchwühlt, Reissäcke, Datteln und Kaffee herausgeholt und auf die Tiere geladen, dann für die Verwundeten die Tragkörbe hergerichtet und die Tiere zusammengetrieben. Wüst sah unsere kleine Festung aus. Alles mit Handwaffen antreten, war der Befehl der Offiziere.

Zum Abschied sollten wir Heizer Lanig beerdigen, der als letzter gefallen war. In demselben Loch, in dem er gekämpft für seinen Kaiser, für sein Vaterland gegen diese Araberbande, fand er seine Ruhestätte. Er hatte sich, ohne es zu wissen, sein Grab selbst geschaufelt, mit seinen eigenen Händen, die er sich bei dem harten Boden blutig gerissen hatte. Wir häuften ordentlich Erde an, um zu verhindern, daß der Leichnam von der umherstreifenden Hyänen herausgerissen wurde. Dann setzte sich auf Befehl des Kommandanten der bunt gemischte Trupp in Bewegung. Die Offiziere hatten Reitkamele bekommen. Meine Kameraden, die über kein Tier verfügten, unter diesen befand ich mich auch, hockten wie die Affen auf dem Rücken eines Reittieres mit den schwarzen Gesellen zusammen. Nun kamen wir auch an den Ort, wo die feindlichen Araber sich eingegraben hatten, nur kleine Löcher waren zu sehen auf dem sandigen Höhenzug. Seltsam war, daß wir keine Leichen von Gefallenen vorfanden, allem Anschein nach hatten die Araber ihre Leichen mitgenommen. Fern im Süden waren die Massen der Sambucks zu sehen, mit denen dieses Gesindel uns gefolgt war.

Dauernd wurde von den heiligen Reitern des Scherifs die Pauke bearbeitet, dazu sangen diese schwarz-braunen Kerle ihre Heiligenlieder, jedenfalls Mohammed zu Ehren, alles schwermütige Weisen. Mit meinem Führer hatte ich mich gut angefreundet, er war ein großer schlanker Mensch mit vornehmen Zügen, nur die Augen waren feurig und konnten zeitweise blicken wie das Auge eines Tigerweibchens, wenn die Jungen in Gefahr sind. Als die Sonne sich zur Ruhe begab, machte auch unsere Karawane Halt. Wir waren bei einer Wasserstelle angelangt. Der Kommandant wollte uns Ruhe gönnen nach diesen vier schweren Tagen, in denen auch kein einziger von uns die Augen geschlossen hatte. Die Kamele wurden abgesattelt und bald brannten im Lager die kleinen Feuer. Unsere neuen Kameraden waren wieder an der Arbeit. Kaffee wurde gebrannt und gebraut. Wieder wie üblich, saßen sie im Kreise um das Feuer, rauchten oder erzählten sich etwas. Einige von den heiligen Reitern verrichteten auf ihrem Reitteppich ihr Gebet. Der Kapitän-Leutnant in Gemeinschaft, mit den anderen Offizieren und Sami Bei waren in Gesellschaft des Arztes. Die Stimmung war etwas gedrückt bei uns. Ich schreibe das der Müdigkeit zu. In den frühen Morgenstunden war Aufbruch befohlen. Der neue Tag sollte uns nach Dschidda bringen...



Die Eroberung von Nowo Georgiewsk.
August 1915.

Von General der Infanterie Gustaf von Dickhuth-Harrach,
damals Generalleutnant und Führer des Korps Dickhuth.

Der Vorstoß des Generals von Gallwitz auf Pultusk erlöste uns von dem monatelangen Stellungskrieg in der Gegend von Plotzk.

Die Russen gingen auf beiden Ufern der Weichsel zurück und räumten sogar Warschau. Nur die Festung Nowo Georgiewsk schienen sie hartnäckig festhalten zu wollen.

Die deutsche Heeresleitung beauftragte den Bezwinger von Antwerpen, General von Beseler damit, die Festung wegzunehmen. Er kam, rief die Generale und Chefs zusammen und setzte in der ihm eigenen klaren, ruhigen und bestimmten Weise die Lage und seine Absichten auseinander.

Für die Heranschaffung des riesigen Angriffsmaterials stand nur eine einzige Bahnlinie zur Verfügung, die aus nördlicher Richtung von Mlawa heran kam und auf die Ostfront der Festung führte. Hieraus ergab sich mit zwingender Notwendigkeit, daß nur diese Ostfront angegriffen werden konnte.

Mein Korps aber war von Plotzk her an der Weichsel entlang marschiert, hatte Wysogród weggenommen, stand also nun vor der Westfront der Festung und konnte somit den Hauptangriff nicht ausführen, sondern sollte nur durch einen Nebenangriff mitwirken. Das war eine bittere Enttäuschung. Unsere Aufgabe sollte sein, den Feind über die Richtung des Hauptangriffs irre zu führen, und durch scharfes Anpacken dafür zu sorgen, daß er sich nicht getraute, nennenswerte Kräfte von Westen nach Osten herüberzuziehen.

Dazu war nur nötig: erstens ein Feind, der an einen ernsten Angriff von Westen glaubte; und zweitens eine Truppe, mit der man einen solchen glaubhaft vortäuschen konnte.

Die Russen aber wußten natürlich gerade so gut wie wir, daß die Belagerungs-Artillerie an den Schienenstrang von Mlawa gebunden war, also nur gegen die Ostfront eingesetzt werden konnte; und zum Vortäuschen eines ernsten Angriffs gehören vor allen Dingen zahlreiche Geschütze schwersten Kalibers. Die besten von diesen aber wurden gleich bei Beginn der Einschließung für die

Ostfront in Anspruch genommen, dazu auch mehrere Infanterie-Bataillone mit jüngeren Mannschaften.

Den Stamm für die Bildung des Korps hatte die Haupt-Reserve der Festung Thorn gebildet — das heißt: die dritte Haupt-Reserve.

Die festen Werke von Thorn waren in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gebaut; zu einer Zeit, als die Geschütze noch nicht so weit reichten wie heut. Inzwischen waren Geschütze entstanden, die es dem Angreifer möglich machten, von vornherein das Angriffsfeld in seiner ganzen Tiefe unter Feuer zu halten, und sogar die Stadt selber zu beschießen. Dieser schwere Nachteil war nur dadurch auszugleichen, daß die Verteidigung grundsätzlich angriffsweise geführt werden sollte. Zu diesem Zwecke war Thorn vergleichsweise besser mit Artillerie ausgestattet als alle andern Festungen; vor allem sollte eine zahlreiche bespannte Reserve moderner Geschütze im Verein mit einer noch aus jüngeren Mannschaften bestehenden Infanterie den Verteidiger in den Stand setzen, dem Angreifer auf lange Zeit hinaus das Gesetz des Handelns vorzuschreiben.

Aber der Russe griff Thorn, dessen Stärke er wohl kannte, nicht unmittelbar an. Er wendete sich mit der Narew-Armee gegen Allenstein, um im Verein mit der Niemen-Armee die deutschen Verteidiger von Ostpreußen zu umklammern und zu erdrücken.

Unser Generalfeldmarschall v. Hindenburg wich dieser Gefahr nicht aus; er ging ihr entgegen und schlug erst die Niemen-Armee bei Tannenberg, dann die Narew-Armee an den Masurischen Seen. Zu diesen großen Entscheidungen mußte auch aus den Festungen alles herangeholt werden, was irgend herausgezogen werden konnte. Die besten, leistungsfähigsten Kampfgeschütze von Thorn und die ganze Haupt-Reserve haben bei Tannenberg und an den Masurischen Seen dazu beigetragen, die Wagschale des Sieges auf unsere Seite sinken zu lassen.

Eine neue Haupt-Reserve wurde gebildet; auch sie wurde herausgezogen, als die Russen zum zweitenmal in Ostpreußen einbrachen.

Die dritte Haupt-Reserve, die nun aufgestellt wurde, sah recht bunt aus. Ihren vorzüglichen Kern bildete eine schlesische Landwehr-Brigade, Männer in der Kraft ihrer Jahre, von durchschnittlich dreißig Jahren. Sie hatten unter dem General von Woyrsch den Zug von Czenstochau nach Warschau und den schwierigen Rückzug nach Oberschlesien mitgemacht. Das war eine im Feuer und in Anstrengungen jeder Art erprobte und bewährte Truppe.

Mehrere andere Bataillone bestanden zum größten Teil aus Kriegsfreiwilligen; sehr jungen Leuten mit noch ungehärtetem und wenig widerstandsfähigem Körper, aber mit einer Seele voll heller Begeisterung und ernsten, heiligen Willens. Die Feuerprobe sollten sie erst noch bestehen.

Endlich war es unvermeidlich gewesen, einige Bataillone mitzunehmen, die aus schon älteren Landwehrleuten bestanden; und allen diesen Formationen waren aus dem bisherigen Grenzschutz noch eine Anzahl von Landsturm-Bataillonen angegliedert worden. An eine Verwendung des Landsturms außerhalb der Reichsgrenzen hatte vor dem Kriege kein Mensch gedacht. Nun stand er weit in Feindesland und sollte mitwirken bei der Bezwingung der bedeutendsten Festung von Rußland. Es ließ sich nicht einmal vermeiden, den Landsturm in vorderster Linie einzusetzen, denn auch die Schlesische Landwehr-Brigade wurde von der Westfront nach der Hauptangriffsfront im Osten herübergezogen, und an ihre Stelle traten 4 weitere Landsturm-Bataillone. Auch nach dieser Abgabe blieben dem Korps noch eine ganze Anzahl tüchtiger Feldbataillone, aber der Landsturm bildete doch fast den vierten Teil der Gesamtstärke der Infanterie und verdient deshalb eine besondere Würdigung.

Es lag mir natürlich daran, mich beim Eintreffen dieser Truppe von ihrem Zustand zu überzeugen. Das war nicht leicht zu machen, denn die Leute kamen mit Fußmarsch in der Julihitze, und mußten sofort an ihren Platz in der Front einrücken. Sie durften also unterwegs nicht lange aufgehalten werden. Eine eingehende Besichtigung der Gefechtsausbildung verbot sich also von selbst. Ich ritt der Truppe entgegen, ließ jede Kompagnie dort halten, wo ich sie gerade traf, ließ die Glieder öffnen, ging die Front ab, sah die Haltung nach, ließ mir gelegentlich ein paar Griffe vormachen, und ließ die Leute einzeln an mir vorbeimarschieren. Wer das Wesen soldatischer Erziehung nicht aus langer Erfahrung kennt, der wird wahrscheinlich über diese Art von Besichtigung angesichts einer schwierigen Belagerung den Kopf schütteln. Denn daß Haltung, Griffe und Einzelmarsch alter Landsturmleute auch nicht entfernt den Anforderungen entsprechen konnten, die an die Friedensausbildung zu stellen sind, das war doch von vornherein klar. Es handelte sich aber auch gar nicht darum, das festzustellen, sondern um etwas ganz anderes. Ich wollte sehen, ob die Leute mit ihrem Willen dem meinigen entgegen kämen; wie weit ich also auf ihren guten Willen rechnen konnte; und nach dieser Richtung war das Ergebnis hoch befriedigend. Die Leute richteten sich auf und sahen mir frei und fest ins Auge; sie gaben sich unverkennbar Mühe, ihre Sache so gut wie möglich zu machen.

Denselben guten Eindruck hat der Landsturm während der ganzen Belagerung gemacht.

Das Wetter war ungünstig, es regnete viel. Der schnell vorschreitende Angriff ließ keine Zeit, die Schützengräben kunstgemäß auszubauen und zu entwässern. Die Gräben schützten nur gegen Sicht, gegen Gewehr- und Schrapnellfeuer; gaben aber so gut wie gar keinen Schutz gegen Granatfeuer und gegen die Witterung. Von heftigen Regengüssen bis auf die Haut durchnäßt, standen die Leute

an vielen Stellen in tiefem Wasser. Und doch waren sie immer in guter Laune. Was sie in dieser erhielt, das war wohl hauptsächlich der deutlich erkennbare Erfolg unseres Angriffs. Täglich schob sich unsere Einschließungslinie gegen die Festung vor; manchmal nur ein kurzes Stück, manchmal aber mit einem weiten Sprung. Tägliche Gefechte mit siegreichem Ausgang gaben auch den älteren Mannschaften das Gefühl freudigen Stolzes und ruhiger Zuversicht. Natürlich wurden für geplante Angriffe möglichst die Truppen eingesetzt, die aus jüngeren Jahrgängen gebildet waren. Aber wenn jede Gelegenheit ausgenützt werden sollte, den Gegner zurückzuwerfen, dann mußte auch an den Landsturm gelegentlich die Aufgabe herantreten, dem Feinde ein Grabenstück, ein Gehöft, einen Dorfrand zu entreißen.

Ich habe mehrere solche Angriffe aus geringer Entfernung beobachtet. Sie begannen wie immer und überall mit einer Vorbereitung durch Artillerie und Minenwerfer. Genau auf die Sekunde nach gleichgestellter Uhr brach dann die stürmende Infanterie aus den Gräben vor, während die Artillerie gleichzeitig ihr Feuer auf die zweite und dritte Stellung des Feindes verlegte. Bei den Feldbataillonen vollzog sich dieses Vorstürmen so schnell, daß die ersten Infanteristen fast gleichzeitig mit unserer letzten Granate in den feindlichen Graben hineinsprangen. So rasch ging das beim Landsturm freilich nicht. Auch er stand genau auf die befohlene Sekunde aus unseren Gräben auf. Niemals war auch nur das geringste Schwanken zu bemerken. Aber das Tempo des Vorgehens war doch erheblich bedächtiger, und so kam es vor, daß der Feind, der während unseres Artilleriefeuers in Deckung gegangen war, Zeit hatte, seine Gräben wieder zu besetzen und sein Infanteriefeuer aufzunehmen. Da handelte es sich dann um Sekunden. Das geringste Stutzen des Angriffs war gleichbedeutend mit dem Mißerfolg. Nur eins konnte helfen: sofortiges Losstürzen auf den Feind, ohne Rücksicht auf die unvermeidlichen Verluste. Und das hat der Landsturm immer getan.

Ich habe mich oft gefragt: Was treibt diese Männer vorwärts? Kein äußerer Zwang. Niemals haben in ihrem Rücken Maschinengewehre gestanden, wie das bei den Russen vorgekommen ist. Auch keine hell aufflammende Begeisterung. Die hält nicht vor in der furchtbaren Wirklichkeit des Grabenkrieges. Also was?

Ernstes, strenges Pflichtgefühl. Wahrscheinlich hatten nur wenige von diesen Männern etwas von dem Königsberger Professor Immanuel Kant und seinem kategorischen Imperativ gehört. Aber der Geist, aus dem dieser Imperativ geboren wird, der lebte in ihnen allen. Sicherlich nur in wenigen mit der vollen Klarheit des Bewußtseins; es war wohl mehr ein dumpfes Gefühl, das ihnen sagte: Du mußt das jetzt tun. Dazu das nie versagende Beispiel der Offiziere. Und endlich noch eins: die echt germanische Freude am Gebrauch der blanken Waffe. Wenn unter der ewig ununterbrochenen Schießerei die Nerven anfingen zu vibrieren, dann ging es wie

ein Ruck durch die ganze Front, sobald es hieß: „Auf! Marsch Marsch!" Ran an den Feind! Da spannte und straffte sich jede Muskel, da legte die Faust mit eisernem Griff sich um die Waffe, da blitzten die Augen in grimmiger Entschlossenheit, und jauchzend brach das Hurrah aus tausend Kehlen.

So wurde eine Stellung der Russen nach der andern genommen, und schließlich standen wir dicht vor den festen Werken.

Inzwischen war auf der Ostfront der Hauptangriff planmäßig vorgeschritten. Das schwere Steilfeuer der deutschen und österreichisch-ungarischen Batterien hatte viele russische Deckungen durchschlagen. Man nahm an, daß die Forts in kurzer Zeit zum Sturm reif sein würden.

Natürlich hatte der Feind sich keinen Augenblick darüber täuschen lassen, wo der deutsche Hauptangriff lag. Trotzdem aber hatte er auch an der Westfront einen stets gleichbleibenden Widerstand geleistet, hatte jede Stellung hartnäckig verteidigt und besonders ein lebhaftes Artilleriefeuer unterhalten, in dem einige schwere Batterien von zahlreichen Geschützen mittleren und leichten Kalibers sehr wirksam unterstützt wurden.

Um diesen Widerstand aus der Ferne zu brechen, war eine überlegene schwere Artillerie erforderlich — und über eine solche verfügte die deutsche Westfront nicht. Ich beschloß also, da es mir unmöglich schien, vor den festen Werken untätig stehen zu bleiben, unter dem Schutz der Dunkelheit mit Pionieren, Infanterie, Minenwerfern und Feldartillerie zwischen den Forts 10 und 11 durchzubrechen und den Infanterie-Angriff gegen die Kernwerke weiter vorzutragen. Mit diesem Befehl kam ich einem Wunsch des Oberkommandos entgegen, das bald darauf erneut zu scharfem Vordrängen aufforderte, da der Hauptangriff gegen die Ostfront doch nicht mit der erwarteten Schnelligkeit vorwärts kam. Unser Durchbruch gelang. Die Forts von allen Seiten umfaßt, gaben den Widerstand auf. Die russischen Soldaten zogen die weiße Flagge auf, nachdem sie ihre Offiziere in die Kasematten eingeschlossen hatten.

Aber auch hinter der Fortlinie lag eine Stellung der Russen hinter der andern; zwar nicht stark ausgebaut, aber doch alle durch Drahthindernis geschützt, und nicht ohne weiteres zu überrennen. Der Widerstand der feindlichen Infanterie wurde allerdings merkbar schwächer, aber die Artillerie feuerte mit unverminderter Heftigkeit.

Um diese Artillerie endlich zum Schweigen zu bringen, wurden einige schwere deutsche Batterien so weit vorgezogen, als das Vordringen unserer Infanterie es zuließ. Zu diesen Batterien begab ich mich mit dem Chef des Generalstabes und einigen Offizieren des Generalkommandos, da von dem bisherigen Standpunkt die Einsicht in das Gefechtsfeld sehr unzureichend gewesen war.

Der neue Gefechtsstand bot ein desto umfassenderes Bild.

Es war Nachmittag, der Himmel mit einer gleichmäßig grauen Wolkendecke überzogen. Unmittelbar vor dem Stande des Generalkommandos lagen unsere schweren Batterien, deren Mündungsfeuer ununterbrochen mit grellem Strahl zum Himmel aufflammte, während der scharfe, ohrzerreißende Krach des Abschusses sich vereinte mit dem Heulen der heransausenden russischen Geschosse, dem donnernden Bersten der Granaten, dem schrillen Klirren der springenden Schrapnells, dem Pfeifen der Sprengstücke und dem dumpfen Grollen des fernen feindlichen Geschützfeuers. Offenbar hatte der Feind das Feuer der eben vorgezogenen deutschen Batterien bereits gefühlt, hatte aber ihre Stellung noch nicht gefunden, denn er streute ziemlich planlos das ganze Gelände ab, und suchte mit seinem Feuer in der Welt herum.

Von unserer Infanterie war im Augenblick wenig zu sehen. Sie hatte Befehl, in der Richtung auf die Zitadelle so weit als möglich vorzudringen, und war wohl zum größten Teil durch die vorliegenden Büsche verdeckt. Vor den Batterien dehnte sich ein im allgemeinen flaches Gelände, durchzogen von Wiesengründen, und bedeckt mit zahlreichen Büschen und Waldstücken. In diesen Deckungen bewegte sich die deutsche Infanterie langsam aber stetig vorwärts, begleitet von einigen Feldbatterien. Je näher dem Kernwerk der Festung, desto dünner wurde der Waldschleier, bis endlich eine kahle Fläche von Sand und Gras am Fuße des Glacis sich hinzog, auf der auch durch das Fernglas keinerlei Bewegung zu erkennen war. Dahinter erhob sich der Wall, und über dem Wall empor ragte eine vergoldete Kuppel in der bekannten russischen Zwiebelform: die Kapelle in der Zitadelle von Nowo Georgiewsk. Eben brach ein Strahl der sich senkenden Sonne durch den Wolkenschleier und ließ diese Kuppel aufleuchten in blendendem Glanz.

Es dauerte naturgemäß einige Zeit, bis das Generalkommando an seinem neuen Standort mit den Führern des Infanterie-Angriffs telephonisch verbunden war. Zufällig gelang die Verbindung zuerst mit der Landsturm-Brigade.

„Hallo!"

„Hier Landsturm-Brigade."

„Hier General-Kommando. Wer ist am Apparat?"

„Generalleutnant v. Kramsta."

„Von wo aus sprechen Sie?"

„Aus der Zitadelle von Nowo Georgiewsk."

Es war so. Deutscher Landsturm war als erster eingedrungen in das Kernwerk der für unbezwingbar gehaltenen russischen Festung. Meldung ging sofort an das freudig überraschte Oberkommando.

Inzwischen wurden von der nächsten schweren Batterie Kommandos hörbar, die einen Zielwechsel erkennen ließen. Ich ging zum Batteriechef hinüber.

„Worauf wollen Sie schießen?"

„Auf die feindliche Infanterie, die aus der Zitadelle vorbricht."

Ich trat an das Scherenfernrohr. Von der Zitadelle her war eine dunkle, gewaltige Masse im Anmarsch. Die zunehmende Dunkelheit ließ Einzelheiten nicht unterscheiden, wohl aber war deutlich zu erkennen, daß diese Masse sich in einer breiten Marschkolonne bewegte, deren Ende nicht abzusehen war.

„Lassen Sie das Feuer einstellen; die Leute tun uns nichts mehr." Es war ganz ausgeschlossen, daß ein Angriff sich in dieser Form nähern konnte. Das konnten nur Leute sein, die sich gefangen geben wollten. Einige berittene Offiziere wurden ihnen entgegen geschickt, um sie zurecht zu weisen.

Ein Generalstabsoffizier hatte unterdessen einen Fernspruch des Oberkommandos aufgenommen. Auch auf der Ostfront war jetzt der letzte Widerstand des Feindes gebrochen; die Festung war damit ganz in deutscher Hand.

Der immer finsterer werdende Himmel über der Festung begann sich zu röten. Hier und dort zuckten rote und gelbe Flammen empor, über denen sich schwere Rauchwolken wälzten. Höher und höher lohte die Glut, Funkenregen stiebte in den Qualm empor — der ganze Himmel glühte wie im Nordlichtschein.

Auf der Erde aber kroch es durch die Finsternis heran mit dem dumpfen Geräusch von vielen Tausenden marschierender Füße: die Verteidiger von Nowo Georgiewsk, die sich gefangen gaben. Eine endlose Schar; Stunde auf Stunde dauerte ihr Marsch. Sie wurden abgezählt zu je tausend, wurden einem Offizier und einer Hand voll Leute zur Bewachung übergeben, und zogen weiter in dumpfem Schweigen.

Das Generalkommando kehrte nach seinem Quartier zurück. Bis zu seiner Abfahrt waren bereits 20 000 Gefangene gezählt. Die ganze Nacht wurde mit Hochbetrieb gearbeitet, um alle diese Menschen unterzubringen, zu verpflegen und weiter zu befördern.

Gegen Morgen kam die freudige Nachricht, daß Seine Majestät der Kaiser schon am nächsten Tag die Truppen sehen wolle, „um ihnen seinen und des Vaterlandes Dank auszusprechen".

Das Oberkommando hatte hierfür einen Platz nahe bei der Zitadelle ausgesucht. Es war natürlich nicht möglich, alle Truppen dorthin zu bringen. Aber alle, die den Platz durch Fußmarsch erreichen konnten und die nicht durch unaufschiebbaren Dienst verhindert waren, wurden versammelt und erwarteten am Nachmittag, in einem großen Viereck aufgestellt, ihren obersten Kriegsherrn.

Die ganze Nacht und den ganzen Vormittag hatte es in Strömen gegossen. Am Nachmittag hatte der Regen aufgehört, aber die Wolken hingen so tief und schwer herab, als wollten sie jeden Augenblick bersten und die Welt in ihren Wasserfluten ersäufen. Aber alles Wasser, das vom Himmel herabgeströmt war, hatte nicht ausgereicht, um den von den Russen angelegten Brand der Stadt

und der Festung zu löschen. Den schaurig schönen Hintergrund für die Aufstellung der Truppen bildeten die noch immer wütenden Flammen und der dicke Qualm, der von der schweren Regenluft niedergedrückt, wie ein riesiges schwarzes Tuch über dem ganzen Horizont lastete.

Das Oberkommando hatte den Platz für die Truppenschau nach Möglichkeit aufräumen lassen; ganz war man mit der Arbeit nicht zustande gekommen. Wohl waren die Toten begraben und die Verwundeten hinweggetragen, aber einige verendete Pferde, zerschossene Fahrzeuge, weggeworfene Waffen, Patronen und Ausrüstungsstücke, und vor allem zahlreiche breite Blutlachen zeugten davon, daß an dieser Stelle gestern ein erschütterndes Drama seinen Abschluß gefunden hatte.

Von fern der Ton einer Automobil-Hupe. Er kommt näher — näher —

„Stillgestanden!"

„Das Gewehr über!"

„Achtung! Präsentiert das Gewehr!"

Alle Augen wenden sich nach rechts.

Da, über das Feld, naht sich eine Gruppe von Offizieren. Über dieser Gruppe zuckt wie eine Flamme die goldgelbe Standarte. Voran schreitet mit ruhig festem, geräumigem Schritt ein hoch gewachsener General — der Kaiser.

Die Zehntausende, die da stehen und ihm entgegensehen, atmen schwer. Jeder fühlt in einer körperlichen Erschütterung die gewaltige seelische Erregung dieser Stunde.

So lange deutsche Herzen schlagen, hat für sie das Nationalgefühl sich verkörpert in der Person ihres Landesfürsten. So sind schon die alten Germanen ihren Stammesherzogen gefolgt, so haben sie in ihren Liedern und Sagen und in unsern unvergleichlichen Volksmärchen es ewigem Gedächtnis überliefert, daß deutsche Königs- und Mannentreue fester bindet und heiliger verpflichtet, als selbst die Bande des Blutes. Seit aber der König von Preußen die deutsche Kaiserkrone trug, da hatte dieses heilige Band die Deutschen aller Stämme zu fester Einheit umschlungen. Hier standen unter dem Gewehr Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberger, wehrhafte Söhne aus allen Gauen des Vaterlandes, und ihnen allen, wie sie ihren Kaiser näherkommen sahen, schlug das Herz zum Zerspringen in dem überwältigenden Bewußtsein: „Dieser Mann ist Deutschland!"

Der Kaiser schritt die Front entlang. Auf seinen edlen Zügen lag der Ausdruck eines tiefen Ernstes, und doch auch einer freudigen Erhebung.

„Guten Tag, Kameraden!"

„Guten Tag, Euer Majestät!"

Mit festem Blick begegnete der Kaiser den Augen seiner Soldaten, die ihn suchten. Bei jeder Truppe fragte er, wo die Leute her wären, welche Berufe hauptsächlich vertreten wären, und vor allem nach ihren Schicksalen und Taten im Lauf der Belagerung und nach der Höhe der Verluste — unermüdlich in seiner immer gleichen Teilnahme. Freudig begrüßte er zumal die Landsturm-Bataillone und gab seiner Befriedigung Ausdruck mit den Worten:

„Ihre Landstürmer sehen prachtvoll aus unter präsentiertem Gewehr."

Der Kaiser hatte Recht. Nicht in dem gewöhnlichen Sinne. Vom Standpunkt militärischer Ausbildung war eigentlich alles auszusetzen an der Haltung der Leute. Und doch sahen sie prachtvoll aus; denn aus jedem dieser harten Männergesichter leuchtete die Soldatentreue, mit der einst Friedrichs Grenadiere gesungen hatten:

„Fridericus Rex, mein König und Held,
Für Dich schlügen wir den Teufel aus dem Feld!"

Der Kaiser verteilte Eiserne Kreuze. Zu jedem Offizier und Soldaten ein gütiges, herzliches Wort, eine teilnehmende Frage nach seinen häuslichen Verhältnissen, ein fester Händedruck — unvergeßlich für jeden, der es erlebt hat. Für viele Geschlechter deutscher Familien werden diese schlichten Eisenkreuze Heiligtümer sein, und die Mutter wird den Kindern erzählen: „Das hat Eurem Großvater der Kaiser selbst in die Hand gegeben nach der Erstürmung von Nowo Georgiewsk."

Dann trat der Kaiser allein in die Mitte des Vierecks und sprach zu den Truppen. Kurz, schlicht, markig. Er sprach von dem schweren Geschick, das Gott dem deutschen Volk auferlegt habe, er erinnerte an die herrlichen Siege im Westen und im Osten. Dann erzählte er den aufhorchenden Soldaten von der überwältigenden Größe des jetzigen Erfolges, er nannte die ungeheuren Zahlen an Gefangenen, Geschützen, Munition und Kriegsbeute aller Art. Seinen und des Vaterlandes Dank sagte er der Führung, den Offizieren und Soldaten. Mit ganz besonderer Wärme gedachte er des Landsturms:

„Ihr dürft Euch sagen, daß Ihr Taten vollbracht habt, die niemand für möglich gehalten hätte. Wenn der Große König Friedrich vom Himmel herabsehen kann, dann wird er zufrieden mit Euch sein."

Ich durfte ein Hurrah auf Seine Majestät ausbringen; es klang wie ein Schwur der Treue über das weite russische Gefilde.

Allzu schnell war alles vorüber. Schon klang die Hupe des kaiserlichen Automobils ferner und ferner — — —. Bei der Truppe aber löste sich die gewaltige, freudige Erregung dieser Stunde in weithin schallendem Gesang.

Eben marschierte ein Bataillon junger Kriegsfreiwilliger vorüber. Es waren viele Studenten und Schüler darunter, und ergreifend klang ihr vierstimmiges Lied:

„Ach Gott, tu erheben
Mein jung Herzensblut
Zu frischem, freudgem Leben,
Zu freiem, frohem Mut!

Laß Kraft mich erwerben
In Herz und in Hand,
Zu leben und zu sterben
Fürs heilge Vaterland!"

Und von all den vielen Wegen, auf denen die Truppen abmarschierten, klang immer und immer wieder feierlich die Weise herüber:

„Heil Dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands,
Heil Kaiser Dir!"

* * *

Ausruhen auf Lorbeeren gab es in diesem Kriege nicht. Noch in derselben Nacht begann die Ausgabe der Befehle, die uns von Nowo Georgiewsk nach Kowno und von dort in unaufhaltsamem Siegeslauf bis an die Beresina führten.



Das k. u. k. Kärntner Infanterieregiment Graf von Chevenhüller Nr. 7 am Monte San Michele, November 1915.

Von Major Eduard Barger,
damals Hauptmann und Kommandant des III. Feldbataillons dieses Regiments.

Seit Anfang November 1915 lagen wir oben auf der Höhe 275 des Monte San Michele, auf dem „Berge des Todes", wie ihn die Italiener nennen, im Brennpunkte der blutigen Kämpfe der vierten Isonzoschlacht, in siegreicher Abwehr aller Anstürme des Feindes.

Als nach tagelangem Trommelfeuer der Gegner unsere Stellungen sturmreif wähnte und seine Infanterie mit „Avanti" und „Evviva Savoya" gegen die Stellungen der Kärntner vorschickte, da löste sich die Anspannung der Nerven in diesem ersten Kampfe gegen den „Wallischen" in heiligem Zorne aus. Auf den Trümmern der Sandsack- und Bruchsteinwehren stehend, empfingen unsere Leute den Feind. Alle Angriffe wurden blutig abgeschlagen. Mit stolzer Zuversicht konnten wir daher die Stunde erwarten, wo die bisher in der Verteidigung gebundenen soldatischen Eigenschaften der „Siebener" im Angriff sich entfalten konnten. Bald war hierzu Gelegenheit.

Den Schlüsselpunkt der Stellungen am Nordteil der berüchtigten Karsthochfläche von Doberdo bildete die Höhe 124 am Nordhange des Monte San Michele. An diesem Punkte, einer gegen den Isonzo vorspringenden Bastion gleich, bricht die Kampflinie aus südlicher Richtung, von San Martino del Carso kommend und über die Höhe 275 des Monte San Michele führend, ihre westliche Front nach Norden.

Von der Höhe 275 des Monte San Michele fällt das Gelände gegen Norden anfänglich sanft ab. Die Höhe 124 bildet eine Rückfallkuppe, von wo aus die Karsthochfläche mit steilen Rändern zum Flußbett des Isonzo abstürzt. Die Bodenform in diesem Raume ist ausgesprochener Karst, mit spärlichem Gestrüpp, sogenanntem „Bosco", bedeckt. Nur scharf zerrissene Baumstrünke lassen vermuten, daß an dieser von Granatlöchern durchwühlten Stelle einst Wald gestanden hat.

Wenn der Feind diesen Punkt fest in Besitz nahm, dann wurde unsere Front auf der nördlichen Hochfläche unhaltbar und der Besitz













des Brückenkopfes und der Stadt Görz selbst gefährdet. Deshalb also die verzweifelten Anstrengungen der Italiener um die Eroberung dieser Höhe. Die schwere Artillerie zerhämmerte unsere Stellungen solange, bis unter dem Schutze der Dunkelheit die „Signori" in die leeren Gräben eindringen konnten. Aber nie erfreuten sie sich lange eines solchen Besitzes.

Nach zwei Tagen Rast im Barackenlager in Gabrije-grn. im Vallonetal kam am 24. November 1915 in den Abendstunden der Befehl „das Bataillon wird für heute Nacht zu Befestigungsarbeiten kommandiert". Gleich darauf aber: „in Marschadjustierung zum Standorte des Brigadekommandos marschieren und dort weitere Befehle einholen!" Nun wußten wir, daß es heute Nacht statt Schanzarbeit blutiges Waffenhandwerk geben sollte.

Auf der Höhe 124, gegenüber Peteano, waren die Italiener wieder einmal in unseren Gräben und es galt, sie hinauszuwerfen. Um 10 Uhr abends wurde der Bataillonskommandant vom Brigadier dahin orientiert, daß die Italiener mit stärkeren Kräften in größerer Ausdehnung unsere Gräben besetzt hätten und der Gegenstoß einer schon eingesetzten Kompagnie nicht vorwärts komme. Der kurze Befehl lautet: „Mit dem Bataillon den Gegenstoß durchführen, auf dessen Gelingen das Armeekommando größten Wert legt." Eine schwere, aber desto ehrenvollere Aufgabe!

Nach kurzer Bekanntgabe des Befehles an die Kompagniekommandanten und Ergänzung der Kampfausrüstung marschiert das Bataillon um 11 Uhr abends von Cotici ab. Der Weg geht durch die Schützengräben des Honvedinfanterieregiments Nr. 3. Nur wer Ähnliches erlebt hat, kann ermessen, welche Höchstleistung aller seelischen und körperlichen Kräfte eine solche Verschiebung erfordert. In stockfinsterer Nacht, durch vollbesetzte Stellungen, im Flankenmarsche nur 30 Schritte vom Feind entfernt, der jede paar Minuten jeden Zoll unserer Stellungen aus Geschützen, eingespannten Gewehren und eingerichteten Maschinengewehren mit Feuer überschüttet, fort und fort gehemmt durch das grelle Aufleuchten des Scheinwerfers, der von Mainizza her jede Bewegung zu erspähen versucht. Und wehe! wenn er uns entdeckt.

Durch die kleinste Unachtsamkeit eines Einzelnen würde nicht nur die ganze Unternehmung vereitelt, sondern auch schwere, nutzlose Verluste müßte der Kommandant verantworten.

So legten wir eine Strecke von 3000 Schritten in drei und einer halben Stunde zurück. Endlich sind wir glücklich im Verwendungsraum angelangt. Wohltuend klingen nach dem Madjarischen heimatliche Laute an unser Ohr. Die „27er", steirische Kameraden aus unserer schönen Friedensgarnison Graz, halten seit Tagen die blutige Höhe. Der Kommandant erklärt die schier unglaublich erscheinende Lage. Etwa 15 bis 20 Schritte vom rechten Flügelmann der

„Steirer“ steht, nur durch eine Traverse getrennt, in ein und demselben Graben der „Wallische“.

Im leisen Flüstertone wird der Angriffsbefehl gegeben, wenige Schritte vom Feind, und manch welsches Geschoß fährt zischend zwischen die Köpfe der Kommandanten. Noch ein herzliches „Glück auf!“ und kräftiger Händedruck den Kompagniekommandanten. Alles begibt sich an seinen Platz.

Auch die Gruppierung in rabenschwarzer Nacht, im unbekannten Gelände, in nächster Nähe des lauernden Feindes, erfordert geraume Zeit, während welcher vom Brigadekommando in begreiflicher Erwartung des Angriffes öfter angefragt wird. In zuversichtlicher Ruhe wird geantwortet: „Es ist noch nicht so weit“.

Um 4 Uhr 30 früh beginnt die Vorrückung. Bange Minuten für den Kommandanten! Ein Aufleuchten des Scheinwerfers von Mainizza, das leiseste Geräusch wie das Fallenlassen eines Gewehres, das Straucheln eines Mannes auf dem schwer gangbaren Karstboden, und das so wichtige Moment der Überraschung ist ausgeschaltet, das Gelingen in Frage gestellt. Doch das Kriegsglück verläßt uns nicht.

Ein seltenes Beispiel kühner Tapferkeit und für die Entscheidung ausschlaggebend ist das Verhalten des Kommandanten der 9. Kompagnie, Oberleutnant Ing. Josef Zigurnigg. Mit großem Geschick führt er, allen voran, seine Kompagnie in die Flanke des Feindes, in dessen Stellung er, selbst Handgranaten werfend, als Erster eindringt. Mit siegesfrohem „Hurrah!“ folgen ihm Kärntens Heldensöhne nach. In grimmigem Handgemenge wird der Graben in über 300 Schritte Ausdehnung vom Feinde gesäubert und bald danach ist die Verbindung mit den „27ern“ hergestellt. In wilder Flucht geht der „Wallische“ zurück, verfolgt vom wütenden Feuer der Sieger.

In einer knappen halben Stunde ist ein voller Erfolg erzielt. Eine kleine Anzahl Gefangener sagen aus von schweren Verlusten ihrer Truppe. Aber auch viele der Unsrigen bedecken die blutige Walstatt. Zu diesen Isonzohelden gehören: Leutnant Fritsche, die Kadetten Brückl und Kober und Stabsfeldwebel Wegscheider.

Zwei Jahre später, am 18. Dezember 1917, fand Oberleutnant Ing. Josef Zigurnigg an der Spitze seiner den Monte Asolone in Italien stürmenden Kompagnie den Heldentod.

Seit Kriegsbeginn war er vom Waffendienst enthoben und später wiederholt reklamiert, aber es litt ihn nicht bei den „Unentbehrlichen“ im Hinterland. Er rückte freiwillig zur Front ein und kehrte auch nach seiner Verwundung bald wieder zum Regiment ins Feld zurück.

Durch mehr als drei Jahre kämpfte er auf den Schlachtfeldern Galiziens, in den Karpathen, am Isonzo und in Italien als Kommandant einer Kompagnie, für alle ein leuchtendes Vorbild kühnster

Tapferkeit und wagemutigen, entschlossenen Handelns in den schwierigsten Lagen.

Gesundheit und Leben setzte er opferfroh ein in den Kampf des deutschen Volkes um sein Lebensrecht. Im Glauben an den endlichen Sieg blieb er auf dem Felde der Ehre.

Nur der Frontsoldat weiß den knappen Inhalt des Generalstabsberichtes zu deuten:

„Nördlich des Monte San Michele warfen unsere braven alpenländischen Infanterieregimenter 7 und 27 den Feind in vielstündigem Nachtkampfe aus unseren Gräben wieder hinaus."

Zwei Tage und drei Nächte mußten wir nachher fast deckungslos das vereinigte Feuer der italienischen Artillerie, Minenwerfer, Lufttorpedos von vorn, von der Seite und sogar vom Rücken erdulden, ohne Speise und Trank, im strömenden Regen, jeder Faden des Anzuges durchtränkt von Wasser und roter, lehmiger Karsterde, bis die Stunde der Ablösung, besser Erlösung, kam.

Als ich in der Frühe des 27. November 1915 unweit des epheuumrankten, von der feindlichen Artillerie arg zerstörten Schlosses Rubbia die Reihen der aus der Hölle von Doberdo Zurückgekommenen musterte, umflorte sich mein Blick, der wohl an schauerliche Kriegsbilder gewöhnt war, der aber noch nie so Trauriges gesehen hatte.

Von 6 starken Kompagnien Kärntner und Steirer war ein kleines Häuflein von etwa 100 Mann übrig geblieben, die mit abgezehrten, fiebrigen Zügen, Gesicht, Hände und Monturen über und über mit einer dicken Kruste roter Erde bedeckt, todmüde ins Quartier wankten. Gar viele der uns gar nicht sonderlich freundlich gesinnten Bevölkerung weinten bei diesem Anblick.

Nur wenige Stunden Rast, und ergänzt durch ein eben eingetroffenes Marschbataillon ging es wieder hinauf zur blutgetränkten Höhe 124.

Keine Kampfstellung an allen Fronten des Weltkrieges konnte die fürchterlichen Leiden der Isonzofront übertreffen.

Ewig ehrendes Gedenken sei allen kommenden Generationen überliefert an die heroischen Taten Jener, deren Gebeine im Karstgestein der Isonzohänge in zurzeit fremder Erde ruhen.



Der Kampf um Gallipoli 1915—16.

Von Marschall Otto Liman v. Sanders,
Oberbefehlshaber der 5. Osmanischen Armee, Königlich Preußischer General der Kavallerie.

Eine der ersten Ursachen des Weltkrieges ist das Streben Rußlands nach dem Besitz von Konstantinopel und der Meerengen.

Nachdem die Fackel des Krieges auf dem Balkan entzündet war, hatten England und Frankreich das dringende Interesse, durch die Dardanellen und den Bosporus eine kurze und direkte Verbindung mit ihrem mächtigen Verbündeten Rußland zu gewinnen. Nur dann konnten die ungeheuren Hilfsmittel Rußlands an Menschen, Getreide und Erzen für die Entente nutzbar gemacht, nur dann konnte Rußland von der Entente beliebig mit Kriegsmaterial versorgt werden.

Gelang es der Entente die Meerengen und Konstantinopel in Besitz zu nehmen, so war die Türkei von Deutschland und Österreich-Ungarn abgesprengt!

Der hohe Preis, der in Aussicht stand, bildet die Erklärung dafür, daß England, unter beschränkter Hilfe von Frankreich, Hunderttausende seiner Soldaten zu der großen Offensive auf der Halbinsel Gallipoli einsetzte.

Am 18. März 1915 war der Durchbruchsversuch der englisch-französischer Flotte durch die Dardanellen an dem wirksamen Feuer der Festungsbatterien und an den in der Meerenge gelegten Minenreihen gescheitert. Die alliierte Flotte hatte mehrere große Kampfschiffe und verschiedene kleinere Schiffe verloren. Der Versuch ist nicht mehr erneuert worden. –

Jetzt sollten die Schlüssel zur Meerenge, die Halbinsel Gallipoli, und das asiatische Ufer südlich der Dardanellenmündung, durch eine große Landungsarmee erobert werden.

Zuerst wurden 80—90000 Mann englische und französische Truppen auf den den Dardanellen vorgelagerten Inseln Imbros und Lemnos für die Landung bereit gestellt, und eine große Transportflotte versammelt. Großartige Depots aller Art wurden dort errichtet. Den Oberbefehl über sämtliche Ententetruppen übernahm hier der englische General Sir Jan Hamilton.

Angesichts der drohenden Landung hatte Enver am 25. März 1915 die beiderseits der Dardanellen stehenden fünf türkischen Divisionen als 5. Armee unter den Oberbefehl des Chefs der Deutschen Militärmission, des Marschalls Liman von Sanders gestellt. Zu Beginn des April trat noch die mit Schiff aus Konstantinopel herangeführte 3. Division hinzu, die unter dem Befehl des sächsischen Oberstleutnants Nicolai stand, und in der ein weiterer sächsischer Offizier, der Major Schierholz ein Infanterieregiment und der preußische Major Bienhold die Feldartillerie befehligte.

Deutsche Truppenteile gab es damals nicht in der Türkei, nur die etwa 70 Offiziere, Sanitätsoffiziere und Beamten der Militär-Mission, sowie einige wenige deutsche Unteroffiziere. — Von ihnen allen wurde ein Teil zur 5. Armee herangezogen.

In den drei Abschnitten, die dem Feinde bei einer Landung am ehesten einen Erfolg versprachen, wurden je zwei Divisionen bereit gestellt, mit leichten Postierungen an der Küste. Es waren dies der obere Sarosgolf, der Südabschnitt der Halbinsel Gallipoli und das asiatische Ufer. — Auf letzterem übernahm der deutsche Oberst Weber den Befehl.

Genau einen Monat nach Bildung der 5. Armee, im Morgengrauen des 25. April, begann die große Landung der Entente.

Unter stundenlangem ununterbrochenem Hagel von Stahl und Eisen aus den schwersten Kalibern der Flotte lagen seit frühester Morgenstunde der Strand bei Kumkale, die gesamte Südspitze der Halbinsel und die Uferstrecken bei Kabatepe und Ariburnu. — In der Besika-Bucht und am oberen Sarosgolf täuschten Flottenabteilungen mit Transportschiffen unter lebhaftem Schiffsfeuer einen Angriff vor.

Wohl als der Feind glaubte, daß nach dem furchtbaren Artilleriefeuer kaum noch ein lebendes Wesen am Strande vorhanden sein könne, begann er mit der Ausschiffung. — Über 200 Kriegsschiffe und Transportschiffe wurden von den türkischen Artilleriebeobachtern gezählt, und die Anzahl der Pinassen und kleinen Boote war gar nicht zu bemessen.

Jetzt lösten sich die türkischen Postierungen mit zahlreichen Maschinengewehren aus ihren durch Klippen und Felsen geschaffenen Deckungen und nahmen die Landungsboote unter vernichtendes Feuer. Die bereit gestellten Divisionen eilten nach den Landungsstellen. — Nach stundenlangen erbitterten und für den landenden Feind überaus verlustreichen Kämpfen gelang es den Franzosen in Kumkale Fuß zu fassen. Durch vier Tage wechselten dort Tag und Nacht Angriffe mit Gegenangriffen, bis es der 3. Division unter Oberstleutnant Nicolai gelang, in der Nacht zum 29. April die Franzosen endgiltig auf die Schiffe zurückzutreiben und das asiatische Ufer vom Feinde zu säubern.

An der Südspitze der Halbinsel Gallipoli, in der Gegend von Seddulbahr waren es englische Elitetruppen, die sich nach hin- und herwogenden Kämpfen unter ungeheuren Verlusten schließlich am Strande festsetzen konnten. Durch dauernd eintreffende Verstärkungen gewannen sie unter dem Schutze der Schiffsgeschütze in der nächsten Zeit etwas Gelände nach Norden. Hier baute sich eine Kampffront der Entente auf, die bald quer über die schmale Spitze der Halbinsel von West nach Ost führte. Ihr gegenüber, nur durch wenige Schritte Entfernung getrennt, waren die türkischen Gräben entstanden. Auf diesen Kampfplatz waren die beiden Divisionen vom Sarosgolf und dann auch der größere Teil der Truppen des Obersten Weber geführt worden. Für Freund wie Feind trafen bald weitere Verstärkungen ein, und viele Monate währende Kämpfe entwickelten sich auf der leicht gewellten Ebene südlich des Eltschitepe, die von drei Seiten vom feindlichen Schiffsfeuer beherrscht wurde.

Weiter nördlich, bei Kabatepe, war die feindliche Landung am 25. April abgewiesen worden. Dagegen hatte das Anzakkorps — australische und neuseeländische Truppen — auf den östlich der Bucht von Ariburnu gelegenen Höhen sich festsetzen können. Durch das Feuer der Schiffsgeschütze gestützt, konnten diese tapferen englischen Kolonialtruppen einen schmalen Streifen dicht an der Küste behaupten. — Hier entwickelte sich die zweite große Kampffront auf der Halbinsel Gallipoli.

Trotz ungezählter Angriffe auf den beiden genannten Fronten konnte die Entente in den nächsten Monaten keine irgendwie entscheidenden Fortschritte erzielen.

Aus der Unzulänglichkeit der bisherigen Erfolge entstand bei den Engländern der Plan einer neuen großen Landung in dem Anaforta-Abschnitt nördlich der Ariburnufront. Mit dem Abend des 6. August 1915 beginnend, wurden fünf neue englische Divisionen an der flachen Küstenstrecke an Land gebracht, die im Norden in der Suvla-Bucht endigt. Gegen sie war zuerst nur die schwache Abteilung des bayerischen Majors Willmer verfügbar, dem der Küstenschutz hier anvertraut war. Nach tapferem Widerstande wurden die Truppen des Majors Willmer allmählich zurückgedrückt, aber die durch die 5. Armee vom oberen Sarosgolf, von der asiatischen Seite und aus den anderen Fronten herangeführten Verstärkungen trafen rechtzeitig ein! — In schweren elftägigen Kämpfen kam der englische Angriff zum Stehen. Alle beherrschenden Höhen blieben in türkischer Hand! — Statt der beabsichtigten Überflügelung der 5. türkischen Armee hatte sich für die Engländer nur eine etwa 11 km lange Verlängerung der Ariburnufront — entlang der Küste — ergeben.

Nach den englischen Angaben hatten die gelandeten Truppen in jenen Tagen gegen 15 000 Tote und 45 000 Verwundete zu verzeichnen.

Viele Deutsche hatten sich in diesen Kämpfen ausgezeichnet. Zu der im Anfange des Feldzuges so geringen Zahl waren in den Sommermonaten viele deutsche Artillerieoffiziere, Offizierstellvertreter, Geschützführer, eine deutsche Pionierabteilung und zwei Maschinengewehr-Abteilungen der Marine hinzugetreten, so daß ihre Gesamtzahl auf zirka 500 Köpfe gestiegen war. Mancher von ihnen hat in diesem Feldzuge an der fremden Küste, fern von der Heimat, zur Ehre des deutschen Namens sein Leben gelassen, viele sind verwundet worden.

Viele andere sind auf den kahlen, sonnendurchglühten Kampffeldern ohne Baum und Strauch, auf denen oft das Wasser mangelte und die schmale türkische Kost zu Entbehrungen zwang, von Krankheiten ergriffen worden. Oft hieß es hungern, wenn wieder einmal die Verpflegungsschiffe im Marmara-Meere von den feindlichen Unterseebooten torpediert waren, oder wenn die Kameelzüge, die die Verpflegungslasten von den Dardanellen-Häfen zur Front bringen sollten, durch das Artilleriefeuer der Schiffe oder durch Fliegerbomben vernichtet wurden.

Die ganze schmale Halbinsel lag ja doch unter dem Feuer der schweren englischen und französischen Schiffsgeschütze, das durch die Fesselballons der Schiffe und durch Flieger geleitet wurde.

Eine schwüle windlose Hitze brütete den ganzen Sommer über der Halbinsel, fast fünf Monate ohne jeden Regen, und die Tage wollten kein Ende nehmen.

Diese beschränkte Zahl an Deutschen, unter hunderttausenden Türken verstreut, aber immer an gefährdeten und wichtigen Punkten eingesetzt, haben ebenso wie unsere vordersten Kämpfer im Westen und Osten den Ruhm deutscher Tapferkeit und Zähigkeit gegen eine Welt von Feinden bekräftigt.

Nach der Anaforta-Landung dauerten die Kämpfe auf der Halbinsel ohne jede Unterbrechung den ganzen Spätsommer und Herbst bis in die zweite Hälfte des Dezember, ohne daß es dem Feinde gelang, irgendwelche nennenswerten Fortschritte zu machen. Die Engländer hatten erkannt, daß der Feldzug aussichtslos sei und ungezählte Opfer kostete. Zudem war durch den serbischen Feldzug der Schienenweg von den Mittelmächten zur Türkei für das bis dahin knappe Kriegsmaterial, aber auch für aktive Hilfe, frei geworden.

Die Engländer entschlossen sich zum Rückzuge von der Halbinsel und damit zur Aufgabe des ganzen Gallipoli-Feldzuges, an den sie die höchsten Hoffnungen geknüpft hatten.

In der Nacht vom 19./20. Dezember 1915, in der dichter Nebel über der ganzen Halbinsel lag, räumten sie die Anaforta- und Ariburnufront und gingen auf die Schiffe, ihre gesamten Zeltlager und ungeheures Kriegsmaterial zurücklassend.

Sobald in den ersten türkischen Linien erkannt wurde, daß das Feuer aus den vordersten englischen Gräben nur vereinzelt erwidert wurde oder ganz schwieg, gingen die Türken vor und besetzten die zunächst liegenden englischen Verschanzungen. Allmählich kam, auf höheren Befehl, das Vorgehen der gesamten türkischen Front gegen das Meeresufer hin in Gang. — An vielen Stellen wurde es durch Sperren von Stacheldraht und durch große Felder von Tretminen aufgehalten. — Die nebelige Nacht verhinderte jede Übersicht, und die feindliche Schiffsartillerie streute in das zu durchschreitende Gelände. — So hatten auch die letzten Teile der Engländer einen Vorsprung gewonnen, der ihr an vielen Stellen vorbereitetes Einschiffen ermöglichte. — Der Weg zum Ufer war ja auch nur sehr kurz gewesen.

In der Nacht vom 8./9. Januar 1916 räumte der Feind in ähnlich geschickter Weise die letzte ihm verbliebene Front, die von Seddulbahr, nachdem ihm ein größerer türkischer Angriff auf seinem äußersten linken Flügel am 7. Januar noch ernste Verluste gebracht hatte.

Auch hier hatte er die gesamten Zelt- und Baracken-Lager preisgegeben, und alles Kriegsmaterial, was die Einschiffung verzögern konnte.

Nach 8½ monatlichen schweren Kämpfen war die Halbinsel frei vom Feinde, der Feldzug war gewonnen!

Die 5. Osmanische Armee hatte 218 000 Mann Verluste, darunter 66 000 Tote zu verzeichnen.

Der Entente war die direkte Verbindung zu Rußland verwehrt geblieben. So konnte Rußland später der Revolution anheimfallen. Die Türkei aber war nicht abgesprengt worden und konnte an der Seite der Mittelmächte weiterkämpfen!

Dies ist die weltgeschichtliche Bedeutung des Gallipoli-Feldzuges.

Der Versuch, die Dardanellen und Konstantinopel zu gewinnen, ist von der Entente nicht mehr erneuert worden, bis der Waffenstillstand beide ihr kampflos überließ.



Ein Zeppelinangriff auf England.

Von Oberleutnant z. S. Hans von Schiller,
im Kriege Wachoffizier und Kommandant auf Marineluftschiffen.

In einem Marineluftschiffhafen neigte sich ein schöner Spätsommertag dem Abend zu, als das Telegramm: „Für morgen klarhalten" bei uns einging. Endlich nach der langen, anstrengenden Sommeraufklärungszeit, die uns Tag und Nacht in eintönigem, anstrengendem Dienst über die ganze Weite der Nordsee hinausgeführt hatte, war jetzt wieder Gelegenheit gegeben, über den Feind in seinem eigenen Lande zu kommen. Dauernd hatten drei Schiffe auf Aufklärung draußen gelegen, jeden Augenblick gewärtig, von Fliegern überfallen zu werden. War unten auch schönster Sommertag, so herrschte doch in den Höhen, in denen wir fahren mußten, strengste Winterkälte, zu der noch die Beschwerden des mangelnden Sauerstoffs hinzukamen, so daß man die Höhengasapparate ununterbrochen gebrauchen mußte. Diese künstliche Atmung war aber nur ein unzureichender Notbehelf, die körperliche Leistungsfähigkeit erlahmte je länger, desto mehr, und so bedurfte es der größten Energie der Führer, um sich selber und die Mannschaft zur vollen Anstrengung aller Kräfte und regen Wachsamkeit gegen den Feind anzuspornen. Unvorsichtige, die glaubten, ohne Sauerstoff durchkommen zu können, mußten mit schweren Ohnmachten, ja mit dem Tode ihre Sorglosigkeit büßen.

Weit über die Grenzen des Aufklärungsbereichs der Seestreitkräfte führten uns unsere Aufklärungsfahrten bis vor die feindlichen Häfen. Nur unverhältnismäßig wenige Angriffe konnten gegen England gefahren werden, im Vergleich mit dieser großen Zahl Aufklärungsfahrten der Marineluftschiffe, da die Aufklärung für unsere Flotte immer unsere Haupttätigkeit bildete; waren wir doch das Auge der Flotte. Infolge der gewaltigen Abwehr der Feinde konnten die Schiffe nur in mondlosen dunklen Nächten fahren. Sonst hätten sie zu große Verluste gehabt, die der Flottenaufklärung und Minensuchsicherung Abbruch getan hätten. Schließlich konnten wir auch in der kurzen Zeit, die uns für Angriffe zur Verfügung stand, nur bei ganz sicherer Wetterlage fahren, die auch beschädigten Schiffen die Möglichkeit der Heimkehr ließ.

Wenn auch bis ins Einzelne schon alles aufs Sorgfältigste vorbereitet war, so entfesselte das Telegramm jetzt eine rege Tätigkeit im Luftschifftrupp, galt es doch, die Schiffe schnellstens für den Angriff vorzubereiten, war doch mancherlei, was für die Aufklärung erforderlich gewesen, zu entfernen, anderes, speziell für den Angriff Notwendiges, ins Schiff zu bringen.

Den nächsten Morgen um 10 Uhr, nach Eintreffen der Wetterkarte, fand in Nordholz, der Zentrale der Marineluftschiffahrt, beim Führer der Marineluftschiffe, eine kurze Besprechung der Wetterlage an der Hand der Wetterkarte statt, an der alle in Nordholz anwesenden Luftschiffkommandanten teilnahmen. Zur selben Zeit waren alle anderen Luftschiffhäfen mit Nordholz telephonisch verbunden, überall waren auch die Kommandanten der Luftschiffe versammelt; so war das Urteil eines jeden sofort zu hören. Kurz schilderte Fregattenkapitän Strasser die Wetterlage und ihre Entwicklungsmöglichkeit, schlug an der Hand der vorliegenden Beobachtungen vor, den Angriff auf Nord-, Mittel- oder Südengland zu richten. Schwer war auch die Entscheidung, ob des Wetters wegen ein Angriff durchgeführt werden konnte, mancherlei Umstände sprachen dabei mit. Die Dämmerung, die in der Höhe wesentlich länger andauert, Mondes Auf- und Untergänge, zu starke Bewölkung in England, unter deren Schutz der Feind sich verbarg, sowie eine den Rückmarsch erschwerende Windrichtung mußten berücksichtigt werden.

Daß alles so war, wie man es sich wünschte, war naturgemäß selten, es mußte und wurde gefahren, wenn auch dieses oder jenes Moment ungünstig schien.

Trotzdem war für den Führer der Luftschiffe die Entscheidung oft recht schwierig, da das Wetter auf der Nordsee einem steten Wechsel unterliegt, der um so schwerer zu beurteilen war, als uns die Wetternachrichten aus England, der Wetterecke der Nordsee, fehlten und auch viele Neutrale unter englischem Druck ihre Beobachtungen zurückhielten.

Beim jüngsten anfangend, äußerten alle Kommandanten der Reihe nach ihre Meinung über die Angriffsaussichten, die letzte Entscheidung lag in der Hand des Führers.

Nach Marschgeschwindigkeit, Wind und Ziel wurden die Aufstiegzeiten für die einzelnen Plätze festgelegt und zwar so, daß alle Schiffe zusammen gegen die englische Küste marschierten. Im allgemeinen leitete der Führer die Angriffe von Nordholz aus, aber er ließ es sich nicht nehmen in jeder Angriffsperiode einen oder mehrere Angriffe von einem mitfahrenden Schiffe aus zu leiten, damit er stets über die Abwehr und die Bedingungen zur erfolgreichen Durchführung des Angriffs auf dem Laufenden bliebe. Am 6. August 1918 führte er auf dem L 70 einen Angriff gegen England und fiel als Führer seiner Luftschiffe drüben, abgeschossen von

feindlichen Fliegern. Ihm, der schon seit Oktober 1913 von den ersten Anfängen an seine ganze Persönlichkeit für die Luftschiffwaffe einsetzte, verdanken wir größtenteils den ungeheuren Aufschwung und die Entwickelung der Luftschiffahrt im Kriege. Seine nie erlahmende Energie übertrug sich auf die Offiziere und Mannschaften und wurde zum Geiste der Waffe. Sein Wort: „Wo gehobelt wird, fallen Späne" half uns über manche schwere Stunde hinweg, wenn wieder liebe Kameraden im Dienste der Luftwaffe gefallen waren.

Auf den einzelnen Luftschiffplätzen traf nun jedes Luftschiff die letzten Vorbereitungen. Die Bomben wurden eingehängt, etwa noch nötiges Benzin nachgefüllt, der Trupp schickte die Sauerstoffapparate, See- und Landkarten kamen an Bord, der Segelmacher des Schiffes, zugleich Proviantmeister, kam mit heißem Kaffee, Speck, Brot und Butter angekeucht. Das ganze Schiff wurde einer letzten eingehenden Nachschau unterzogen, in allen seinen vielen Einzelheiten genau untersucht. Hing doch vom einwandfreien Arbeiten auch der kleinsten Kleinigkeiten die Sicherheit des Schiffs und damit das Leben der Besatzung ab. Nächst dem Uboot und dem Torpedo ist wohl das Luftschiff die am schwierigsten zu behandelnde Waffe der Marine gewesen.

Nach kurzer Mittagsmahlzeit, die für eine lange Zeit ausreichen muß, geht es hinaus zur Halle. Die Leetore sind aufgedreht, Haltemannschaften kommen zugweise heranmarschiert und werden am Schiff vorn und achtern verteilt. Aus der Halle hört man das Brummen der probelaufenden Motoren, ab und zu den Knall einer Fehlzündung beim Anspringen eines Motors. Das blaue Zeug der Fahrbesatzung ist gegen Lederanzüge eingetauscht; manch einer, der sich gegen die Kälte in der Höhe gut schützen wollte, ist unförmig dick anzusehen. Kopfschützer, Schals, Schlüpfer und Pulswärmer in allen Farben beweisen die Zweckmäßigkeit der Liebesgaben aus der Heimat.

Der Wachoffizier läuft in der Halle geschäftig hin und her; Besatzung, Schiff und Maschinenanlage werden ihm klargemeldet: Mit lauter Stimme, unter Zuhilfenahme eines Sprachrohrs ruft er „Ballast vorn, Ballast in der Mitte, Ballast achtern!" Er wiegt das Schiff ab, das heißt er gibt für die im Schiff mitgenommenen Gewichte ebensoviel Wasser heraus, bis das Schiff sich von seinen Lagerböcken hebt. Eine Reihe kurzer Pfiffe (Festpfeifen in der Marinesprache) läßt die Wasserventile schließen.

Der Kommandant des Schiffes erscheint im offenen Torbogen und nimmt vom Wachoffizier die Meldung entgegen, daß das Schiff für die Fahrt bereit sei. Kurz besprechen die beiden noch das Ausfahrmanöver, worauf der Führer des Schiffes in die vordere Gondel einsteigt. Der Wachoffizier wirft einen Blick nach dem auf der Halle befindlichen Wimpel, um sich von Richtung und Stärke

des Windes zu vergewissern und gibt, scheint es ihm günstig zu sein, durch einen langen Pfiff das Kommando zum Ausfahren. Die Leute ziehen an, langsam und majestätisch gleitet lautlos der Koloß rückwärts aus der Halle.

Lange Schienen führen aus der Halle, gleichlaufend mit ihr auf den Platz hinaus, auf ihnen laufen die kleinen Wagen (Katzen), an denen das Schiff festgelegt ist; so kann es sich, wie auch der Wind zur Hallenrichtung wehen möge, nicht seitlich bewegen. Auf diese Weise ist das Schiff wohl seitlich festgelegt, es muß trotzdem aber an zahlreichen Stellen, je nach Windstärke durch Haltemannschaften gestützt werden, um die Kräfte gleichmäßig auf die ganze Schiffslänge zu verteilen. Wie stark oft solche Böen auf das Luftschiff drücken, ersieht man daraus, daß bisweilen mehrzöllige Hanftrossen bei einem Windstoß brachen, wodurch das Schiff gegen die Halle geworfen wurde und schwer beschädigt, wenn nicht zerstört wurde.

Andrerseits müssen die auf den Zeppelin einwirkenden Kräfte in vertikaler Richtung von den Leuten an den Gondeln und besonders hierfür angebrachten Ausfahrgestellen aufgefangen werden, da bei starkem Aufsetzen des Schiffes nicht nur die Streben zwischen Gondeln und Schiff brechen, sondern die Gondeln in das Schiff gedrückt werden können. Bis zu 100 Mann an diesen Gestellen und Gondeln genügen oft kaum, um das Schiff in der Gewalt zu behalten. Ist der Bug des Schiffes genügend weit aus der Halle heraus, so werden die achteren Katzen losgeworfen und das Schiff schwenkt von selber in die Windrichtung ein. Auch vorn wird nun geschlippt, wie man das Loswerfen nennt. Der Zeppelin wird etwas von der Halle weggeholt, um frei aufsteigen zu können. Auf dem Aufstiegsplatz angelangt klettert der Wachoffizier als letzter an Bord. Die Maschinen springen an, alle Haltetaue sind losgeworfen und ausgeschoren, die Leute halten nur noch an den Gondeln. Allmählich nimmt das Schiff Fahrt auf, die vordere Gondel wird hochgeworfen, um das Schiff mit Schräglage nach oben in die Luft zu bekommen. Wir sind frei von der Erde. Ein herrliches Gefühl! Unter uns winken die Kameraden uns ein frohes Wiedersehen und gutes Gelingen der Fahrt zu. Die Erde zieht unter uns hinweg. Einen langen Blick werfe ich noch hinunter. Ist es doch jedesmal ein gewisser Abschluß mit dem Leben, wenn man eine Kriegsfahrt antritt, von Feind und Wetter droht uns Gefahr. Aber wir fuhren nun schon über drei Jahre zusammen, immer dieselbe Besatzung, da fühlte man sich so sicher, daß man nie ernstlich daran dachte, es könne uns noch ein Unglück widerfahren. Jeder wußte genau, daß er sich auf den anderen verlassen konnte. Wir fühlten uns wie eine Familie und was der „Alte" befahl, wurde blindlings ausgeführt; zu ihm herrschte ein Vertrauen, genau wie bei Kindern zu ihrem Vater. Hätte der Kommandant uns gesagt, wir wollen heute zum Nordpol fahren,

wir wären alle begeistert mitgegangen. — „Antenne aus!" Der Ruf des Kommandanten läßt mich schnell wieder an meinen Dienst zurückdenken. Die Antenne, der Luftdraht für die Funkentelegraphie, wird aus der Funkerkabine heruntergelassen. Sofort nehmen wir Funkenverbindung mit der Leitstation auf. Aber selber funken dürfen wir nicht; wollen wir doch uns nicht dem Engländer, der scharf unsern Funkenverkehr beobachtet, frühzeitig verraten.

In etwa 1000 m gehen wir eben über die Küste nach See zu; links liegt Schillig Rhede mit der Flotte, ein reger Signalverkehr mit Scheinwerfern setzt von den Schiffen ein; jeder will gern wissen, wohin die Fahrt gehen soll, doch kurz lautet die Antwort, die wir mit unserm Scheinwerfer geben: „Nach Westen." Mehr dürfen wir nicht sagen, lauert doch überall die feindliche Spionage, die uns durch Telegramme nach Holland oder gar direkt drahtlos nach England meldet, und so den Gegner schon früh warnt. Über See liegt das Schiff ruhig in der Luft; man spürt nichts mehr von einer Bewegung, während über dem Lande infolge der Sonnenerwärmung starke Böen vorherrschen, die uns leicht hin- und herrollen lassen. Neue Pflichten rufen mich zu einer Ronde durch das Schiff, auf der mich der Leser begleiten möge.

Wir wollen uns erstmal kurz in der vorderen Gondel umsehen. Ganz vorn steht der Seitensteurer, der nach dem Kompaß, oder über Land auch nach angegebenen Richtpunkten auf der Erde, das Schiff, ganz wie ein Seeschiff steuert. Aber auch bei diesem aus der Seeschiffahrt übernommenen, altbewährten Instrument, haben wir neue schlechte Seiten entdeckt. Wenn nämlich bei großer Kälte die Kompaßflüssigkeit dick geworden ist, so bleibt der einmal anliegende Kompaßstrich immer liegen, wie auch das Schiff sich drehen möge. Ferner lenkt jede Wolke infolge ihrer elektrischen Aufladung den Kompaß bei Passieren um mehrere Striche ab. Neben dem Seitensteurer, an der Backbordlängswand, steht der Höhensteurer. Vor sich hat er eine ganze Anzahl von Instrumenten, als da sind Barograph, Thermometer für Gas und Luft, Variometer oder Statoskop zum Messen der Steig- und Sinkgeschwindigkeit, Neigungsmesser. Über ihm ist das Ballastbrett mit seinen zahlreichen Drahtzügen zur Bedienung von Gasventilen und Wassersäcken, sowie der Klappen zum Ausgleich des Luftdruckes zwischen Schiffsinnerem und Außenluft. Auf alles dies hat er zu achten, wenn er das Schiff gut auf der vorgeschriebenen Höhe halten will. Rechts vom Seitensteurer steht das Zielfernrohr, so angebracht, daß es einen freien Durchblick nach unten ermöglicht. Mit diesem Fernrohr ist es möglich, an einem Objekte auf dem Erdboden die Geschwindigkeit, sowie die seitliche Abdrift festzustellen, und nun mit den so gefundenen Werten unter Berücksichtigung der Höhe den Vorhaltwinkel zu finden, um mit den Bomben das beabsichtigte Ziel zu treffen. In bequemer Reichweite des Zielenden befinden sich

die Tasten des elektrischen Bombenabwurfapparates, der es ermöglicht, je nach Erfordernis, die Bomben einzeln, oder auch in Gruppen abzuwerfen. Dem Höhensteurer gegenüber, an der Steuerbordlängswand, sehen wir unter den Maschinentelegraphen den Kartentisch, dicht verhüllt ihn ein schwarzer Vorhang, der in der Gondel eine geschlossene Kabine bildet. Seitlich ist ein Schlitz, der den Eintritt in den von einer Lampe erhellten Raum bildet, ohne daß so Licht nach außen dringen kann. Ebenso sind Kompaß und die Instrumente des Höhensteurers mit einer Nachtbeleuchtung versehen, die, nach unten zu abgeblendet, keinen Strahl nach außen dringen läßt, der dem Feinde das Schiff verriete. Links und rechts hinter Kartentisch und Höhensteuer sind große, offene Fenster; hier können wir ein Maschinengewehr, oder auch ein kleines Geschütz anbringen. Dahinter liegt dann die „F.-T.-Bude", wie sie in der Marinesprache genannt wird, ein kleiner schalldichter Raum, etwas größer als eine Telephonzelle. In ihr sieht man den F.-T.-Schrank, der eine kleine, aber weitreichende Station birgt. Auf einem Hocker neben dem Schrank sitzt der F.-T.-Maat, ständig den Hörer am Kopf und lauscht auf Nachricht, die dem Schiff gegeben wird über Wetter und den Feind, oder auch Richtungssignale der verschiedenen R.-S.-Stationen, die auf drahtlosem Wege den Schiffsort zu finden ermöglichen, wenn alle anderen Mittel versagen. Aus Geschwindigkeit und Kurs allein, wie beim Seeschiff den Schiffsort zu bestimmen ist oft nicht möglich, da der Wind einen zu großen Einfluß hat. Bei der gleichen Fahrt des Schiffes durch die Luft macht es einmal 50, einmal 250 km, je nach der Windrichtung. In dicht übereinandergelagerten Luftschichten ist der Wind oft an Stärke und Richtung ganz verschieden.

Die drahtlose Schiffsortbestimmung ist jedoch ein gefährlicher Freund, kommen doch zu leicht durch atmosphärische Störungen Abweichungen vor, die Schiffe in gefährliche Lagen bringen können. Seitlich an ihr vorbei führt ein schmaler Gang nach der vorderen Maschinengondel, die wie alle Maschinengondeln recht eng ist und fast gänzlich durch den Motor ausgefüllt wird. Nur wenig Platz ist vorhanden, daß sich gerade noch die beiden zur Bedienung nötigen Leute darin aufhalten können.

Eine Leiter, die zur Verminderung des Luftwiderstandes beim Nichtgebrauch zusammenklappt, in die Höhe müssen wir nun, um in das Schiffsinnere zu gelangen. Beim Hinaufsteigen bekommen wir einen Begriff von der Geschwindigkeit des Schiffes, ein Orkan umtost uns, denn wir müssen durch die freie Luft zwischen Gondel und Schiffskörper; doch der Windzug drückt uns fest gegen die Leiter an, so wird ein Herunterfallen verhindert.

Im Innern des Tragkörpers kommen wir nun auf den Laufgang, der sich in dreieckigem Querschnitt von Bug zum Heck des Schiffes hindurchzieht. Wir stehen auf einer schmalen Laufplanke,

auf der gerade ein Mensch balanzieren kann, auf ihr entlang müssen wir neben den offenen Bombenklappen vorbei gehen, durch die wir tausende von Metern unter uns die Erde sehen, unwillkürlich greift man nach dem dünnen, als Geländer dienenden Draht. Über den Luken hängen die Bomben, die gerade durch Einsetzen der Zünder scharf gemacht werden. Neben uns hängen vier mannshohe birnenförmige Bomben zu je 300 kg, nach vorn und achtern von ihnen die kleineren haben je 50 kg Gewicht, gegenüber an Rahmen hängen etwa 30 schwarze Zylinder in Größe einer fünf Liter-Konservendose, es sind dies Brandgeschosse.

Alle Bomben erfordern eine sehr sorgfältige Pflege im Schiff, da durch einen falschen Handgriff leicht eine Detonation der Bombe hervorgerufen werden kann, die das ganze Schiff vernichten würde.

Wieder müssen wir uns, wie schon ehe wir zu den Bombenklappen kamen, zwischen den Wassersäcken hindurchzwängen; mit ihren je 1000 kg Wasserinhalt versperren sie fast den Laufgang. Gegen das Einfrieren ist dem Wasser ein Frostschutzmittel zugesetzt, doch muß auf der Fahrt dauernd ein Mann von Sack zu Sack gehen und kräftig umrühren, da sich infolge des Zitterns des Schiffes das schwerere Frostschutzmittel ausscheidet.

In der Nähe jeder Maschinengondel sehen wir große Aluminiumfässer, aus denen das Benzin durch Rohrleitungen den Motoren zugeführt wird. Ein kompliziertes Rohrsystem schafft die nötige Sicherheit gegen Betriebsstörungen.

Ein Hupensignal ruft uns ans Telefon; die hintere Maschinengondel hat einen Motor abgestellt. Wir begeben uns schnellstens dorthin. Ein Motor steht, während nun der zweite allein den Propeller treiben muß. Nur eine kleine Ausbesserung war vorzunehmen, eine Ventilfeder wird ausgewechselt und der Maschinist benutzt die Gelegenheit gleichzeitig, um die verrußten Zündkerzen zu reinigen.

Aber auch für größere Reparaturen sind die nötigen Ersatzstücke an Bord vorhanden, ganze Zylinder, Kolben und sonstige wichtige Einzelteile mitgenommen, selbst Stunden dauernde Reparaturen können ausgeführt werden. Die Kühler werden dann verdeckt oder eingezogen, um ein Einfrieren des Kühlwassers bei der niedrigen Temperatur zu vermeiden. Sollte eine Ausbesserung eines Motors auf der Fahrt unmöglich sein, so bedeutet dies noch keine Gefahr für das Schiff, da die Tragkraft nicht, wie beim Flugzeug, durch den Ausfall eines Motors herabgemindert wird.

Bei unserem weiteren Wege nach hinten verengert sich der Laufgang immer mehr, so daß wir das letzte Stück kriechen müssen. Nachdem wir uns zwischen einigen, sich ständig bewegenden Drahtseilen, den Ruderleitungen hindurchgezwängt haben, erreichen wir die hohle hinterste Spitze des Schiffes. Durch oben, unten und seitlich angebrachte Schaulöcher können wir ins Freie hinaus und

auf die sich ständig hin- und herbewegenden Ruderflächen sehen. Lautlos drehen sich die Seitenruder; an dem Schütteln und Beben, das bei starkem Ruderausschlag durch das Schiff geht, können wir ermessen, welch ungeheure Kräfte hier im Spiele sind. Der ganze Bau ist bei äußerster Widerstandsfähigkeit so leicht wie möglich gebaut. Hat doch unser Schiff die Abmessungen unserer großen Kreuzer und nur das Gewicht des größten ihrer Beiboote.

Hier im Heck steht auch ein Posten, der nach hinten auf Flieger aufzupassen hat, während gleichzeitig vorn über der vorderen Gondel auf einer Plattform oben auf dem Schiff ein anderer Posten nach vorn ausschaut. Um auf seinen Sitz zu gelangen muß er etwa 25 Meter in einem engen Schacht emporklimmen, keine leichte Arbeit bei einem Luftdruck von nur 300 Millimetern.

Auf dem Rückwege zur Vordergondel werfen wir noch einen kurzen Blick in eine der Seitengondeln. Der Zugang ist schon schwieriger. Mit aller Gewalt müssen wir uns gegen den seitlichen Druck des Fahrtstromes an das Geländer anklammern. Der Raum ist hier mit Rücksicht auf den Luftwiderstand aufs Äußerste beschränkt, kaum haben die beiden für das Manövrieren mit dem Motor nötigen Leute in der Gondel Platz.

Wieder im Laufgange fühlen wir, daß das Schiff eine starke Schräglage angenommen hat, die Gaszellen, die bislang über dem Laufgange zusammengeschrumpft hingen, haben sich um den Laufgang herumgelegt und sind prall. Ein leichtes Summen geht von den in senkrecht nach oben führenden Schächten angebrachten Abblaseventilen aus, in den Schächten sieht man das Gas flimmernd nach oben steigen, während uns ein feiner Sprühregen, der durch die Ausdehnung des Gases entsteht, umgibt. An den Rändern der Ventile setzt sich Eis ab, das ab und zu entfernt werden muß, da sonst das Ventil klemmen würde.

In der Führergondel angelangt, sehen wir, daß wir nur 500 m gestiegen sind, während nach unserer Berechnung das Schiff mit der vorgenommenen Ballastabgabe hätte 1000 m steigen sollen, es will aber nicht mehr höher. Ein Blick aufs Thermometer gibt uns des Rätsels Lösung. Wir sind in eine Inversionsschicht geraten, die Temperatur, die für 100 m Steigen etwa ½ Grad sinken soll, ist plötzlich um 4 Grad gestiegen, ein sicheres Zeichen herannahenden schlechten Wetters. Durch erneute Ballastabgabe wird das Schiff auf die beabsichtigte Höhe gebracht.

Links und rechts vom Schiff stehen am Himmel andere Zeppeline, von Stunde zu Stunde geht es höher; ab und zu sieht man unter einem Schiff einen weißen Schweif, wie einen Kometenschwanz; es wird Ballast abgeworfen, das Wasser zerstäubt in der Luft allmählich nach unten zu und erscheint uns so als nachziehende Wolke. Alle Zeppeline haben sich nun ziemlich dicht zusammengefunden, die Langsamsten sind zuerst aufgestiegen und die Schnelleren haben sie nun

eingeholt. Eben zieht der Führer der Luftschiffe vorüber auf dem neuesten, eben aus der Friedrichshafener Werft gekommenen Neubau.

Scheinwerferspruch vom Führer an alle Luftschiffe: „Wetterlage noch günstig für Angriff Mitte, Küste nicht vor 11[30] Uhr überschreiten" meldet der wachhabende Signalmaat. Auf allen Luftschiffen sieht man die Scheinwerfer das Signal „Verstanden" geben.

Glutrot geht im Westen die Sonne unter, ein prachtvoller Anblick. Es ist ein Farbenspiel, wie man es nie von der Erde aus sehen kann. Die Farben sind sehr viel kräftiger; tiefrot ist die Sonne, grün die See und die darüberliegenden Wolken. Der Himmel wechselt in allen diesen Farben, und vom Hellblau des Tages bis zum Dunkelblau der Nacht. Dies Durcheinanderfluten der Farben ist geradezu wunderbar. Es kommen oft so unwahrscheinliche Töne zustande, daß man einen Maler auslachen würde, malte er solche Stimmung. Die Schiffe, die mit westlichem Kurse gegen die untergehende Sonne fahren, glänzen anfänglich golden, bis sie mit dem abnehmenden Lichte zu unheimlichen schwarzen Vögeln werden. Jedesmal ergreift einen die Wucht des Anblicks dieser marschierenden Luftflotte wieder, wie sie, Tod und Verderben in sich tragend, scheinbar lautlos dahingleiten.

Die Nacht steigt herauf, hüllt See, Himmel und Wolken in grünbläuliches Dämmerlicht ein. Unten auf dem Wasser blinken Lichter auf; ein Dampfer zieht, einen weißen Schaumstreifen hinter sich lassend, einsam dahin. Rechts von uns, nach der Doggerbank zu, liegen einige Fisch-Segelkutter, gerade noch im Dämmerlicht mit dem Glase auszumachen. Zur Linken wirft in kurzen Zwischenräumen ein Blinkfeuer seinen Schein über die See, eins der Feuer auf den Holländischen Inseln. Rechts voraus hat sich eine Wolkenbank am Horizont emporgeschoben; ab und zu wetterleuchtet es schon „Hoffentlich kommt nicht wieder so ein Gewitter, wie damals im August 1915" sagt der Kommandant. „Erinnern Sie sich noch?" Ob ich mich noch erinnerte! Die Leute sagten damals, lieber wollten sie zehn Fahrten gegen England machen, als noch eine solche Gewitterfahrt. L 11 kam von einer Angriffsfahrt zurück, als sich uns im Kanal eine schwere Gewitterfront entgegenstellte. Erst drehten wir nach Süden ab, um über Belgien das Gewitter zu umfahren, aber schon nach kurzer Zeit sah man das Geschützfeuer der Front in so bedrohlicher Nähe blitzen, daß bei dem hier noch völlig klaren Wetter und bei der geringen Höhe, die wir nur erreichen konnten, das Überschreiten der Front gleichbedeutend gewesen wäre mit einem Einsatz des Schiffes. Daher also nochmals Kehrt und wieder nach Norden. Nach einer halben Stunde kam wieder die englische Küste in Sicht, weiter gings in sausender Fahrt nach Norden zu. Immer noch konnte man ein Ende der Gewitterfront nicht absehen, der Benzinvorrat drohte schon auf die Neige zu gehen, da entschloß sich der Kommandant einen Durchbruch zu versuchen. Hinein also in die

Regenböen. Der Empfang war gleich recht unfreundlich, fast 500 m wurde das Schiff von einer Bö heruntergerissen, wir wähnten uns schon im Wasser, als es ebensoschnell wieder empor ging. Der Höhensteurer, der sonst nie die Ruhe verlor, — er machte die schwierigsten Manöver mit fabelhafter Sicherheit — war einfach machtlos. Die Regengüsse rauschten mit solcher Heftigkeit nieder, daß das Wasser am Schiff herunterlief und bis in die Gondel kam. Unten in der Gondel stand das Wasser auf dem Bodenbelag, die Karten weichten auf, man bekam nasse Füße, alles schimpfte in sich hinein, dabei mußte man sich alle Augenblicke festhalten, da die Böen mit solcher Heftigkeit einsetzten, daß sich das ganze Schiff schüttelte. Es war eine Probe auf die Haltbarkeit des Schiffskörpers, wie sie schärfer nicht gedacht werden kann. Doch das Schiff kam immer wieder hoch. Von der Plattform läutet es an. Durch das Sprachrohr rauscht und zischt es, daß wir kaum etwas verstehen können. Endlich hat man verstanden „die Maschinengewehre brennen". Wir können nicht begreifen was los ist. „Gehen Sie doch selber mal hoch und sehen nach; bleiben Sie gleich oben um mir zu melden, wo es am stärksten blitzt, damit wir um die Wolken herumfahren können", sagt mir der Kommandant. Oben im Steigschacht an der Plattform angelangt, war ich allerdings auch erstaunt über das Bild, das sich mir bot. Der Posten hatte einen Heiligenschein, aus den Maschinengewehren schossen an der nach oben gerichteten Spitze etwa 30 cm lange bläuliche Flammen heraus. So aus der Nähe hatte ich noch kein Elmsfeuer gesehen. Anfänglich war es etwas unheimlich, denn Blitz folgte auf Blitz, es war über, neben und unter uns. Wo die Blitze herkamen, konnte ich gar nicht sagen. Dabei eine unheimliche Stille; man hörte nur das Rauschen des Regens und ein zischendes Geräusch beim Aufleuchten der Blitze, nicht einen einzigen Donner. Doch bald hatte man sich auch in die Lage gefunden; es regte sich die Neugier. Ich hielt meine Hand hoch, und hatte auch sofort an jedem Finger eine Flamme; spüren tat man nichts davon. Hinten aus dem Heck schoß wie ein Kometenschweif eine lange blaue Flamme heraus und unten leuchtete die Antenne wie ein blauer Flammenbogen. Wir überfuhren gerade eine Fischerflotille, die wohl über das Gespensterschiff erstaunt gewesen sein mag. So dauerte der Kampf drei Stunden lang, bis mit den heiß ersehnten ersten Strahlen der Sonne das Gewitter sich legte. Keiner hatte gedacht, daß wir die Nacht noch überleben sollten. —

„Mehrere Lichter voraus in Sicht!" ruft der Ausguckposten. Wir stehen dicht an der englischen Küste. Ein schmaler weißer Streifen zeigt uns die Brandung, wir erkennen an ihm deutlich den Verlauf der Küste. Schon sind wir von einigen Vorpostenbooten entdeckt. Ein Scheinwerfer zuckt auf, sucht wie ein langer Finger den Himmel ab. Man hat uns also nur gehört. Nun hat er

uns; grell blendet das weiße Licht in die Augen. Ein Blitz unten, das Mündungsfeuer eines Geschützes, kurz danach auch dicht hinter und unter dem Schiff die Detonation eines Schrapnells. Erst Sekunden später hört man den Knall des Geschützes. Der Funkenmaat meldet starken englischen Funkenverkehr, man warnt die Heimat. „Zepp passing overhead", „Zeppelin überfliegt uns", wiederholt vier-, fünfmal das Vorpostenboot mit äußerster Energie. Eine Rakete steigt auf und beleuchtet für Sekunden die See und Küste unter uns. Kurz darauf gehen die Lichter an der Küste aus. England blendet ab. Das Wetter ist uns günstig. Während es über See fast ganz klar war, wurde es über Land jetzt leicht wolkig, gerade etwa in unserer Fahrhöhe. In 5000 m war eine Wolkenschicht mit großen Löchern, so daß man schnell sich in Wolken verbergen konnte. Nach unten zu nur ab und zu eine Wolke, am Boden an einigen Stellen leichte Dunstschleier. Trotzdem sah man kaum etwas vom Lande, denn das Abblenden haben die Engländer durch uns im Kriege gelernt. Doch da naht sich eine feurige Schlange, ein Zug, der wohl noch nichts von der drohenden Gefahr gehört hat. An einer auffallenden Krümmung des Bahngeleises erkennen wir, daß wir noch auf richtigem Kurse sind. Da hält der Zug, die Lichter verlöschen. So stockt der Zugverkehr während der ganzen Dauer des Angriffes im gefährdeten Gebiet, bis die Gefahr vorüber ist.

Etwas ließ sich aber doch nicht abblenden in England, das war das Industriegebiet und dahin sollen wir nun, um die Eisen- und Stahlwerke zu bombardieren. Schon tauchen fern einzelne Hochöfen auf. Eine große Fabrikanlage, die besonders gut sich abhebt, wird angesteuert. Vor uns flammen plötzlich Scheinwerfer auf, ein rasendes Artilleriefeuer setzt ein, dumpfe Detonationen hört man dazwischen. Am Himmel steht, im Scheinwerferlicht hell erleuchtet, ein Zeppelin; einer der Kameraden zieht, ohne sich beirren zu lassen, ruhig seine Bahn weiter. Unten zeichnet sich sein Kurs durch glimmende Punkte auf der Erde ab. Krachend schlagen seine Bomben in die Fabrik ein. Jetzt sind auch wir heran, schon haben uns die Scheinwerfer erfaßt; die erste Salve Bomben ist aus dem Schiff heraus; lange Sekunden verstreichen, schon denkt man, die Zünder hätten versagt, als es unten grell aufleuchtet. Mitten hinein hat es geschlagen, dumpf kracht es zu uns empor, das Schiff zittert noch von der Detonation, schnell noch eine zweite Salve nach! Doch auch von unten ist man nicht faul. Salve auf Salve wirft man uns entgegen, oft platzen die Geschosse dicht am Zeppelin, mit hellem Ton krepiert eine Granate dicht neben der Backbord-Seitengondel, anscheinend auch Sprengstücke ins Schiff schleudernd. Gott sei Dank, es hat nicht gezündet, dann ist schon alles gut, das Loch wollen wir schon wieder flicken! Ein hell leuchtendes Pünktchen kommt scheinbar ganz langsam von unten herauf, da noch eins,

dicht am Schiff schießen sie mit einem Male an uns vorbei in die Höhe. Jetzt wird es ungemütlich. „Weiße Mäuse“ hat man die Dinger getauft; es sind Brandgranaten mit einer hell leuchtenden Spitze. Den L 10 traf ein solches Geschoß an die Gondel, hatte aber nicht mehr die Kraft durchzuschlagen. Wenige Zentimeter nach der Seite, und das Schiff wäre verloren gewesen, denn diese Geschosse zündeten unfehlbar.

Die Fabrik unten steht in hellen Flammen; wir verschwinden schleunigst in die Wolken. Als wir nach etwa 20 Minuten wieder heraussehen, ist der Himmel noch hell vom Brande erleuchtet.

Schnell einen Funkspruch nach Hause aufgegeben: „12³⁰ Uhr Fabrikanlagen bei Sheffield“, das genügte, um die zu Hause wissen zu lassen, daß es uns gut ginge. Beim Rückmarsch über der Küste faßte uns, gerade als wir aus einer Wolke herauskamen, noch eine der Küstenbatterien, wir warfen unsere letzten Bomben auf sie ab, doch war diesmal das Treffen bei der großen Geschwindigkeit vor dem Winde nicht so leicht. So kam die Bedienungsmannschaft wohl meist mit dem Schrecken davon, nur eine Bombe schlug in unmittelbarer Nähe der Batterie ein, die letzten lagen schon in der See.

Ruhig, als wäre nichts vorgefallen zieht das Schiff seine Bahn. Alles ist froh, mal wieder am Feinde gewesen zu sein und gegen unsere Brüder an der Westfront bestimmte Granaten und Kriegsmaterial des Feindes schon in England vernichtet zu haben.

Im Laufgang ist ein geschäftiges Leben. Das ganze Schiff wird abgesucht; haben wir doch einen Treffer erhalten, den abzudichten nun mit allen Mitteln versucht werden soll. Bald ist der Einschuß dichtgeklebt, ein Dreieckriß von nur 15 cm, doch der Ausschuß muß wesentlich größer sein, verliert doch die Zelle merklich Gas, in zwei Stunden wird sie leer sein. An und für sich schadet der Verlust einer Zelle nichts, wenn man die nötige Tragkraftreserve noch hat, das heißt nicht zu hoch mit dem Schiffe hat angreifen müssen; die übrigen Zellen tragen noch genug. Eines Tages kam sogar ein Schiff mit fünf leergelaufenen Zellen wieder und wurde doch noch glatt nach Haus gebracht; eine hervorragende Leistung des Kommandanten und der Besatzung.

Das Unangenehmste beim Suchen in der Nacht ist, daß kein Licht gemacht werden darf, damit wir nicht von Vorpostenbooten oder draußen herumstreifenden leichten Streitkräften des Feindes noch überrascht werden. So geht alles in tiefster Dunkelheit vor sich. Endlich müssen wir es aufgeben. Das Loch ist zwar gefunden; es sitzt hoch oben nahe am First des Schiffes, aber es ist zu groß, um während der Fahrt geflickt zu werden. Das Gerippe und die Verspannungen halten den Verlust schon aus.

Links neben dem Schiff gleitet ein dunkler Schatten, einer der Kameraden, auch auf dem Rückmarsch. Mit einer kleinen Klapp-

laterne wird er angerufen und die Erlebnisse der Nacht ausgetauscht. Er ist stark von See-Fliegern verfolgt worden, konnte sich nur durch schnellstes Steigen retten, auch hat er gesehen, daß ein Luftschiff durch Brandgeschosse eines Landflugzeugs getroffen brennend abstürzte. Arme Kameraden!

Rechter Hand blinken freundlich wieder die Feuer der holländischen Küste, im Osten rötet sich der Himmel, die Sonne kommt wieder hoch. Wieder dasselbe prachtvoll farbenreiche Bild, wie gestern Abend!

Schon winkt in der Ferne die erste der deutschen Inseln. Jedesmal, wenn wir Borkum und damit die deutsche Grenze überflogen, fühlte ich mich wie neu geboren; nun erst wußte man, daß man auch sicher den Heimathafen wieder erreichen würde, lauerte doch oft noch dicht an der Grenze, in der Nähe der holländischen Inseln, der Feind uns auf mit Kreuzern und Landflugzeugen, die er von schnellen Kreuzern aufsteigen ließ, sobald er das Geräusch des sich nähernden Zeppelins hörte.

Es wird wärmer, die Aufhängungen der Gondeln schütteln ihre Eisstücke ab. Ab und zu wird eins vom Propeller gefaßt und durch die Hülle geschleudert, um dort an einem besonders hierfür angebrachten Eisschutz abzuprallen. Ohne diesen Segeltuchschutz würden die Eisstücke nicht nur in die Zellen Löcher schlagen, sondern sogar auf der anderen Seite des Schiffes wieder hinausfliegen und so das Schiff durch Leckschlagen der Zellen schwer gefährden.

In geringer Höhe gehts nun landeinwärts dem Hafen zu. Die Sauerstoffapparate, die wir beim Übersteigen von etwa 4000 m in Anspruch nehmen mußten, sind leer, Pelze und Lederhüllen, die wir während der Nacht noch übergezogen hatten, verschwinden, die Sonnenstrahlen wärmen wieder. Alles wird zur Landung vorbereitet, schon sind die Hallen in Sicht. Noch ein kurzes Abwiegen des Schiffes, das zur Landung nicht schwer sein darf. Fast der ganze Rest des Ballastes, den wir noch aufgespart hatten, geht über Bord. Unten stehen schon die Leute in zwei langen Reihen bereit, uns wahrzunehmen. Im großen Bogen über die kleine Landstadt, die noch schlafend daliegt, nur ab und zu öffnet sich ein Fenster und verschlafen sieht uns jemand nach, geht es nun gerade auf den aufgestellten Trupp zu. Langsam nähern wir uns schon dem Boden, als plötzlich die Abwärtsbewegung schneller und schneller wird, wir fallen durch, sind in eine warme Bodenschicht geraten. Ganz vorn und achtern werden die letzten „Hosen", Momentballastsäcke in Hosenform zu je 250 kg, geworfen, das Schiff fängt sich noch gerade rechtzeitig.

Da wir nicht das Glück haben, in einer Drehhalle zu liegen, die eine Einfahrt unabhängig von der Windrichtung gestattet, so ist das Einfahrmanöver schwierig, denn der Wind steht 4 Strich zur Halle. Das Schiff wird an die Halle gebracht und mit den vorderen

Katzen festgelegt. Zwei Aufholleinen werden geschoren, an denen je 100 Mann verteilt werden. Außer den schon beim Ausfahren benutzten Stroppen werden noch einige mehr angebracht und mit 500 Mann gelingt es langsam das Schiff in Hallenrichtung aufzuholen und allmählig einzufahren. Unglücklicherweise setzt noch eine Böe ein und drückt das Schiff nieder. Mit lautem Krachen brechen die Gondelstreben, doch es kommt wieder hoch und liegt nach wenigen Minuten glücklich in der Halle.

Die Hälfte unseres Gasvorrats ist durch die Höhe verbraucht, es muß nachgefüllt werden. Gas ist genügend auf dem Platze vorhanden, da die Gasanstalt in ihren Hochdruckbehältern für die Angriffperiode solche Mengen aufgespeichert hat, daß auch mehrere Tage hintereinander beide hier stationierten Schiffe Vorrat ergänzen können.

Sämtliche Gaszellen des Schiffs werden genau abgesucht auf Schußlöcher und sonstige Undichtigkeiten. Hierzu müssen die Segelmacher in dem engen Raum zwischen Hülle und Zellen auf den dünnen Trägern sich rund um das Schiff hindurchzwängen, eine schwierige, aber notwendige Arbeit, da der Gasverlust, oder das durch Undichtigkeiten sich verschlechternde Gas einen starken Tragkraftsverlust zur Folge hat.

Alle kleinen Löcher sind schnell gedichtet, die angeschossene Zelle wird außerhalb des Schiffes geflickt und neu gefüllt. Hierbei muß noch die ganze Besatzung in Anspruch genommen werden, eine Arbeit, der sich alle Leute gern unterziehen, gilt es doch schon den nächsten Tag wieder für einen Angriff klar zu sein.

Diesmal waren alle Arbeiten nur gering, an den Motoren waren keine Störungen zu beseitigen, auch hatten wir keinen erheblichen Regen bekommen, der ein langwieriges Trocknen und Lüften der Zellen erfordert hätte, da durch aufgesaugte Feuchtigkeit dem Schiff ein Tragkraftsverlust von mehreren tausend Kilo entstehen kann. Erst, nachdem alles wieder in Ordnung gebracht ist, kann die Besatzung der wohlverdienten Ruhe pflegen, während Kommandant und Wachoffizier über Karten und Papier sitzen und den Bericht machen, der möglichst noch mit der nächsten Post abgesandt werden soll!

Mit Stolz gedenken wir jener Zeiten. Jetzt dürfen wir durch den uns auferzwungenen Friedensvertrag keine Luftschiffe mehr beibehalten, nicht einmal für Friedenszwecke scheint der Feind uns Zeppeline erlauben zu wollen, weil er Angst hat, wir könnten eines Nachts mit den Zeppelinen seine Städte bombardieren! Aber hoffen wir, daß der Geist eines Grafen Zeppelin und eines Strasser nicht auch mit im Zusammenbruch untergegangen ist, daß uns wenigstens eine neue schöne Friedensluftschiffahrt aufblühen möge, dann haben diese Pioniere der Luftfahrt nicht umsonst ihr Bestes für ihre Idee hergegeben!

Die 43. Reserve-Division am „Toten Mann", 21. Mai 1916.

Von Hauptmann Felix v. Frantzius im Reichswehr-Schützen-Regiment Nr. 18, damals Hauptmann und Führer des III. Batls. Res.-Inf.-Regts. Nr. 201.

„Auf den Süd- und Südwesthängen des Toten Mannes wurden nach geschickter Artillerievorbereitung unsere Linien vorgeschoben. 31 Offiziere, 1315 Mann wurden als Gefangene eingebracht, 16 M.G. und 8 Geschütze sind außer anderem Material erbeutet. Ein feindlicher Gegenstoß blieb ergebnislos."

Wer in der Heimat mag beim Lesen dieses nüchternen Heeresberichts vom 21. Mai 1916 etwas anderes empfunden haben als vielleicht Freude über den neuen deutschen Erfolg, an etwas anderes gedacht haben als an die Verluste, die dieser Angriff gekostet haben mag und auf etwas anderes gehofft haben als auf ein weiteres Fortschreiten auf diesem Wege zum siegreichen Ende! Wem mag vor die Seele getreten sein das volle, mannigfaltige Bild aller der Kräfte und Leidenschaften, die zu diesem Siege zusammenwirkten: restlose Hingabe jedes Einzelnen, todesmutiger Heldensinn der Stürmenden, ruhiges Ertragen aller Entbehrungen und Anstrengungen, Überwinden von Schrecken und Trauer, treue Pflichterfüllung bis ins Kleinste und heilige Vaterlandsliebe bis in den Tod, feine Vorbereitungsarbeit Tage und Nächte hindurch, gewissenhafte Ausarbeitung aller Maßnahmen vom entscheidenden taktischen Entschluß bis hinab zur Ausstattung mit Drahtschere und Selterflasche — und Treue und Vertrauen vom Führer zum Mann und vom Mann zum Führer.

Seit Mitte April lag unsere Division in den erst jüngst gewonnenen Stellungen am Toten Mann, wenn man der dürftigen Grabenanlage überhaupt den Namen „Stellung" zuerkennen will. Ein einfacher Graben, nur manchmal mit einer Sappe, ganz selten mit vorgeschobenen Grabenstückchen versehen, schlängelte sich am Nordrand des Höhenzuges „Toter Mann" entlang nahe den französischen Stellungen, die den Südrand säumten. Das Drahthindernis vor der Front war durch gelegentliche spanische Reiter angedeutet; Deckung gegen das oft mörderische feindliche Artilleriefeuer boten kleine Erdhöhlen in der vorderen Grabenwand. Ganz seltene Stollenanlagen konnten nur Wenigen Schutz gewähren.

Das Schlimmste aber waren die Anmarschwege. Im Norden begrenzte der Forgesbach und die ihn streckenweise begleitenden sumpfigen Wiesen den Toten Mann. Die wenigen Übergangsmöglichkeiten kennt der Franzose und belegt sie planmäßig mit schweren Feuerüberfällen. Da heißt es dann im Marsch-Marsch in der schweren Graben-Ausrüstung oder mit Drahtrollen und spanischen Reitern, mit Munition oder sonstigem Material oder mit den Verwundeten auf der Trage oder in der Zeltbahn, rasch Deckung suchend, in den nächsten Granattrichter springen oder den glitscherig-sumpfigen Fußpfad hinab und hinauf, und über den schwankenden Steg hinwegzueilen, mitunter noch unter dem lästigen Schutz der aufgesetzten Gasmaske. Hut ab vor den Meldern, die oft mehrere Male bei Tag und bei Nacht diesen Höllensumpf des Forgesbaches in todesmutiger Unerschrockenheit überwanden, vor den Fernsprechmannschaften, die in eiserner Pflichttreue wieder und wieder den zerschossenen Telephondraht flickten und vor den Krankenträgern und Hilfskrankenträgern (Regimentsmusiken), die allnächtlich den schweren Gang nach vorn antraten, um ihren verwundeten Kameraden zu helfen und sie zu den Hauptverbandplätzen zurückzutragen.

Wohl einen Jeden packte hier einmal das Verlangen aus dieser Windecke herauszukommen. Da tauchten Anfang Mai zum erstenmal Gerüchte auf, daß durch einen großangelegten Angriff der Tote Mann ganz in unsere Hand gebracht und damit unsere Stellung ganz wesentlich verbessert werden sollte. Mit Freuden wurden sie geglaubt und verbreitet. Auch die letzten Zweifel schwanden, als die zum Sturm bestimmten Bataillone zurückgezogen und für den Angriff besonders vorbereitet wurden. Da lernten wir über Drahthindernisse, die unseren kleineren Unternehmungen nur zu oft vor den französischen Stellungen ein Halt geboten hatten, hinweggehen, bis Drahthindernisse keine Hindernisse mehr für uns waren. Da wurden Handgranaten geworfen, Flammenwerfer eingeübt und vorgeführt, der Angriff selbst mit Führern und Unterführern bis ins Kleinste besprochen und festgelegt. Die Artillerie schoß sich ein und versah sich mit Munition aller Art, die in Stellung befindlichen Bataillone schanzten und schanzten und schufen Bereitstellungsgräben, Deckungen, Annäherungswege; selbst eine Teeküche wurde auf dem Nordhang des Toten Mannes eingebaut, um später den Stürmenden rechtzeitig Erfrischung nachschicken zu können.

Der letzte Tag der Ruhe kommt, der letzte Tag vor dem Einrücken in die Stellung, vor dem Sturm, für manchen der letzte Tag seines jungen Lebens. Das III. Bataillon des Reserve-Infanterie-Regiments 201 hat es sich nicht nehmen lassen, in feierlichem Gottesdienst und in gemeinsamem Gebet die Waffen weihen zu lassen. Der ernsten Feier folgt ein fröhlicher Ausmarsch: Die Regiments-Musik begleitet die einzelnen Kompagnien auf ihrem Wege in die Stellung und trägt zu der zuversichtlichen Siegesstimmung bei. Endlich ist alles

vorn, glücklicherweise sind keine Verluste eingetreten. Es beginnt das Artillerie-Konzert.

Stundenlang schleudern unsere Kanonen ihre verderbenbringenden Geschosse auf die feindlichen Stellungen. Man kann nichts sehen, alles liegt in Rauch und Staub gehüllt. Eine kurze Atempause, und erneut bricht der Orkan los. In immer schnellerer Reihenfolge folgt Schuß auf Schuß, immer dichter rückt die an den rückwärtigen feindlichen Stellungen begonnene Feuerwalze zu uns heran, um den feindlichen Verteidigern, nachdem ihnen die rückwärtigen Unterschlüpfe zerschlagen sind, vorn den Garaus zu machen, dann schlagartig zurückzuspringen und den Stürmenden freie Bahn zu lassen. Inzwischen ist bei uns alles nach vorn aufgeschlossen, die Stäbe sind vorgeeilt, alles steht bereit; da! 3 Uhr nachmittags schlägt die erlösende Stunde. Die ersten Wellen springen auf und stürzen sich auf die feindlichen Stellungen, die anderen Wellen folgen dicht auf. Nicht überall geht es glatt vorwärts. Auf der eigentlichen Kuppe des Toten Mannes ist der vorderste feindliche Graben von unserem Artillerie-Feuer nicht gefaßt worden. Der Franzose hat sich dorthin geflüchtet und empfängt dichtgedrängt unsere Stürmer mit verheerendem Feuer. Gleichzeitig explodiert hier ein Flammenwerfer durch eine feindliche Handgranate; mit schweren Brandwunden bricht der Träger zusammen, Qualm und Rauch schlagen zu uns zurück. Es stockt. Rasch heißt es hier den feindlichen Widerstand brechen, daß er nicht erst neue Kraft und neuen Mut findet. Ein Kompagnieführer erbittet die Erlaubnis, seine Kompagnie in die Sturmausgangstellung zurücknehmen und von dort neu ansetzen zu dürfen. Er will gewissermaßen neuen Anlauf nehmen. Aber Eile tut not. Es wird ihm abgeschlagen. Denn schon ist ein Reserveflammenwerfer vorgeholt und angesetzt, seine Wirkung soll ausgenutzt werden. Es braucht nicht erst befohlen zu werden: Kaum sehen unsere Leute den Feuerstrahl hinüberdringen, als sie sich von selbst mit neuem Hurra auf den Franzosen stürzen. Er erschrickt, hebt die Hände und ergibt sich. Hunderte strömen entwaffnet zu uns herüber, der gefährliche Widerstand ist siegreich gebrochen. Nun gibt es kein Halten mehr. Rastlos geht es weiter, weiter bis zur befohlenen Linie am Südabhang. Wenige Teile, die darüber hinausprellen, können rechtzeitig angehalten werden, daß sie nicht in unser eigenes Gas hineinlaufen, mit dem wir die französischen rückwärtigen Stellungen bedacht haben.

Das Ziel ist erreicht, schwere Arbeit ist geleistet. Aber noch heißt es nicht ruhen. Das Gewonnene muß gehalten werden. Schnell ordnen die Führer die durcheinander gekommenen Abteilungen; neue Verbände werden geschaffen. Dann heißt es: „Spaten heraus", „Eingraben". Es gilt das Leben. Denn bald werden die ersten feindlichen Granaten uns die Unzufriedenheit der Franzosen mit unserem Vorgehen zum Ausdruck bringen wollen. Dann werden sie vielleicht bald selbst kommen, um uns den Toten Mann wieder zu

entreißen. Aber sie sollen uns gerüstet finden. Die bald hereinbrechende Dunkelheit ist uns günstig — die Angriffszeit war also gut gewählt —. Der Franzose weiß noch nicht, wo wir sind, und wenn er uns morgen früh, wenn es wieder hell wird, sucht, dann sind wir längst tief in der Erde. Mit bewundernswerter Schnelligkeit werden die Granattrichter ausgebaut, vertieft und miteinander verbunden und schon vor Mitternacht ist ein mannstiefer Graben fertig. So ist wenigstens etwas Deckung vorhanden, als der Franzose am nächsten Morgen seine Geschosse auf den Südabhang des Toten Mannes niederprasseln läßt und durch seine Flieger uns aufstöbern will. Noch immer kann er es sich nicht denken, daß wir nicht einfach in seine alten Gräben gezogen sind. So belohnt sich unsere Mehrarbeit, auf der die Führer bestanden, als eine neue Stellung weiter vorwärts ausgehoben werden mußte. Denn das Hauptfeuer der feindlichen Artillerie vereinigt sich immer wieder auf der alten französischen Stellung und wir bekommen nur die Spritzer ab — freilich leider noch immer zu viele. Auch die infanteristischen Angriffe des Feindes sind erfolglos und matt, viel Reserven scheint er nicht mehr zu haben, auch scheinen sie unsere nähere Bekanntschaft seit gestern zu scheuen und das Zeichen, daß wir noch da sind, bringt sie frühzeitig zur Umkehr. So kann, was am 21. Mai genommen ward, am 22. abends der ablösenden Truppe als fester Besitz übergeben werden und als Sieger verlassen die Stürmer vom Toten Mann am 23. früh das Schlachtfeld.

„Auf den Süd- und Südwesthängen des Toten Mannes wurden nach geschickter Artillerie-Vorbereitung unsere Linien vorgeschoben." Noch einmal soll der Heeresbericht an unser Ohr klingen. Aus der altpreußischen Einfachheit, die nur die Tatsache des Erfolges bucht, tönt aber jetzt auch all das Heldentum, aller Fleiß und alle Arbeit, Mut und Tapferkeit, Treue und Vaterlandsliebe heraus, die unsere tapferen Truppen — Führer und Mann — in dem ungeheuren Ringen des Weltkrieges zu ihren unvergleichlichen Erfolgen befähigt haben.



Die Seeschlacht vor dem Skagerrak am 31. Mai 1916.

Von Korvettenkapitän Richard Foerster von der Admiralität, damals I. Artillerie-Offizier S. M. S. „Seydlitz".

Wir waren stolz auf unser Schiff, S. M. S. „Seydlitz", alle vom Kommandanten bis zum jüngsten Rekruten. Am 23. Mai 1913 hatten wir es in Kiel unter dem Kommando des Kapitäns zur See Moritz von Egidy in Dienst gestellt, damals das größte und schönste Schiff der deutschen Flotte. Die Besatzung des außer Dienst gestellten Panzerkreuzers „York" wurde durch Rekruten und Berufspersonal auf die für den mehr als doppelt so großen Panzerkreuzer „Seydlitz" erforderliche Zahl ergänzt, und nach kurzer Zeit angestrengtester Erprobungs- und Exerzierarbeit konnte das in allen Teilen vorzüglich gebaute und glänzend arbeitende Schiff im Sommer 1913 als gefechtsbereit dem Verbande der Hochseeflotte zugeführt werden.

Wir waren stolz auf unser Schiff, weil wir Flaggschiff des Befehlshabers der Aufklärungsschiffe, des Admirals Hipper, waren. An dem hintersten Geschützturm glänzten in goldenen Buchstaben weithin sichtbar die Worte: „Allen voran"; sie sollten ein Ansporn sein für die Besatzung, das höchste und beste zu leisten, in Frieden und Krieg, sie sollten aber auch sagen, daß es für das Schiff im Kampfe gelte, allen voran an den Feind zu gehen, an der Spitze der gesamten Hochseeflotte.

Und wir waren stolz auf unser Schiff, weil wir bald mit ihm im Gefecht gewesen waren und seinen Wert erkannt hatten. Zweimal hatten wir die englische Küste aufgesucht und die Besatzungen der Küstenbefestigungen überrascht; besonders am 16. Dezember 1914 hatten wir ihnen arg zu schaffen gemacht. Und am 24. Januar 1915 hatten wir zum ersten Mal mit unserem eigentlichsten Gegner, den englischen Schlachtkreuzern, die Klinge gekreuzt.

Ende Mai 1916 lagen wir auf Vorposten auf der Schilligreede: der Admiral hatte sich auf „Lützow" für längerer Zeit eingerichtet und hatte auch wohl die Absicht, dieses neuere und im Bezug auf seine Armierung stärkere Schiff zu seinem Flaggschiff zu machen.

Am 30. Mai entwickelte sich auf Schilligreede eine lebhafte Tätigkeit; im Laufe des Tages kam ein Schiff nach dem andern, eine Torpedobootsflotille nach der andern auf die Reede, und am

Abend war die gesamte deutsche Hochseeflotte dort versammelt, ein stolzer Anblick, die fünf Schlachtkreuzer, die drei Linienschiffsgeschwader, die vielen schlanken Kleinen Kreuzer und die Unzahl von Torpedobooten, alles in emsiger Bereitschaft, aus allen Schornsteinen qualmte der Rauch, das Zeichen für „Dampf auf in allen Kesseln!" Da wußte jeder: „Heute ist was los; es ist eine dicke Sache geplant." Was los war und sein sollte, das wußten zwar nur wenige, denn nach den Erfahrungen, die wir bis dahin gemacht hatten, mußten die Pläne etwaiger Operationen streng geheim gehalten werden, selbst die Kommandanten der Schiffe erfuhren sie erst beim Auslaufen zu der Unternehmung.

Um 3 Uhr nachts lichteten wir Panzerkreuzer als erste die Anker und gingen in See; die übrigen Verbände folgten in großen Abständen. In dieser Nacht konnte ich meinen Leuten sagen: „Heute gehts zu einer großen Unternehmung. Wir sollen bis ins Kattegat vorstoßen und dort den englisch-schwedischen Handel stören. Wenn wir dabei sind, werden sicher in der Nähe stehende feindliche Streitkräfte alarmiert werden und dorthin gehen; dann werden wir mit unserer ganzen Hochseeflotte dazwischen hauen und dann gnad' ihnen Gott." Das konnten sie alle verstehen, und in Erwartung, Hoffnung und Begeisterung ging es an die Geschütze.

Der 31. Mai war klar und schön. Es wehte eine frische Brise aus Nordwest, die leider die Verwendung unserer Luftschiffe als Aufklärer unmöglich machte. Aber unser Flottenchef, Admiral Scheer, wollte nicht noch länger auf Luftschiffwetter warten, er wollte „raus und ran". So fuhren wir am 31. Mai, gesichert durch unsere kleinen Kreuzer und Torpedoboote, nach Norden. Es wurde Nachmittag, ohne daß wir irgend etwas vom Feinde sahen, und die Zuversicht, daß es diesmal wirklich etwas würde, fing schon wieder an zu wanken. Ich saß kurz vor 4 Uhr mit meiner Steuerbordwache in der Messe, und wir sprachen über die Möglichkeit, daß wir nun doch wohl wieder Kehrt machen und unverrichteter Sache nach Hause fahren würden. Da rasselte plötzlich unsere Rudermaschine auffällig hastig und andauernd unter uns; das hieß, es wurde schnell hart Ruder gelegt, es mußte also irgend etwas besonderes geschehen sein. Ich lief an Deck und sah, daß die Panzerkreuzer nach Backbord abgedreht hatten und mit äußerster Kraft nach Nordwest liefen. Da mußte also etwas gesichtet oder gemeldet sein. Mit Windeseile ging es auf die Kommandobrücke; auf dem Wege dorthin klang mir auch schon das Signal von Trommel und Horn entgegen: „Klar Schiff zum Gefecht." Im Nu war alles in Bewegung und in wenigen Sekunden liefen die telephonischen Meldungen von allen Stellen im Artilleriekommandostand ein:

„Turm A (Anna) ist klar"; „Backbordkasematte ist klar"; „Munitionstransport ist klar"; „Gefechtsreparaturstellen sind klar"; „Turm C (Cäsar) ist klar" usw.

Gleich darauf konnte ich dem Kommandanten die gesamte Artillerie „Klar zum Gefecht" melden. Der Kommandant besprach nun mit den älteren Offizieren die Lage nach den eingegangenen Funksprüchen: Die Kleinen Kreuzer waren auf feindliche Kleine Kreuzer gestoßen, es hatte sich ein Gefecht zwischen ihnen entwickelt; wir liefen jetzt dorthin, um einzugreifen. Von schweren englischen Streitkräften sei noch nichts gemeldet, aber es sei wahrscheinlich, daß sie hinter den englischen leichten Streitkräften im Anmarsch seien. Ich ging auf meinen Posten im Artilleriekommandostand, um mich von dem guten Arbeiten des ganzen komplizierten Artilleriebefehlsapparates zu überzeugen. Es klappte alles: In technischer Beziehung hatte der Artilleriemechaniker Nagel durch unermüdliche Arbeit dafür gesorgt, daß die unzähligen Apparate und Apparätchen ihre Nücken und Tücken allmählich aufgegeben hatten und zuverlässig arbeiteten, in militärischer Beziehung lag das für die Verwendung der Artilleriewaffe so überaus wichtige Befehlsübermittlungspersonal bei dem Oberleutnant zur See Harry Häbler in den besten Händen. Er saß mitten, unten im Schiff in der Artilleriezentrale, und hatte von dort aus nach allen Artilleriegefechtsstationen telegraphische, telephonische und Sprachrohrverbindung. Ich übermittelte ihm vom Kommandostand aus durch Kopftelephon alle meine Befehle und Anordnungen und hatte die Gewißheit, daß sie richtig verstanden und ausgeführt wurden; wir waren durch tägliche Übungen glänzend aufeinander eingespielt.

Inzwischen waren wir mit brausender Fahrt immer näher an die feindlichen Streitkräfte herangekommen und sichteten nun, bei dem klaren Wetter auf noch nicht meßbare Entfernung, mehrere feindliche Großkampfschiffe. Jetzt also war es doch Wirklichkeit geworden, wir sollten uns wieder mit ihnen messen können. Bald erkannten wir alte Bekannte von der Doggerbank: „Lion", „Princeß Royal" usw. Auch „Tiger" schien, nach der uns wohlbekannten Silhouette, dabei zu sein. Sollten wir uns wirklich getäuscht haben, damals im Gefecht am 24. Januar 1915, sollte der „Tiger" noch leben? Doch zu Erwägungen war jetzt keine Zeit, mit jeder Minute kamen wir einander schnell näher, da hieß es, die Nerven anspannen in dem einen Gedanken und zu dem einen Ziel: Den Gegner vernichten.

Als wir in günstiger Stellung zum Feinde waren, drehten wir nach Süden ab, um die feindlichen Schlachtkreuzer im laufenden Gefecht auf parallelen Kursen auf unser im Anmarsch befindliches Gros zu ziehen. Hinter den englischen Panzerkreuzern bemerkten wir Linienschiffe, die wir als Schiffe der „Malaya"-Klasse ausmachten; wir mußten also von vornherein mit einer doppelten Übermacht rechnen. Auf dem südlichen Kurse kamen sich beide Panzerkreuzerlinien immer näher. Mein Entfernungsmesser meldete laufend die gemessenen Entfernungen, 200 hm, 190 hm, 180 hm,

170 hm, 160 hm; na, will denn keiner Feuer eröffnen? Von unserer Seite aus konnte ich es ja verstehen, denn uns lag daran, möglichst nahe an den Gegner heranzukommen, da dann die Wirkung unserer Geschosse auf den verhältnismäßig schwachen Panzer der englischen Schiffe sicherer war, aber der Engländer war doch bisher nicht so zurückhaltend!

150 hm — Signal vom Flaggschiff: „Feuer eröffnen!" Noch ein „Drauf Seydlitz!", die Schlachtparole des alten Reitergenerals, die auch wir zu unserer Schlachtparole gemacht hatten, dann das Kommando „Salve feuern", und „rumms" sausen unsere 28 cm-Granaten mit einem Ruck zugleich aus den Rohren.

Unser Ziel war, der taktischen Stellung in der eigenen Linie entsprechend, das dritte Schiff der feindlichen Linie, das ich als die „Queen Mary" erkannte. Sie war sozusagen unser englisches Schwesterschiff: Zur selben Zeit gebaut, fast an demselben Tage in Dienst gestellt, ungefähr gleich groß, und der Stolz der englischen Flotte.

Unmittelbar, nachdem wir unsere erste Salve gefeuert hatten, sah ich auch bei unsern Gegnern das Aufblitzen des Mündungsfeuers, und kurz darauf kamen denn auch die ersten freundlichen Grüße bei uns an. Und nun ging das Toben der Schlacht los, ein ohrenbetäubender Lärm, das Donnern des eigenen Geschützfeuers und das der übrigen Schiffe der eigenen Linie, vermischt mit dem Krachen der um uns herum im Wasser zerberstenden Granaten. Das Meer schien in weitem Umkreise zu kochen, die Oberfläche war aufgewühlt von dem Einschlagen der unzähligen Granatsplitter, hin und wieder stieg eine turmhohe Wassersäule, durch ein detonierendes schweres Geschoß aufgeworfen, senkrecht empor. Wir hatten unsern Gegner, die „Queen Mary", schnell in der Gabel, d. h. eine Salve weit, die nächste Salve kurz, und hielten sie nun in schnellem Salvenfeuer fest. Da, etwa 10 Minuten nach dem Eröffnen des Feuers, meldet mir Häbler durchs Telephon: „Turm Cäsar gibt keine Antwort, aus den Sprachrohren von Turm Cäsar dringt Rauch in die Artilleriezentrale." Das war wörtlich genau dieselbe Meldung, wie ich sie am 24. Januar auf der Doggerbank bekommen hatte, auch gleich nach Beginn des Gefechts. Ich wußte also, was diese Meldung zu bedeuten hatte. Die Kartuschen waren in Brand geraten, der Turm war außer Gefecht gesetzt.

Fast mechanisch gab ich den Befehl: „Kammern Turm C fluten", das heißt unter Wasser setzen, dann ging das Schießen weiter. Die Salven saßen gut, wenn auch auf die Riesenentfernung — 130 bis 140 hm (also 13—14 km) die Wirkung von Treffern im einzelnen nicht zu erkennen war. Plötzlich sehe ich auf unserm Gegner im Achterschiff eine Stichflamme auflodern, sie wächst zusehends, und nun bietet sich dem Auge ein Schauspiel, wie es wohl erschütternder nicht gedacht werden kann. In einer ungeheuren

Rauchwolke scheint sich das Schiff aus dem Wasser zu heben, es zerbricht in der Mitte, Teile fliegen umher, das ganze Bild ist eingerahmt von einem blauroten Feuerschein. In meinem Gefechtsprotokoll finde ich verzeichnet: „6[22] Uhr unser Gegner fliegt in die Luft Richtung 88°, 130 hm." Einen Augenblick stockt der Betrieb, überallhin im Schiff geht durch Telephone und Sprachrohre die Meldung „Unser Gegner fliegt in die Luft"; „Drauf Seydlitz" ist die Anwort, und mit doppelter Begeisterung gehts an die Arbeit. „Zielwechsel rechts auf das nächste Schiff der feindlichen Linie", kommandiere ich, und der Zweikampf geht mit dem neuen Gegner weiter.

Gegen 6[30] Uhr durchbrechen die englischen Zerstörer ihre Linien und brausen zum Angriff auf uns los; da kriegte der zweite Artillerieoffizier Axel Löwe was zu tun für seine Mittelartillerie, und die sinkenden und angeschossenen Zerstörer werden manche Seydlitz-Granate geschluckt haben. Als Quittung auf den englischen Zerstörerangriff setzten wir einen Angriff unserer Torpedoboote; das war eine wilde Schlacht der Boote zwischen den beiden Kreuzerlinien, ein wunderbar schönes Bild einer modernen Seeschlacht. Doch für Betrachtungen wird einem im Gefecht keine Zeit gelassen; plötzlich gibt es einen Riesenknall in unmittelbarer Nähe des Kommandoturms, ich fliege hoch, stoße mit dem Kopf oben irgendwo gegen, mir erscheint es rot vor den Augen; das Schiff legt sich hart nach einer Seite über und richtet sich nur langsam wieder auf. Was war da nur passiert? Ich glaubte zunächst, eine schwere Granate hätte den Kommandostand getroffen und mußte an die Hammel denken, die wir im Frieden bei unseren Schießversuchen gegen Kommandostände an den wichtigsten Stellen der Stände, das heißt an den Plätzen der leitenden Offiziere unterzubringen pflegten. In den Berichten über das Ergebnis der Versuche hieß es meistens: „Beschädigungen so und so, der Hammel lebt". Wir lebten auch, dieses tröstliche Gefühl hatte ich, aber ich fürchtete, meinen Augen sei etwas passiert, denn ich hatte einen scharfen Stoß in die Gegend der Augen bekommen. Ich überzeugte mich mit einem Blick durchs Beobachtungsglas, daß beide Augen in Ordnung waren, der rote Schimmer stammte von Blut, das aus einer Stirnwunde gerade über das Auge lief. Es konnte also weitergehen. Die englischen Linienschiffe waren inzwischen so nahe herangekommen, daß sie in das Gefecht eingreifen konnten; die ersten 38 cm-Geschosse dieser Schiffe sausten auf uns hernieder, wir lagen im konzentrierten Feuer der doppelten Anzahl Schiffe mit erheblich schwererer Artillerie, es fing an, ungemütlich zu werden. Da kam im Süden eine schnurgerade Linie großer Schiffe in Sicht, unser Gros, das mit äußerster Kraft zum Eingreifen in den Kampf herandampfte. Dieser Anblick veranlaßte den englischen Führer, seinen Verband nach Norden herumzuwerfen. Wir drehten vor die Spitze unseres Gros und setzten das Gefecht auf nördlichem Kurse fort.

Wie ich später erfuhr, war die Ursache des Krachs ein Torpedotreffer in unser Vorschiff gewesen; er hatte uns nicht viel geschadet, nur die äußere Bordwand war durchschlagen, die innere Wand, das sogenannte Torpedoschott, hatte die Wirkung nach dem Schiffsinnern zu abgehalten, so daß kein Wasser eindrang; unsere Gefechtsfähigkeit wurde nicht im geringsten beeinträchtigt.

Der Rest der englischen Schlachtkreuzer — von sechs waren zwei, „Queen Mary" und „Indefatigable", letztere durch das von Korvettenkapitän Mahrholz geleitete Feuer S. M. S. „von der Tann", vernichtet — lief zunächst mit äußerster, leider uns überlegener Geschwindigkeit nach Norden und war um 7 Uhr außerhalb des Bereichs unserer Geschütze. Sie haben erst später wieder in das Gefecht eingegriffen.

7 Uhr: „Gefechtspause, Verwundetentransport." Durch den Pulverdampf der Hunderte von feuernden Geschützen und durch den Schornsteinqualm der dauernd mit äußerster Kraft fahrenden Schiffe und Torpedoboote war die Luft in dem von den kämpfenden Linien passierten Gebiet völlig trübe, fast neblig geworden, so daß sich die Gegner auf dem nördlichen Kurse, der in dieses verqualmte Gebiet führte, sehr bald aus Sicht verloren. Die Kampfpause wurde dazu benutzt, die Verwundeten auf die Verbandsplätze zu bringen, die Gefechtsstationen aufzuräumen und etwaige größere Gefechtsstörungen zu beseitigen. Bei mir als Leiter der Artillerie liefen die Meldungen über Vorkommnisse auf den Artilleriestationen, über den Gefechtszustand der Waffen und den Munitionsbestand ein. Daß Turm C ausgefallen war, wußte ich ja schon; ein geringer Trost lag in der Meldung, daß bei weitem nicht alle Bedienungsmannschaften gefallen waren. Wir hatten aus den Erfahrungen auf der Doggerbank gelernt, und die daraufhin angeordneten Schutzmaßnahmen hatten mehr als der Hälfte der Bedienung des Turmes C das Leben gerettet. Besonders gut hatten sich dabei die Gasschutzmasken bewährt, die gerade ein paar Tage vorher an Bord gegeben worden waren. Bis auf Turm C war die schwere Artillerie unbeschädigt. Von der Mittelartillerie wurde gemeldet: „Steuerbord VI. Kasematte ausgefallen, gesamte Bedienung tot bis auf den Pfarrer"; sonst war nirgends etwas im ganzen Schiff passiert.

Was war der Steuerbord VI. Kasematte zugestoßen? Während ich darüber nachdenke und durch telephonische Rückfragen Feststellungen machen lasse, kommen zwei vermummte Gestalten auf die Kommandobrücke, der Leutnant zur See Fließ, Kommandeur von Turm C, und der Pfarrer. Fließ war durch den Luftdruck des im Turm brennenden Pulvers mit einigen Leuten aus dem Turmluk hinaus an Deck geschleudert worden. Trotz schwerer Verbrennung — Kopf und Hände waren völlig verbrannt — war er in den hinteren Kommandostand geklettert und hatte sich dort dem Leiter der Torpedowaffe zur Verfügung gestellt. In der Gefechtspause hatte

er sich dann schnell verbinden lassen und war nun auf die Kommandobrücke geeilt, um Meldung über seinen Turm zu erstatten. Der arme Kerl sah furchtbar aus; sein Kopf glich einer großen Kegelkugel, an der sich in der Gegend des Mundes eine trompetenartige Öffnung befand, die Augen sahen nur noch durch dünne Schlitze. Aber er lebte, und hatte nur den einen Wunsch, weiter mitzuhelfen. In langer Lazarettbehandlung sind später seine Brandwunden wieder einigermaßen verheilt; von den Ohren ist nur noch die Hälfte übrig geblieben.

„Nun, Herr Pfarrer? Diesmal hat es Sie aber persönlich gepackt," wandte ich mich zu Fenger; der hatte auch um Kopf und Bein dicke Verbände. Wie es gekommen war konnte er natürlich nicht sagen: Sie hatten am Geschütz in Bereitschaft gestanden — er hatte als alter Feldartillerist auf seinen Wunsch eine Station am 15 cm-Geschütz bekommen — und hatten, da die Mittelartillerie auf die großen Entfernungen noch nicht mitschießen konnte, durch Zielfernrohre und Kasemattsehschlitze den Verlauf des Gefechts beobachtet. Plötzlich gibts einen Höllenbums, die Kasematte ist mit Rauch gefüllt, der Pfarrer fliegt, von irgendeiner Kraft unwirsch gestoßen, in großem Bogen durch den Raum und findet sich, als er wieder zu sich kommt, gerade vor der aufgesprungenen Ausgangstür. Mit Granatsplittern in Backe, Nacken und Bein läuft er auf den Gefechtsverbandsplatz und wird dort verarztet. Aber die Aufforderung, sich hinzulegen, lehnt er kategorisch ab, dazu war später Zeit, jetzt gab es Wichtigeres zu tun. Mit bewundernswerter Energie und unter Nichtachtung seiner eigenen Schmerzen hat er bis zur Beendigung der Schlacht geholfen, die Verwundeten zu verbinden, ihnen Trost zuzusprechen, und den Sterbenden den Tod zu erleichtern. Trotz seiner schweren Verwundung — er hat nachher wochenlang im Lazarett gelegen — hat er sich keine Ruhe gegönnt, auch nach der Schlacht, und als am Freitag den 2. Juni noch draußen in See ein Lazarettschiff längsseit kam, um die Verwundeten abzuholen, da ist er als Letzter von Bord gegangen, wobei er zu mir äußerte: „Es ist mir bitter schmerzlich, das Schiff zu verlassen, bevor es in Wilhelmshaven eingelaufen ist."

Nach fast eineinhalbstündigem Gefecht mit an Zahl und Kaliberstärke überlegenem Gegner: drei Treffer — und unsere anderen Panzerkreuzer hatten noch weniger — dagegen beim Feinde zwei Schiffe in die Luft geflogen, das war ein erhebendes und befriedigendes Ergebnis. Ich will hier nun nicht eine Schilderung des weiteren Verlaufs der Schlacht in ihren einzelnen Teilen geben; das würde nur eine Wiederholung schon vorhandener Beschreibungen der Skagerrakschlacht sein. Ich verweise hierbei den Leser in erster Linie auf das Buch des Korvetten-Kapitäns Georg von Hase: „Die zwei weißen Völker". Für mich handelt es sich darum, noch einige Bilder herauszugreifen aus dem Innenleben des Schiffes während

der Schlacht und an ihnen zu zeigen, in welchem Geiste selbstloser Aufopferung im Willen zum Siege jeder Einzelne damals seine Pflicht getan hat.

In dem sich aufklärenden Dunst kommen an Backbord Großkampfschiffe in Sicht, Schiffe der „Malaya"-Klasse mit 38 cm-Geschützen. Nach kurzer Kampfpause gehts wieder an die Geschütze; die Beleuchtung ist sehr ungünstig für uns geworden, die Umrisse der Schiffe sind gegen den sich allmählich verdunkelnden Osthimmel kaum zu erkennen, da feuern sie schon, man sieht vom Feind fast nur das Aufblitzen des Mündungsfeuers der Geschütze, obgleich die Entfernung jetzt erheblich geringer wird. Wir kriegen manche 38 cm-Granate aufgebrummt und können uns kaum wehren, weil wir nicht zielen und nicht beobachten können. Klatschend schlagen die schweren Geschosse dicht neben uns ins Wasser und überschütten das Schiff mit wahren Fontänen. Immer und immer wieder muß ich meinen Entfernungsmesser, den Obermatrosen Lange, aus dem Kommandostand herausschicken, um die Objektive der Meßinstrumente und Beobachtungsgläser abtrocknen zu lassen. Mit selbstverständlicher Ruhe klettert er, unbekümmert um die ringsherum pfeifenden und krachenden Geschosse, auf die Turmdecke und macht, für eine Zeit lang wenigstens, die Beobachtung möglich.

Eine 38 cm-Granate durchschlägt den Panzer der Backbord IV. Kasematte und detoniert im Raum; das Schiff zuckt und bebt unter dem gewaltigen Aufprallen des 20 Zentner schweren Geschosses, Decks und Wände zittern wie dünnes Blech. Am hinteren Schornstein ist eine Gruppe aus Turm C dabei, einen Brand zu löschen, der für das Zielen aus dem Turm lästig zu werden droht. Fähnrich z.S. Schmidt, Bootsmannsmaat d. R. Corinth und einige Matrosen laufen an Deck zur Kasematte, und versuchen von oben her, durch ein Kohlenmannloch, in die Kasematte vorzudringen, denn von innen hören sie Wimmern, Stöhnen und Hilferufe. Der Deckel des Mannloches ist zwar durch den Detonationsdruck aufgesprungen und fortgeschleudert; aber innen hat sich ein Blechfetzen quer vor die Öffnung geklemmt, sie kommen nicht durch. Die Klagerufe der verwundeten Kameraden lassen sie nicht ruhen; sie sehen über Bord, die Granate mußte doch irgendwo die Bordwand durchschlagen haben, vielleicht gings durch das Einschußloch. Fähnrich Schmidt und Matrose Neumann lassen sich, mit Gasmaske versehen und mit einer Handlaterne ausgerüstet, an der Bordwand herab, indem sie tastend an einem Bolzen oder Haken Halt suchen. Sie erreichen das Schußloch und kriechen in die dunkle Nacht hinein: Im matten Schein der Handlaterne bietet sich ihnen ein schauerliches Bild: Um das völlig zerstörte Geschütz herum liegen entsetzlich verstümmelte Leichen, die gesamte Geschützbedienung scheint durch die Wucht des detonierenden Geschosses augenblicklich getötet zu sein. Aber aus der Ecke hinter dem Geschütz klingt wieder das jämmerliche Stöh-

nen, dort liegen vier Leute, schwer verwundet, bewegungslos, von Granatsplittern zusammengeschleudert. So vorsichtig, wie Dunkelheit und Eile es zulassen, werden sie unter das Mannloch getragen, der Blechfetzen läßt sich von unten beiseite biegen, und mit einem Seil wird einer nach dem andern von den oben stehenden Leuten an Deck geholt und auf den Gefechtsverbandplatz gebracht.

Eine andere Granate zerreißt einen Teil des Torpedoschutznetzes, es besteht die Gefahr, daß das aufgerollte Netz herunterfällt und zu schweren Beschädigungen der Schrauben und damit des ganzen Schiffes führt. „Die Netzgruppe Backbord Außendeck!" Mitten im dicksten Gefecht klettern sie auf das gefährdete Netz, jeder Granatsplitter kann sie wegreißen, jeden Augenblick kann das Netz mit ihnen in die Tiefe stürzen. Keine Angst, wir haben das alte Netz schon so häufig gezurrt, im schweren Sturm bei Skagen, auf der Doggerbank, wir werden 's auch jetzt bändigen; und sie schaffen es, so schön, daß es später in der Werft kaum los zu kriegen ist.

Im Kohlenbunker arbeiten schwarze Gestalten; kaum Licht, kaum Luft ist in dem Raum, die sonst übliche Ablösung gibt es im Gefecht nicht, denn jeder Mann wird auf seiner Station dauernd gebraucht. Sie arbeiten im Schweiße ihres Angesichts, ein Kleidungsstück nach dem andern fliegt vom Leibe, die Kessel fressen unheimlich viel Kohlen, die müssen herangeschafft werden, da gibt es keine Müdigkeit, keine Erschöpfung. Sie sehen nichts von dem, was draußen vor sich geht, sie wissen nicht, wie es um das Schiff bestellt ist, sie hören nur ab und zu das Einschlagen der krachenden Granaten und sie fühlen, wenn sich das Schiff unter dem Anprall eines schweren Geschosses schüttelt. Aber sie sind frohen Mutes, sie singen und pfeifen, und mit einem kräftigen „Drauf Seydlitz!" fliegt eine Schaufel voll nach der andern in den nimmersatten Heizraum.

Es ist schon abends spät, die Schlacht tobt unaufhörlich seit fünf Stunden, noch ist die schwere Artillerie unversehrt bis auf den Turm C. Da gibt es einen gewaltigen Stoß im Turm B, die Mannschaft taumelt durcheinander, gleich darauf dringt gelber giftiger Qualm in den Turm. Das hatten wir besonders gut geübt; bei jeder Gefechtsbesichtigung wurden auf geheime Weisung des Besichtigenden an irgend welchen Stellen in der Nähe der Geschütze kleine Pulverkartuschen abgebrannt, die das Detonieren feindlicher Geschosse darstellen, und durch ihre Rauchentwicklung die Bedienungsmannschaften in Verlegenheit bringen sollten. Was bei einer Gefechtsbesichtigung klappt, klappt im Gefecht allemal. „Rauchgefahr Turm B, Turm verlassen," befiehlt der Turmkommandeur, Oberleutnant zur See Kienitz. Wie bei der Besichtigung gehts durch alle erdenkbaren Löcher — Einsteigeluken, Hülsenauswurföffnungen, Ansetzerlöcher — aus dem Turm heraus, in wenigen Sekunden steht die Bedienung angetreten an Deck. Von unten aus

dem Deck kommt dröhnend und zischend die Zugluft durch den Turm geblasen; der benachbarte Heizraum hat von seinem Luftüberdruck etwas abgegeben. Im Handumdrehen ist aller Giftstoff aus dem Turm entfernt und ebensoschnell wie raus gehts wieder rein in den Turm. Der Geschützführer vom rechten Turm ist tot, ein Panzerstück hat ihm die Brust eingedrückt. Aber sonst ist nur geringfügiger Schaden angerichtet, das Geschoß, das gegen die Stirnwand des Turms geschlagen ist, hat den Panzer nicht zu durchbohren vermocht, sondern hat ihn nur angeschlagen und ist dabei außerhalb des Turms zerschellt.

Gegen 1/211 Uhr wird es still um uns herum; unsere Torpedoboote hatten zu einem Massenangriff auf die feindliche Linie angesetzt, darauf war der Feind im Dunst und in der Dämmerung verschwunden. Ich klettere aus meinem Kommandostand heraus, in dem ich 7 Stunden lang in begreiflicherweise nicht allzu guter Luft zugebracht hatte, — wir waren 16 Mann in dem kleinen Raum — und atme tief die frische schöne Abendluft, da bietet sich mir auf der Steuerbordkommandobrücke ein trauriger, aber auch zugleich rührender Anblick: Begraben unter seinen toten Signalmaaten und -gasten liegt der Adjutant, Leutnant zur See Witting, seine Gefechtssignalkladde und das Geheimschlüsselbuch fest unter den Arm geklemmt. Er hatte mit seinen Leuten während der ganzen Schlacht auf freier Brücke neben dem Kommandostand gestanden, um die Signale vom Flaggschiff besser erkennen und richtig weitergeben zu können. Die letzte feindliche Granate war in unmittelbarer Nähe dieser Gruppe detoniert und hatte fürchterlich unter den armen Leuten gewirkt. Es bedurfte keiner großen Untersuchung, um festzustellen, daß alle, bis auf Witting, tot waren; sie waren grausig verstümmelt. Als ich daran ging, Witting aus seiner jämmerlichen Lage zu befreien, und auf die bereitstehende Transporthängematte zu legen — er hielt seine Bücher immer noch krampfhaft unter dem Arm, beide Hände waren zerfetzt, ein Bein zerschmettert —, da flüsterte er mir zu: „Erst die andern!"; in seiner hilflosen Lage trotz rasender Schmerzen, wollte er doch nicht, daß ihm vor den andern, seinem Signalpersonal, geholfen würde. Er ahnte nicht, daß er unter Leichen gelegen hatte, daß sie ihn vielleicht mit ihren Leibern vor dem sicheren Tode geschützt hatten.

Ich wandte mich ab; die Nerven mußten gespart werden, denn der Tanz war noch nicht zu Ende. Wenn wir auch den Kurs nach Süden gerichtet hatten, so kam doch noch ein wenn auch nicht allzu langer Nachtmarsch, dann rechneten wir aber bestimmt damit, daß wir unsere Gegner am nächsten Morgen noch außerhalb Horns Riff treffen würden, und da mußten wir zu neuem Kampfe gerüstet sein. Ich ging zum Kommandostande, um meine allgemeinen Anordnungen für die Nachtbereitschaft zu geben, als der Obermatrose Lange zu mir kommt und mich mit dem ernstesten Gesicht der Welt

fragt: „Darf ich Herrn Kapitän verbinden?" Ich sage: „Sehr gerne, aber wo?" Da meinte er: „Herr Kapitän haben ein großes Loch am Kopfe." Ein kleiner Spiegel, den er mir vorhielt, überraschte mich in der Tat, ich sah aus, als wenn ich einen Durchzieher von oben nach unten durch die linke Gesichtsseite bekommen hätte. Ich unterzog mich gern der Fürsorge des guten Lange, der nun mit Tupfer und frischem Wasser meine Wunde wusch; er wischte und wischte, und die Wunde flog davon, es blieb nur ein ungefähr 3 cm langer Spalt über dem linken Auge, aus dem sechs Stunden lang das Blut hemmungslos über meine Backe gerieselt und dort angetrocknet war; denn zum Abwischen, geschweige denn Verbinden, hatte ich bis dahin keine Zeit gehabt. Schön gereinigt und frisch verbunden labte ich mich dann an einem Schluck Wasser aus seinem Trinkbecher und einem Stückchen Kommißbrot, auf dessen Beschaffung er unter den obwaltenden Verhältnissen besonders stolz war.

Dann kam der Nachtmarsch: Es mußte mit Zerstörerangriffen gerechnet, also in erster Linie die Torpedobootsabwehrartillerie für die Nacht eingerichtet werden. Da ich selber auf der Kommandobrücke vollauf zu tun hatte, schickte ich meinen zweiten Artillerieoffizier zu einem Rundgang durch das Schiff, um mir über den Zustand der einzelnen Gefechtsstationen berichten zu lassen. Der Bericht fiel nicht gerade sehr erfreulich aus: Im letzten Teil der Schlacht hatten uns die feindlichen Geschosse doch übel mitgespielt, beim zweimaligen „Ran an den Feind", dem Stoß der Schlachtkreuzer mitten in das feindliche Gros hinein, waren die Granaten von allen Seiten auf uns hernieder gehagelt, und es schien eine Zeit, als wenn Treffer auf Treffer in unser Schiff sauste. Die Hälfte der Geschützrohre war beschädigt und nicht mehr verwendungsbereit, das Vorschiff hatte besonders stark gelitten, durch große Einschußlöcher dicht über und in der Wasserlinie war bedenklich viel Wasser in das Schiff eingedrungen, und bei der hohen Fahrt, die unser Verband lief, bestand die Gefahr, daß die vorderen wasserdichten Schotten den Druck nicht aushalten und das Wasser sich weiter nach hinten ausbreiten würde. Zwar dampfte das Schiff noch mit S. M. S. „Moltke" an der Spitze der Kiellinie der Geschwader; aber sehr bald konnten wir unsere Stellung im Verbande der fast völlig unversehrten Schiffe nicht mehr halten. Wir mußten die Fahrt mäßigen, und da unsere Funkentelegraphieanlage in der Schlacht zerstört war, wir uns also nicht bemerkbar machen konnten, verloren wir die Fühlung mit unserem Gros. Allein, schwer beschädigt, und in den Waffen erheblich geschwächt suchten wir unsern Weg durch die dunkle Nacht nach Hornsriff.

Um uns herum wurde es bald lebendig, Geschützdonner auf allen Seiten, Scheinwerferleuchten, Aufblitzen von Mündungsfeuern, brennende englische Schiffe, überall Nachtgefechte. Wir schienen mitten drin in der Hölle zu sein.

Vorn unter der Back bei uns war Feuer: Einer der letzten Treffer war in die Segelkoje geschlagen, wo große Vorräte an Hängematten, Decken, Segelleinen usw. verstaut waren. Das brannte nun lichterloh, und trotzdem die Leute unermüdlich mit Feuerlöschschläuchen und Wassereimern dagegen vorgingen, war der Brand nicht endgültig zu ersticken, immer wieder schlugen die Flammen hoch aus der Back empor. Umgeben von Feinden, in dunkler Nacht, war diese Leuchtfackel höchst unangenehm.

So fuhren wir eine Zeitlang mit lodernder Brandfackel durch die finstere Nacht. Und gerade in diesen kritischen Minuten kommt die Meldung vom hinteren Kommandostand: „Abgeblendete Fahrzeuge kommen Backbord achtern auf." Mit überlegener Geschwindigkeit waren sie bald querab von uns und wir erkannten in ihnen zu unserer grimmigen Überraschung englische Großkampfschiffe. Gegen den schon etwas dämmerig werdenden Morgenhimmel hoben sich die typischen Silhouetten deutlich ab. Da drehten wir schnell nach Steuerbord ab. Ob uns die Engländer überhaupt gesehen hatten? Ich glaube es beinahe nicht, die Verhältnisse lagen von ihrer Seite aus besonders ungünstig: Wir standen gegen den dunklen Westhimmel, der Wind wehte unseren Schornsteinqualm direkt auf sie zu und wirkte so gewissermaßen als Vorhang für uns, und schließlich, die Engländer haben keine Übung im Sehen bei Nacht.

Der Zustand unseres Schiffes wurde immer bedenklicher: In das Vorschiff drang von Stunde zu Stunde immer mehr Wasser, wir lagen vorn fast bis an den Rand im Wasser, und die Gefahr wurde immer größer, daß die vorderen Schotten brechen würden. Was haben unsere Leute des Lecksicherungsdienstes, unter Leitung des Korvettenkapitäns von Alvensleben und des Marineingenieurs der Res. Lucke, in dieser Nacht geschuftet! Man kann die unermüdliche, aufopfernde Tätigkeit jedes Einzelnen für das eine Ziel, das uns noch blieb, das Schiff in den Hafen zu bringen, nicht genug anerkennen. Besonderen Dank aber sind wir unserem Kommandanten schuldig, der durch seine ruhigen, bestimmten Anordnungen und sein glänzendes Beispiel alle Angehörigen des Schiffes die Strapazen der Schlacht und die begreifliche Müdigkeit vergessen machte und zu immer neuen Leistungen anspornte. Wir alle wollten unser schwer beschädigtes Schiff nach Hause bringen, koste es, was es wolle; und es gab noch manches Hindernis zu überwinden.

In der Schlacht waren fast alle unsere navigatorischen Hilfsmittel zerstört, wir hatten schon seit geraumer Zeit keine funkentelegraphische Verbindung mehr, die Antennen waren zerschossen; unsere Schiffsortbestimmung war nur ungenau, da wir während der Schlacht unzählige Kringel und Kreise gemacht und häufig die Fahrtgeschwindigkeit gewechselt hatten. Wo würden wir uns wohl bei Hellwerden wiederfinden? Ob wir wohl das ersehnte Hornsriff-Feuerschiff in Sicht bekommen werden? Und werden nicht die

Engländer zwischen uns und unserer eigenen Flotte stehen, und uns armen, fast wehrlosen Schlachtenbummler abwürgen?

Es wird hell, ein schöner klarer Junimorgen; ringsum nichts zu sehen, weder Feuerschiffe, noch eigene Schiffe noch der Feind. Wir laufen soviel Fahrt, wie wir in unserem gebrechlichem Zustande eben vertragen können.

Dem Funkentelegraphieoffizier war es in den Morgenstunden gelungen, eine Reserve-Funkentelegraphie-Anlage betriebsklar auszubringen, und so konnten wir wieder mit der Außenwelt in Verbindung treten. Wir erfuhren nur wenig: Die Flotte war vor uns und lief ein, ein Luftschiff hatte feindliche Linienschiffe nördlich Helgolands gemeldet. Aber wir konnten nun doch von uns ein Lebenszeichen geben und vor allem um Unterstützung für unsere weitere Rückfahrt bitten. Da der Feind nicht in Sicht, waren „Pillau" und einige andere Torpedoboote ausreichend; sie wurden zu uns geschickt und führten und begleiteten uns von nun ab getreulich.

Es ging immer langsamer, in der Amrumbank-Passage liefen wir schließlich in 15 m Wassertiefe auf Grund. Was nun? Sitzenbleiben?, beileibe nicht, wir wollten ja nach Hause. Zurück, und in tiefem Wasser bei Helgoland durch? Da konnten uns englische U-Boote, bei unserer geringen Fahrtgeschwindigkeit und Unbeholfenheit die Rückfahrt erst recht versalzen; den Gefallen wollten wir ihnen doch lieber nicht tun. Also mit allen Mitteln versuchen, los und weiterzukommen. „Pillau" kommt ganz nahe an uns heran, läßt ein Boot zu Wasser und gibt damit das Ende einer dicken Stahlleine zu uns an Bord, um uns ins Schlepp zu nehmen. Die Leine wird befestigt, „Pillau" schleppt an, die armdicke Trosse streckt sich schnurgerade und — bing — zerreißt wie ein Zwirnsfaden; klatschend schlagen die Enden ins Wasser. Ein zweiter Versuch hat dasselbe Ergebnis, das Schleppen wird aufgegeben. Wie, wenn wir mal rückwärts versuchten? Maschinen und Ruder waren völlig unverletzt und betriebsklar, hinten hatte das Schiff erheblich geringeren Tiefgang. Also Kehrt gemacht und rückwärts versucht; und siehe da, langsam aber stetig hüpften wir über den Sandboden der Amrumbank weg und sind wieder einen Schritt weiter. Da kommen Torpedoboote von See aus hinter uns her, sie werden als eigene Boote erkannt. Wie sie sich nähern, sehen wir an Deck dicht gedrängt Hunderte von Leuten; mit drei Hurras auf S. M. S. „Seydlitz" passieren sie uns. Durch Winkspruch hatten wir erfahren, daß die Boote die Besatzung S. M. S. „Lützow" aufgenommen hatten. „Lützow" war es im letzten Teil der Schlacht ebenso gegangen wie uns; schwere Treffer hatten besonders das Vorschiff stark mitgenommen, und als ich das Schiff zuletzt sah, lag es bereits bis über die Back im Wasser. Es war ihm nicht mehr möglich gewesen, die Position im Verbande zu halten. Zwei Torpedoboote sind gerade in der Nähe; sie werden längsseit gerufen

und nehmen die Überlebenden der „Lützow" auf. Kurz darauf versinkt der stolze Schlachtkreuzer als einziges Großkampfschiff der deutschen Flotte in den Fluten des Meeres; für ihn sanken drei englische Schlachtkreuzer.

Sollte uns noch dasselbe Schicksal beschieden sein? Mit jeder Stunde wurde unsere Lage bedenklicher, ungeheuere Mengen von Wasser hatten wir bereits im Schiff, und trotz angestrengtester Arbeit war es nicht möglich, dem Eindringen immer neuer Wassermassen Einhalt zu gebieten. Zwei Pumpendampfer waren aus Wilhelmshaven gekommen; sie legten sich an unsere Seite und pumpten das Wasser aus dem Schiff heraus. Aber schneller, als sie pumpen konnten, strömte das Wasser durch die zahlreichen Löcher, die nur notdürftig gedichtet werden konnten, wieder nach. Jeden Augenblick mußten wir damit rechnen, daß eine Katastrophe dem Schiff ein Ende machen würde. Alles hing jetzt von dem Querschott im vorderen Heizraum ab; hielt das, dann war es wohl möglich, daß wir schwimmfähig blieben, brach es, dann war Schluß. Das wußte der I. Offizier, Korvettenkapitän v. Alvensleben und seine Schottmannschaften, das wußten besonders die Leute in dem fraglichen Heizraum, und da hieß es, dieses Schott mit allen Mitteln und allen Kräften sichern. Mit unzähligen Balken stützten sie es nach hinten zu ab, das Wasser sickerte schon an vielen Stellen durch, der Tod lauerte auf der anderen Seite; unbeirrt taten sie ihre Pflicht in diesem grausigen Raum, nur getrieben von dem einen Gedanken, das Schiff zu retten.

Und so kamen wir denn langsam, ganz langsam unserem Ziel näher. Kurz vor der Jademündung mußten wir noch einen letzten, verzweifelten Kampf mit den Elementen bestehen, das war am Freitag Vormittag. In der Nacht war Sturm aus Nordwest aufgekommen und die schwere See drohte, den todwunden Schiffskoloß noch kurz vor dem sicheren Hafen zu zertrümmern. Nicht nur von unten, durch die Schußlöcher, sondern nun auch von oben her stürzten die brechenden Wogen in das schwer beschädigte Schiff. Zu den 4000 Tonnen Wasser, die wir überflüssigerweise schon im Leibe hatten, kamen in diesen paar Stunden noch weitere 1000 Tonnen. Aber auch diese Prüfung überstanden wir, und am Sonnabend früh 6 Uhr kamen wir unter den brausenden Hurrarufen der dort liegenden Schiffe auf Wilhelmshaven-Reede an.

Am Sonntag Nachmittag, dem 4. Juni, vereinigten sich Abordnungen aller Schiffe und Fahrzeuge der Hochseeflotte, aller Marineteile, und deren Angehörige auf dem Ehrenfriedhof in Rüstringen bei Wilhelmshaven, um die in der Skagerrakschlacht gefallenen Kameraden zur letzten Ruhe zu betten. Unter ungeheurer Beteiligung der ganzen Bevölkerung der Jade-Städte fand diese ernste erhebende Feier statt. Die Schulkinder aller Schulen beider Städte hatten in den Tagen vorher das weite Feld der Gruften, die

die Toten aufnehmen sollten, in ein Meer von Blumen verwandelt; darin standen nun, von Kriegsflaggen bedeckt, die Särge der Gefallenen, im Tode vereint, wie sie im Leben Schulter an Schulter gekämpft hatten. Nach kurzen Ansprachen der Geistlichen krachten die Ehrensalven über die Gräber und wir nahmen Abschied von unseren guten Kameraden.

Zur Werktagsarbeit zurück! Die beschädigten Schiffe mußten schnell wieder instand gesetzt werden; alle deutschen Werften halfen, diese Arbeit in kürzester Zeit fertig zu bringen, denn jetzt kam es darauf an, möglichst bald wieder mit der ganzen Hochseeflotte auf der See zu erscheinen.

„Seydlitz" hat noch manche stolze Kriegsfahrt mitgemacht, die zum Teil bis hoch hinauf in die Linie Stavanger-Shetlands führten. Die englische Flotte sahen wir nicht wieder, bis zu jenem grauen Novembertage 1918, an dem sich die deutsche Hochseeflotte, ein Opfer verlockender Verführungskünste der Heimat und des Auslandes, ihrem Gegner wehrlos auslieferte. Als im Juni 1919 die Friedensverhandlungen über das unerhörte Auslieferungsverlangen der Entente ins Stocken gerieten, als mit dem Abbruch der Verhandlungen und der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten gerechnet werden mußte, da beseelte wieder nur ein Gedanke die deutschen Besatzungen: Ihre Schiffe retten, retten vor der schlimmsten Schande, die nun zu befürchten war: daß die Schiffe ganz in die Hände der Feinde gerieten und von englischen Matrosen besetzt wurden. Am 21. Juni 1919 versank die gesamte deutsche Hochseeflotte in den Fluten der Bucht von Scapa Flow; die deutschen Seeleute hatten ihre Schiffe vernichtet, um sie vor der Entehrung durch den Feind zu bewahren.

So liegt nun auch unsere gute „Seydlitz" Kiel oben, ein toter Schiffsrumpf, auf dem Meeresboden dort oben in Scapa Flow. Der Schiffskörper ist tot, für alle Zeiten tot; aber der Geist, der ihn durchlebt hat, der Geist des alten Yorck und Seydlitz, er lebt noch, er lebt, des bin ich gewiß, in den Herzen all der Männer, die in ruhmreichen Tagen auf diesem Schiff gekämpft haben, vier lange Jahre hindurch. Möge dieser Geist, der augenblicklich zu schlummern scheint, der Geist freudiger selbstloser Aufopferung für die Brüder, für die deutsche Sache, wieder erwachen und Eingang finden in allen deutschen Herzen, um das geliebte Vaterland aus der Erniedrigung wieder emporzuführen zu neuer Blüte und zu neuer Achtung, vor sich selbst und vor der Welt.

„Drauf Seydlitz!"



Dies irae.

Die Sprengung des Cimonegipfels am 23. September 1916.

Von Major d. R. Otto Sedlar,
ehem. Generalstabsoffizier des k. u. k. 11. Armeekommandos, Südtirol.

Die nachfolgende auf amtlichen Unterlagen fußende Darstellung soll ein Bild jener kühnen Unternehmung geben, die unsere Truppen am 23. September 1916 in den Besitz des wichtigen Cimonegipfels setzte. Es ist dies ein Erfolg, wie er nur durch äußerste Anspannung aller sittlichen und körperlichen Kräfte, durch größte Umsicht und Sorgfalt bei der Vorbereitung, mustergültiges Zusammenwirken seitens aller daran beteiligten Truppen ermöglicht werden konnte, ein Erfolg, der in seiner Eigenart geradezu als Musterbeispiel für die Anlage solcher Unternehmungen im besonderen wie für die Eigenart des neuzeitlichen, verfeinerten Minenkrieges überhaupt gelten kann.

Der Gipfel des Cimonebergstockes, auf deutsch Hochleite benannt, der sich einer Schanze gleich zwischen Busen (ital. Posina) und Astlachtal einschiebt, war am 23. Juli von seiner Besatzung — bloß einer Feldwache der Salzburger 59er — vor dem übermächtigen feindlichen Geschützfeuer befehlsgemäß geräumt worden; die Italiener hatten den Gipfel kampflos besetzt, dies aber nach ihrer sattsam bekannten Art als großen Sieg in alle Welt ausposaunt. Damit mußten sie sich allerdings begnügen, denn eine von den Unseren rasch errichtete Sandsackstellung, quer über den schmalen Grat nördlich des Gipfels gelegt, setzte ihrem weiteren Vordringen ein Ziel. Diese schmale Brücke von unserer Stellung zum Cimonekopf nutzte natürlich ein ebenso schwieriges Hindernis für einen Gegenangriff unsererseits bilden. Diese Angriffsabsicht beschäftigte unsere Führung stets und ernstlich; man hatte nie daran gedacht, dem Feinde die Früchte seines Erfolges unbestritten zu überlassen.

Schon am 4. August hatte eine kleine Abteilung 59er in kühnem Handstreich den Cimonegipfel genommen, ihn aber unter dem überaus heftig einsetzenden feindlichen Artillerie-, Maschinengewehr- und Minenwerferfeuer räumen müssen. Das Blut der Braven war zu kostbar, um es auf diesem verlorenen Posten zu opfern. Maßgebenden Orts entschloß man sich, den Cimonekopf zu sprengen.

Dieser Entschluß löste umfangreiche und schwierige technische Vorarbeiten und Studien aus, mit denen der ganze Monat August ausgefüllt wurde.

Die Leitung der technischen Arbeiten war in guten Händen; sie war dem von der Einnahme des Panzerwerkes Casa Ratti rühmlichst bekannten und bewährten Sappeuroberleutnant Maker anvertraut worden. Er stand vor einer schwierigen Aufgabe.

Die nach dem Aufgeben des Gipfels von uns bezogene vorderste Stellung war vom Cimonegipfel durch einen kaum 3—4 m breiten Grat mit beiderseitigem Steilabfall getrennt. In geringer Entfernung vor unseren Feldwachen und von der italienischen Gipfelstellung überhöht lag zwischen beiden Fronten eine vereinzelte Höhle. Sie sollte den Ausgangspunkt für den unterirdischen Angriff bilden. Ein Verkehr dorthin bei Tag war ausgeschlossen, bei Nacht infolge der großen Wachsamkeit des Gegners äußerst gefährdet. So mußte denn zunächst schrittweise unter dem Schutze der Nacht aus Sandsäcken ein gegen Infanteriefeuer schützender, eingedeckter Verbindungsgraben vorgetrieben werden, eine zeitraubende, mühevolle Arbeit, die zudem der Gegner wiederholt durch nächtliche Feuerüberfälle — allerdings vergeblich — zu stören versuchte. Denn innerhalb 10 Tagen war der gesicherte Verbindungsgang zur Höhle fertig; nur drei Sappeure waren hiebei verwundet worden. Bis auf 18 m, fast Aug in Auge, hatten sich die wackeren Sappeure an den Feind herangearbeitet, dessen Alpenjäger noch einmal ohne Erfolg einen Überfall versucht hatten.

Noch schwieriger sollten sich die eigentlichen Minenarbeiten gestalten. Sorgfältige Messungen legten die erwünschte Richtung der Stollen und die zweckmäßigste Lage der Minenkammern fest. Am 26. August konnte mit dem Bohren des Minenstollens begonnen werden, freilich zunächst nur mühsam mit Handbetrieb, denn das Hinaufschaffen der schweren Bohrmaschine in zerlegtem Zustande aus dem Tal, deren Zusammensetzung und Aufstellung in der Höhle nahm einige Tage in Anspruch. Der Fertigstellung der Bohranlagen stellten sich große Schwierigkeiten entgegen. Die ganze Maschinenanlage mußte mit Rücksicht auf die ungünstigen Wegverhältnisse vollkommen zerlegt, die einzelnen Teile von der Mannschaft bis zum Aufstellungsplatz, der etwa 200 m von der Höhle entfernt lag, getragen werden. Da auch dieser Weg zum Teil in feindlicher Sicht und im Gewehrfeuerbereich der italienischen Posten war, mußte die Überführung, um Verluste zu vermeiden, mit größter Vorsicht durchgeführt werden.

So zeitraubend und ermüdend das Verfahren ist, mörderisch für Muskel und Nerven — es wäre einfach, wenn .... wenn eben der Gegner müßig bliebe. Doch er arbeitet entgegen. Er miniert aus seiner Linie ebenfalls — noch schiefer, noch tiefer auf den Angreifer zu. Er lauscht in seinen Stollen dem Wühlen des Gegners und

richtet danach die Achsen seiner Brunnen. Ladet der Eine die Sprengkammern, dann zögert der Andere keinen Augenblick: Er ladet und sprengt selbst; die Bollwerke des Feindes, das Werk mühevoller Wochen, sind in einer Sekunde ein Trümmerhaufen. Darum die furchtbaren Stunden des nahen Entgegenarbeitens, die noch schrecklichere Spannung vor dem Laden — Stunden, die nie enden wollen. — — Wer zündet zuerst? Ich oder der Feind? Wer später zündet, ist unrettbar des Todes! — — Raschheit ist Alles!

So war's auch hier! Am 31. August meldete Oberleutnant Maker das erstemal über gehörte feindliche Minenarbeiten. Seine und der Unseren Arbeitskraft und Wille zum Enderfolg erfuhren dadurch nur eine Steigerung.

Am 1. September wurde ein feindlicher Angriffsstollen festgestellt, dessen Richtung auf einen Vorstoß gegen unsere Höhle schließen ließ. Er wurde durch einen schleunigst vorgetriebenen Gegenstollen unschädlich gemacht. In fieberhafter Eile nahm unsere Arbeit ihren Fortgang trotz fortgesetzter Handgranatenangriffe des Gegners. Am 6. September wurde der Hauptangriffsstollen genau unterhalb der italienischen Stellung vorgeschoben, eine von niemanden, selbst von Oberleutnant Maker, erhoffte Arbeitsleistung war vollbracht; unhörbar, aber unerbittlich näherte sich das Verhängnis dem Feinde.

Die taktischen Grundlagen für die eigentliche Kampfhandlung konnten nunmehr bis zum 18. September festgelegt werden. Die Infanterie trat in den Vordergrund. Sie sollte nach der Sprengung die feindliche Stellung beiderseits des Cimonegipfels und diesen selbst in Besitz nehmen. Dem I. Bataillon der 59er und seinem vielbewährten Kommandanten, Major Schad, war die Lösung des infanteristischen Teiles der Unternehmung übertragen worden. Während zwei Kompagnien dieses Bataillons als Rückhalt in und hinter der Hauptstellung bereitgestellt bleiben sollten, hatte die 1. Kompagnie mit einigen Sappeurpatrouillen — ihrerseits wieder in drei Staffel gegliedert — die eigentliche Angriffskolonne zu bilden.

Nur mit Munition, Verpflegung und dem nötigsten Werkzeug versehen, hatte die Staffel, zunächst auf dem schmalen Rücken gemeinsam vorgehend, die feindliche Linie von beiden Flügeln aus zu umfassen, aufzurollen und das Zerstörungswerk zu vollenden.

Mehr als ein Dutzend Batterien — leichter und schwerer Kaliber — waren zur Niederhaltung des erwarteten feindlichen Artilleriefeuers, hauptsächlich der italienischen Batterien im Raum Arz (ital. Arsiero)-Soghe, am Caviojo, Soglio, Großeck (ital. Mt. Cengio), in der Val di Silva bestimmt. Unauffällig hatte schon lange vorher das Einschießen begonnen, am Tage der Unternehmung selbst sollte sich dann das Sperrfeuer um den todgeweihten Raum legen, den Cimonegipfel und dessen Besatzung von jeglicher Hilfe abschließen.

Indessen nahmen die technischen Arbeiten ihren ungehinderten, flotten Fortgang. Noch mußte die Sprengmunition herangebracht und eingelagert, noch mußte verläßlich festgestellt werden, ob der Sprengstollen auch genau unter der italienischen Stellung angelangt sei. Die Festsetzung des Zeitpunktes für die Sprengung war ja nur mehr von diesen Umständen abhängig.

Unter den schwierigsten Verhältnissen konnte dank der tatkräftigsten und opferwilligsten Mithilfe der braven 59er die Munition mit einer Raschheit herangebracht und eingelagert werden, die auch die günstigste Zeitberechnung weit übertraf. Raschheit war Alles! Ihr war es vor allem zu danken, daß die Sprengung am 23. September nicht allein gerade in dem für den Feind ungünstigsten Zeitpunkte erfolgen konnte, nämlich gelegentlich der „Ablösung", da die neue feindliche Besatzung kaum in ihre Stellung gelangt, ungenügend unterrichtet, unvertraut dem moralischen Eindruck ungleich rascher erlag, sondern daß auch die kostbare Sprengmunition vor einer längeren Lagerung in den durch die regnerische Witterung feucht gewordenen Kammern bewahrt wurde.

Aus letzterem Grunde und weil Oberleutnant Mlaker mit italienischen Gegenminen rechnete, drängten sowohl er als auch Major Schad auf baldigsten Beginn der Unternehmung.

Am 11. September wurde tatsächlich entferntes Minieren vom Südosthang vernehmbar, am 12. September der Vortrieb eines Stollens aus dem sich nähernden Klopfen festgestellt. Rasch wurde sicherheitshalber ein Gegenstollen vorgetrieben, um im Falle der Annäherung dem Gegner entgegenzutreten. Aber der kam nur sehr langsam, sehr vorsichtig entgegen. — Raschheit war Alles! — Gefangene italienische Sappeure haben nachher ausgesagt, daß vom Osthang des Cimonegipfels ein Minenangriff gegen die Höhle geplant war. Der Gegner kam zu spät. Er hat sich keine Klarheit über unsere Absichten verschaffen können, er hat infolge unserer Täuschungsmaßnahmen das Laden der Kammern nicht bemerkt, so wurde ihm der 23. September zum Verhängnis.

Am 20. September früh wurde unter Anwendung jeden Täuschungsmittels mit dem Laden der Kammern begonnen und dies am 22. um 6 Uhr abends beendet. Tags vorher konnte Oberleutnant Mlaker melden, daß der Sprengstollen richtig liege und die Sprengung am 23. erfolgen könne.

Sie wurde für diesen Tag anbefohlen, — der Feind war reif für sein Schicksal! — —

Im Dunkel der frühen Morgenstunden des 23. September befinden sich Abteilungen des italienischen Infanterieregiments Nr. 153 und der Alpenjäger aus der Val Leogra im Abstieg vom Cimonegipfel ins Tal. Wenige Stunden zuvor, unter dem Schutze der Nacht, waren sie vom 1. Bataillon des Infanterieregiments Nr. 219, das gerade aus Schio gekommen war, abgelöst worden. Müde und

abgespannt ziehen die Abgelösten den Ruhequartieren entgegen. Plötzlich durchbrechen zwei rasch aufeinanderfolgende Donnerschläge von furchtbarer Gewalt die Stille des Morgens, daß die Kolonne stockt und entsetzt aufhorcht. Ächzend und widerwillig hob und dehnte sich der Berg oben in seinen Fugen, ein kurzer Augenblick noch und schon durchschneiden zentnerschwere Felsblöcke in rasendem Flug die Lüfte, schon wird das Jammergeschrei vom Cimonegipfel hörbar, der völlig verschwunden ist und unter seinen Trümmern die italienischen 219er begraben hat! — Ein moderner Dürer'scher Totentanz im Hochgebirge! —

Planmäßig, unerbittlich genau, hatte das Zerstörungswerk eingesetzt. Um 5,45 Uhr früh hatte Oberleutnant Mlaker selbst durch einen Druck auf den Knopf des Glühzünderapparates die Sprengladung entzündet, — die Cimonespitze war gewesen. Ein ungeheurer, 22 m tiefer, zirka 50 m breiter Sprengtrichter klafft wie eine schwere Wunde am Körper der Mutter Erde dort, wo vordem der Gipfel weithin sichtbar aufgeragt. Ringsum ein wüstes Trümmerfeld.

Nun hat die Infanterie das Wort. Kaum ist der Donner der Explosion verhallt, so brechen sie schon aus den schützenden Höhlen heraus, die 59er, wo sie auf der Lauer gelegen, einzeln abgefallen, entlang dem schmalen Grate dem Sprengtrichter zu, den es rasch zu besetzen gilt. Unerwartete Hindernisse stellen sich den Stürmenden entgegen. Noch ist die Dunkelheit der Nacht nicht gewichen und stärker als erwünscht. Unsicher tasten auch die gut Orientierten vorwärts, es fehlt ja auch die Bergspitze als gewohnter Richtungspunkt; ihre Trümmer haben den Zugang zum Trichter fast ungangbar gemacht.

Doch nichts vermag die Braven aufzuhalten. Rasch ist der Trichter erreicht, rasch ordnen sich die Verbände, eine kurze Atempause und schon brechen die drei Kolonnen heraus, sich fächerförmig entfaltend zum entscheidenden, umfassenden Angriff auf den Feind, der sich nach der ersten Betäubung aufgerafft hat und vom Südrand des Cimonestocks, an den er sich angeklammert hat, die Stürmenden mit wütendem Feuer empfängt. Zwei von den drei Kolonnenkommandanten, die Leutnants Hayer und Wachtel, sterben den Heldentod, mit ihnen manch einer der Ihrigen. Aber keine Gruppe läßt die andere im Stich; im schwierigsten Felsgelände, noch immer in ungewissem Dämmerlicht, kämpfend und einander unterstützend, gelingt trotz allem die Umfassung, der Rest der feindlichen Cimonebesatzung streckt die Waffen, — eine neuerliche, glänzende Erprobung der vielbewährten Kampfestüchtigkeit unserer 59er.

Es ist 6 Uhr! Unsere Geschütze erheben ihre Stimme, sie legen Sperrfeuer um den Cimone. Noch schweigen des Feindes Batterien, aber nach kaum 20 Minuten sausen bereits seine eisernen Gegengrüße vom M. Caviojo und vom Val di Sila zum M. Cimone

hinüber. Zu spät! Ungeachtet der Verluste durch das italienische Artilleriefeuer hält die Infanterie zähe den gewonnenen Boden fest, Feldwachen sichern den Rand der Hochebene, vor 7 Uhr früh ist der Infanteriekampf abgeflaut.

Das feindliche Geschützfeuer aber hält ununterbrochen an, es steigert sich zwischen 8—12 Uhr vormittags und am Abend zu außerordentlicher Stärke. Schwere Stunden müssen die Tapferen am M. Cimone nochmals durchleben. Doch sie halten durch. Am Abend, schon bei einbrechender Dunkelheit, sind die lästigsten der feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht. Alle Feldwachen melden übereinstimmend, daß sie — trotz aller körperlichen Erschöpfung — sich im Verein mit der kleinen Reserve im Sprengtrichter jedem Angriff gewachsen fühlen; aber des Gegners Infanterie wagt keinen Gegenangriff. Umsomehr versucht es seine Artillerie, uns den Gewinn streitig zu machen.

Noch die ganze Nacht hindurch steht der Cimonekopf unter feindlichem Geschützfeuer. Es verhindert den Zuschub warmer Nahrung; nur auf ihre kalten Vorräte beschränkt harren sie dort oben aus, die tapferen Bezwinger des Cimone, nur notdürftig gedeckt gegen den Eisen- und Steinhagel durch das wenige technische Material, das vorgebracht werden kann. Erst der frühe Morgen des 24. September bringt den Braven die wohlverdiente Ablösung durch frische Abteilungen der 59er.

Unbestritten ist unser Erfolg. Die italienische Artillerie, deren Feuer noch den ganzen 24. September hindurch anhält, vermag daran nichts mehr zu ändern.

Eine reiche Siegesbeute krönt die Tat. Bis zum 4. Oktober sind 482 Italiener — darunter 10 Offiziere —, 8 Maschinengewehre, 1 Granatwerfer, 2 Minenwerfer, 2 Bohrmaschinen, 1 Flammenwerfer nebst zahlreichem sonstigem Kriegsgerät eingebracht; unter den Trümmern aber liegen wohl noch viele begraben. Das 1. Bataillon des Regiments 219 kann als vernichtet gelten. Mit verhältnismäßig geringem, eigenen Verlust ist der schöne Erfolg errungen. Genau zwei Monate hatten sich die Italiener des Besitzes der Cimonespitze erfreuen können. Der 23. September entreißt sie ihnen. Dies irae, dies illa! Der Col di Lana ist gerächt!

So sehr aber auch die schöne Waffentat als Beispiel eines wirklich heldischen Zusammenwirkens der Infanterie, der Sappeure und der Artillerie unvergänglich in unserer Kriegsgeschichte fortleben soll, so sei darüber doch des reinen Menschentums nicht vergessen, das sich trotz aller unerbittlichen Folgerichtigkeit des Krieges unwiderstehlich durchsetzt und dem Trauerspiel vom 23. September einen milden, versöhnlichen Abschluß verleiht.

Unter den Trümmern des gesprengten Cimonegipfels waren Hunderte von Italienern begraben worden, deren Bergung jedoch infolge des außerordentlich heftigen feindlichen Artilleriefeuers nicht

möglich war, so herzzerreißend auch die Klagen und Hilferufe der Verschütteten zu den Unseren herüberdrangen. Nur aus rein menschlichen Gründen entschloß man sich unsererseits zu einem Ersuchen an das italienische Kommando um einen kurzen Waffenstillstand, um das Leben der verschütteten Italiener zu retten. Die Parlamentärverhandlung verlief fruchtlos, das italienische Kommando lehnte ab und überließ aus nichtigen Gründen die eigenen Landsleute, die doch auch nur in Ausübung ihrer Pflicht ein furchtbares Verhängnis ereilt hatte, herzlos ihrem Schicksal. Gerecht war die tiefe Entrüstung, mit der diese Entscheidung der italienischen Heeresleitung von den gefangenen Italienern aufgenommen wurde. Sie dachten menschlicher als diese und erboten sich zur Hilfeleistung für ihre verschütteten Kameraden.

Voll Selbstverleugnung und Opfermut schritten denn die braven 59er selbst an das Rettungswerk. Sie setzten im feindlichen Feuer ihr eigenes Leben aufs Spiel, um das des wehrlosen, verschütteten Feindes zu retten. Noch am 28. September — 120 Stunden nach der Sprengung — waren Hilferufe hörbar. Bis zum 2. Oktober waren zirka 90 Italiener — freilich vollkommen erschöpft oder verwundet — ihrem Steingrabe entrissen.

Nicht nur im Kampf auf der Walstatt, wo im Toben der Schlacht oft das klare Empfinden der Todesnähe fehlt, hatten sich unsere Soldaten als Helden erwiesen, sondern auch als selbstlose Kämpfer im Dienste der Barmherzigkeit und der Menschlichkeit. Fast höher noch als die glänzende Waffentat steht dieses heldische Samaritanertum.

„Hoch klingt das Lied vom braven Mann [1]) wie Orgelton und Glockenklang — —!" Sie haben sich ewig in unsere Herzen eingegraben und sich ein Denkmal in unserer dankbaren Erinnerung errichtet, „aere perennius", die tapferen Helden und die guten Menschen vom Monte Cimone!

Nicht nur der Erfolg, auch das Menschentum war unser!

[1]) Der brave Mann, von dem Gottfr. Aug. Bürgers Lied meldet, daß er in Welsch-Bern (Verona) dem Brückenwärter das Leben gerettet habe, war ein deutscher Bauer aus den sieben cimbrischen Gemeinden, in denen sich diese Kämpfe abspielten. Noch heute lebt die deutsche Sprache in diesen Gegenden und fast alle Orte haben noch ihre alten deutschen Namen. Anmerkung des Verlegers.



Schwere Batterie im Großkampf, Frühjahr 1917.

Von Oberleutnant Rudolf Rieter, damals Batterieführer im Mörser-Bataillon 45.

Unser Mörserbataillon hatte in Douai in Ruhe gelegen, um nach den schweren Kämpfen an der Somme und den Anstrengungen der Siegfried-Bewegung für das Frühjahr 1917 frisch zusammengeschweißt zu werden. Sogar unsere 3. Batterie, die wir seit einem Jahr nicht mehr gesehen hatten, war aus Rumänien mit einem Troß von Panjewagen, bulgarischen Zugochsen und einigen leibhaftigen Türken an der Westfront eingetroffen. Nun mußte es doch endlich mal Ernst werden!

Die Befehle für unsern Einsatz waren auch recht vielversprechend. Tatsächlich sollte ein größeres Unternehmen bei Lens stattfinden. So war die Stimmung der Truppe vorzüglich. Sie war gut ausgeruht und gut ausgebildet; jeder, dem nach den letzten Verlusten eine neue Verrichtung in der Batterie zugewiesen war, hatte sich in seinen neuen Dienst hineinleben können; die meisten waren auf Urlaub gewesen, der junge Ersatz in die Batterie hineingedrillt, Pferde und Geschütze waren in bestem Zustand. Und mit dieser Batterie nun mal endlich wieder vorwärts — das war eine Freude für Führer und Leute.

Als Stellung wurde uns ein Bahndamm, dicht vor der Coulotte-Brauerei angewiesen. Es war eine „Offensivstellung"; damit ist über ihren Kampfwert für die späteren Tage alles gesagt.

Wir bezogen sie, richteten uns für vorübergehende Zeit so gut es ging häuslich ein, schossen uns auf die zugewiesenen Ziele ein, und warteten auf das Sturmwetter.

Große Ruhe hatte hier nie geherrscht, aber im Laufe der Tage wurde es doch noch lebhafter. Vor uns, auf einer mäßigen Höhe, stand weithin sichtbar ein Elektrizitätswerk, und zur hellen Freude unserer Kanoniere schoß der Engländer zwei Tage ununterbrochen auf dieses unschuldige Gebäude, von allen Seiten, mit allen Kalibern, in allen Feuerarten.

Das war aber das Zeichen, daß hier etwas anderes gespielt werden sollte, als wir vorhatten. Denn das eigenartige Feuer gegen diesen Steinhaufen war nichts anderes als das Einschießen großer,

neu eingesetzter Artilleriemassen. Also wieder Abwehrschlacht? Gut, er soll nur kommen! Hier sind wir stark, er wird sich bei uns die Zähne ausbeißen.

Für den Batterieführer allerdings eine Sorge insofern, als die Feuerstellung für einen mehrtägigen Artilleriekampf gegen starke feindliche Kräfte vollständig ungeeignet war. Wir hatten uns in den Bahndamm zwar Stollen getrieben, die aber nicht viel Deckung gaben, und, wie der Fernsprech-Unteroffizier, ein Berliner Junge, sehr richtig sagte, „ganz leuchtkugelsicher" waren. Sie waren als Unterschlupf während des Schießens immerhin besser als nichts, und als Wohnraum hatten wir in der Coulotte-Brauerei, die eine schwere Flachfeuerbatterie sich festungsartig in Beton ausgebaut hatte, für unsere Bedienung ein „Zimmer gemietet". Sonst war in unserer Feuerstellung, die etwa 200 Meter vor der Betonbatterie lag, alles offen wie auf der Bühne und luftig. Die Geschütze standen auf Holzbettungen hinter dem Bahndamm, nicht eingeschnitten, da für das Ungetüm bei Berücksichtigung von etwas Drehungsmöglichkeit die Ausschachtungen zu riesig und verräterisch gewesen wären. Kein Baum oder Busch vor der Stellung. Wenn wir schossen, so blitzte das steil nach oben schießende Mündungsfeuer über den Bahndamm weg meilenweit ins Land hinein. Jedenfalls, wenn Tommy hier anpackt, so hat er uns sehr bald, und das gründlich. Es hieß nun, die Zeit bis zum Angriff auszunützen. Geschossen wurde fleißig; da aber Nebel war, konnte der Feind die neu eingesetzten Batterien nicht fassen; die Stollenwände wurden verstärkt, um bei Treffern doch etwas aushalten zu können, die Munition weit auseinander und in Deckungen gestapelt.

So kam das Osterfest heran. Ostersonntag recht ruhig — aber gerade diese Ruhe wirkte beunruhigend. Die Tage vorher hatte der Engländer die Gräben vor uns umgeharkt in einer Weise, daß buchstäblich kein Mensch die Nase aus dem Stollen steckte. Fernsprechverbindungen gingen schon seit acht Tagen nur noch nachts einige Stunden. Heute war es nun plötzlich ruhiger geworden. Stille vor dem Sturm! Die Nacht gab es einige Gas-Feuerüberfälle und das übliche Feuer auf die rückwärtigen Straßen, auf denen die Munitionskolonnen nach vorn kommen. Gegen 3 Uhr werde ich geweckt: „Kolonne ist da." Die Bedienung wird geweckt zum Abladen; es muß rasch gehen, denn solange die vielen Pferde in der Stellung sind, darf bei einem Feuerüberfall niemand untertreten, und bei der Gasschießerei ist es auch nötig, die Pferde möglichst schnell wieder herauszuschicken. Das Munitionieren ist bei einer Mörserbatterie eine sehr anstrengende Arbeit; das was den Dienst hier schwer macht, ist weniger die Bedienung des Geschützes — dafür sind eben mehr Leute eingeteilt — als die Handhabung der Munition. 600 bis 900 Schuß lagern ständig in der Stellung, in Stapeln zu je 30, diese untereinander 20 bis 30 Meter entfernt. Und das Heranschleppen der

Zuckerhüte beim Abladen zu den Stapeln, oder beim Schießen von den weiteren Stapeln an die Geschütze, ist bei einem 21 cm-Geschoß keine leichte Arbeit. Ein Unterbringen dieser Riesenmassen handbereit dicht beim Geschütz ist nicht möglich, und so schleppen die Kanoniere zu viert im Feuer im Gleichschritt die Geschosse durch das freie Feld, oft mehrere hundert Meter weit. Dabei haben wir auch immer die meisten Verluste gehabt.

Alles faßt hurtig zu, und ein leerer Wagen nach dem anderen poltert in der rabenschwarzen Nacht aus der Stellung. Es ist inzwischen 5 Uhr geworden. Ich lasse die Leute sich noch einmal hinlegen, unterrichte den Sperrfeuerposten — es wird heute sicherlich etwas geben. Gegen 6 Uhr bin ich wieder draußen. Ein regenfeuchter Morgen, kaltes, unfreundliches Wetter, der Boden ein unergründlicher Schlamm. Fahl und zögernd meldet sich im Osten der Tag — es ist noch kein Büchsenlicht. Da... plötzlich, auf die Sekunde gleichzeitig flammt im Westen weit und breit in zuckenden Blitzen der Himmel auf — kein Laut zu hören... in atemloser Spannung stehen wir mehrere Sekunden und lassen dieses überwältigende Schauspiel auf uns wirken; es sieht aus, als ob der Himmel drüben auseinanderreißt und ein Flammenmeer über die Erde schüttet — endlich kommt der Schall herüber. Plötzlich mit ohrenbetäubendem Donnergetöse wie eine Lawine prasselt und braust das Trommelfeuer der Engländer los, als ob die Hölle losgelassen sei. — Jetzt hört man es heranpfeifen und heulen, feine Grüße schlagen vor uns überall ein. Sehen können wir noch nichts. Jetzt — der Krach dicht vor uns — die Einschläge... Und nun geht es ununterbrochen weiter, ein ohrenzerreißendes Konzert: Vorn die aufsprühenden Blitze im Dunkel, hier bei uns das Krachen, das Heulen und Brummen, Pfeifen und Zischen der Geschosse und der ferne, rollende Donner der Geschütze, unterbrochen durch den dumpfen Knall einzelner ganz schwerer Geschütze...

„Alarm — Vernichtungsfeuer ganze Front" gellt es durch die Batterie. Die Eindrücke dürfen wir nicht lange auf uns wirken lassen, es heißt jetzt schießen, was die Rohre halten können, denn der moralische Eindruck, den dieses gewaltige Losdonnern des Trommelfeuers auf Freund und Feind macht, muß zu unseren Gunsten abgeschwächt werden, das gibt der schwerbedrängten Infanterie und auch unsern Kanonieren den Rückhalt. Das Kommando war nicht nötig gewesen. Wie elektrisiert waren die Geschützbedienungen auf den Krach hin aus ihren Höhlen und Kellern herausgeschossen und an die Geschütze gesprungen, die in flottem Tempo das Feuer gegen die gewiß mit Sturmtruppen bereits gefüllten englischen Gräben tabellenmäßig aufnahmen. An Beobachtung war natürlich nicht zu denken; einmal waren mit dem Schlage der feindlichen Feuereröffnung alle Fernsprechleitungen kurz und klein geschossen, dann konnte bei dem Meer von Qualm im Infanteriegelände kein Beobachter

die Schüsse seiner Batterie herausfinden. Das muß deshalb auch ganz automatisch klappen. An solchen Tagen ist der Artillerie-Beobachter vorn ziemlich machtlos. Er kann seiner Truppe höchstens durch Meldegänger seine Gesamteindrücke zuschicken; das ist bei der großen Unklarheit, die in solchen Lagen herrscht, sehr wertvoll — wenn es glückt.

Bis es hell wird, bleibe ich in der Feuerstellung. Ich will meine jungen Rekruten sehen, die heute ihre Feuertaufe erhalten. Es ist ja auch für mich noch nichts zu tun. Mein Gruppenkommandeur hatte mich gleich nach Feuereröffnung angerufen und mir befohlen, vorläufig das Vernichtungsfeuer auf die Infanteriestellung fortzusetzen. Die Zielverteilung für die Bekämpfung der feindlichen Artillerie, unsere eigentliche Aufgabe als Fernkampfgruppe, würde mir auf Planpause durch Meldegänger zugehen.

„Flieger!" ruft der Batterieposten. Ich sehe hoch — da, kaum 200 Meter hoch saust der Engländer mit abgestelltem Motor heran. „Alles an die Karabiner — Standvisier — Schnellfeuer." Der ist doch zu unverschämt! Es ist jetzt schon etwas heller geworden, so daß wir ihn sehen können — ich glaube aber für ihn zur Beobachtung gegen die Erde doch noch zu dunkel. Bei dem rasenden Gefechtslärm war vom Herankommen des feindlichen Artillerie-Fliegers nichts zu hören gewesen. Abgekriegt hat er aber wohl nichts — das wäre auch Zufall bei seiner Geschwindigkeit. Aber für den Tag heißt es den Posten größte Aufmerksamkeit einschärfen; denn stellt uns einer im Feuern fest, dann sind wir erledigt. Inzwischen sollen auch unsere Staffeln gestartet sein. Ob es aber heute bei dem Lärm ein Einschießen mit Luftbeobachtung geben wird, bezweifle ich.

Eben kommt der Meldegänger von der Fernkampfgruppe: ich soll ein Batterienest bei Souchez unter Feuer nehmen. Sehr angenehm. Ich habe hier in der Coulotte-Brauerei eine Nahbeobachtung für das eigene Infanterie-Kampfgelände, sie liegt ziemlich hoch — wenn ich auch Souchez im Tale nicht sehen kann (es liegt hinter der Höhenwelle von Givenchy), so habe ich doch von hier aus einen guten Einschießungspunkt in der Nähe von Souchez im Scherenfernrohr: den deutlich sichtbaren Baum auf der Lorettohöhe. Von hier aus kann ich das Feuer verlegen, und habe das befriedigende Bewußtsein, trotz der üblen Beobachtungsverhältnisse den Brüdern drüben tüchtig in die Batterien pflastern zu können. Inzwischen ist es hell und klar geworden. Starker Wind zwar, der die tief fliegenden Wolken jagt, aber er hält uns den Regen ab, darüber sind wir nicht böse.

Von meiner Warte aus kann ich das Feuer der Batterie gegen mein Hilfsziel leiten, gleichzeitig ohne Telefon mit der Stimme die unter mir feuernde Batterie kommandieren. Alles, was dort vorgeht, sehe ich. Es ist ein Arbeiten wie im Frieden auf dem Schießplatz. Und ebenso ruhig und sicher arbeitet die Bedienung. Nun,

so glatt und reibungslos wird es nicht den ganzen Tag weitergehen; aber für die jungen Kanoniere ist so ein ruhiges schulmäßiges Schießen für den Anfang sehr wertvoll; es gewöhnt sie an den ganzen Betrieb, den man beim Exerzieren doch nie so wirklichkeitsgetreu darstellen kann.

Unser Feuer auf das Batterienest, das nach einer Fliegermeldung an die Fernkampfgruppe gut liegen soll, fällt dem Engländer auf die Nerven; er will uns heimleuchten. Aber von der Existenz der Mörserbatterie an dem kahlen Bahndamm, in dieser unmöglichen Stellung, scheint er doch trotz dem Tiefflieger von heute früh noch nichts zu wissen. Das Streufeuer, das über die Batterie wegfegt, stört nicht weiter. Er vermutet den Übeltäter hier in der ihm offenbar bekannten Stellung in der Coulotte-Brauerei. Und darauf setzt er plötzlich einige leichte Batterien an. Es wird hier ungemütlich. Aber mehr auch nicht; die Batterie hier ist so glänzend eingebaut, daß sie dieses Feuer ertragen kann. Nichts gibt einer Batterie ein größeres Gefühl der Sicherheit, als der Gedanke: er meint uns aber kriegt uns nicht zu fassen! Das nennen die Kanoniere: Tommy lädt Munition ab! Und es ist ja auch lächerlich, wenn in rasendem Tempo große Munitionsmassen auf die falsche Stelle gehen. Die Mörser feuern weiter; aber nach und nach zieht der Gegner immer mehr Batterien hierher. Erst wischen sie mit ihrem Feuer durch das Gelände — dann aber kämmt eine unseren Bahndamm regelrecht ab. „Decken!" Alles verschwindet, die Feuerwelle geht über die Batterie hin. Nach einigen Minuten „Weiterfeuern!" Soweit ist die Sache noch harmlos. Die Schrapnells, die so schön herangeleitet werden, können uns nichts anhaben! Aber wie kommt er auf den Bahndamm? Anscheinend sieht er von der Lorettohöhe unser Mündungsfeuer herüberblitzen. Und richtig: eine mittlere Batterie von weit her beißt sich jetzt in ruhigem Tempo an uns fest. Jetzt wird es Ernst. Er schießt mit Beobachtung, Präzision. Aber ehe das Nest in Souchez nicht mindestens seine 200 Schuß hat, darf nicht abgebrochen werden. Es geht weiter; liegt das Feuer auf dem linken Teil der Batterie, feuert der rechte lebhaft, und links wird mal untergetreten, und umgekehrt. Das hat man schließlich im Gefühl. Einige Verluste haben wir: ein Schuß war vor einem Stolleneingang, wenn man diese Löcher so nennen darf, detoniert, 3 Mann sind verwundet. Sie werden in den Sanitätskeller in die Brauerei gebracht, in der Batterie geht es unermüdlich weiter. Das feindliche Feuer war nach und nach vorn etwas schwächer geworden, um jetzt plötzlich zum Orkan anzuschwellen. Gleichzeitig sehe ich, wie es sprungweise hinter unsere Linien gelegt wird. Ein paar Minuten atemloser Spannung, — da rattern vorn auf der Givenchy-Höhe die Maschinengewehre. Nun schert mich die Artillerie nichts mehr; in die Kolonnen da vorn das Feuer hinein! Zu sehen ist hinter der Qualmwand nichts, aber das ist ja gleich, jetzt in den Vernichtungsfeuerraum hineingepfeffert,

was die Rohre halten, und ein Herumdrücken um feindliches Feuer gibt es nicht. Wenn jetzt die Artillerie ihre Pflicht tut, dann hält auch die Infanterie. Aber zum Pflichttun gehört, daß sie noch da ist . . . Wir, als dem Gegner unbekannte Verstärkungsbatterie, haben bisher noch ziemlich ungestört arbeiten können; aber die Bodenständigen hat er doch mit seiner Artilleriemasse erheblich zugedeckt, da ist gewiß manche kurz und klein geschossen, und manche, die vielleicht nur noch aus einem Rohre feuert. Tatsächlich, er scheint vorn nicht vorwärts zu kommen. Jedenfalls verraten die unaufhörlich von jenseits des Höhenkammes aufsteigenden Sperrfeuerleuchtkugeln, daß unsere Infanterie noch dort liegt. Nun nicht nachlassen, Kanoniere! Wenn es jetzt auch schon etwas ungemütlich wird, es geht jetzt ums Ganze. Das wissen die Leute auch selber sehr wohl, und ich freue mich über die Selbstverständlichkeit, wie sie hier im Feuer ihren körperlich sehr anstrengenden Dienst tun. Die Stellung fängt an, wüst auszusehen. Teile des Bahndamms sind abgerutscht; und das 3. Geschütz ist halb verschüttet; es muß erst wieder frei gegraben werden; eine üble Arbeit im Feuer, die, wenn es das Unglück will, sehr viele Menschen kosten kann. Stapel von Munition und Leermaterial sind durcheinandergewirbelt, als seien es Kieselsteine, und vor und hinter der Batterie liegt Trichter neben Trichter. Das ist in einer Hinsicht ganz vorteilhaft, denn bei dem Heranbrausen eines „dicken Koffers" springen die Leute hinein und sind so leidlich gedeckt; aber das Herantragen der Geschosse auf der Geschoßtrage, die vier Mann schleppen, wird durch diese starken Bodenunebenheiten recht erschwert. Zu diesem Dienst gehören die kaltblütigsten Leute. Wenn alles sich decken kann, so müssen sie aufrecht im Gleichschritt über das freie Feld mit ihrer Last marschieren — fallen lassen gibt es nicht, etwa wie ein Maschinengewehr beim in Stellung gehen. Die Leute stehen auch wie die Bäume, es sind kräftige Burschen; freilich muß hier für häufige Ablösung gesorgt werden. Mit unheimlicher Genauigkeit schießt der Engländer jetzt auf die Batterie. — Ob ich das Arbeitskommando nicht doch lieber vom 3. Geschütz wegschicke? Aber nein, wenn es auch vorläufig mit zweien geht; fällt noch eins aus, dann muß das dritte wieder feuern können. Während mir dieser Gedanke noch durch den Kopf geht — eine Qualmwolke beim 3. Geschütz, ein Krach: Eisen auf Eisen, das ist ein ganz besonders harter durchdringender, scharfer Krach — Geschrei, Fluchen, Bewegung, ein paar Leute laufen aus dem Geschützstand heraus, der Qualm verzieht sich. Da sehe ich: ein Knäuel Toter und Verwundeter; anscheinend hat das Geschütz auch etwas abgekriegt. Ich schicke rasch zum Sanitätskeller und laufe hinüber, schnell die Verwundeten zum Verbinden geschafft, die vier Toten abseits getragen; das Geschütz untersucht: Richtbogen beschädigt — das feuert heute nicht mehr. Das alles darf das Feuer nicht aufhalten. Und es ist dringend: Während ich in der Feuerstellung bin, ruft mein Hilfsbeobachter

mich wieder dringend auf die Warte. Er ist ganz aufgeregt. Zeigt mir die Vimy-Höhe: „Da, er ist durchgebrochen!" Donnerwetter, das ist sehr böse! Ich sehe durch das Scherenfernrohr eine Unterstandsgruppe, wo bisher Reserven gelegen hatten. Dort ein eiliges Hin und Her — Handgranatenkampf, und vom Westen her in dicken Massen die erdgelben Engländer! Es ist zwar die Nachbardivision, aber schließlich unsere eigene bedrohte Flanke, und ein Ziel, wie es sich selten bietet! Was wird die Infanterie dort aufatmen, wenn wir ihr Luft machen! Also 'rumgeschwenkt das Feuer, Entfernung abgebrochen, und eine Salve in diese Rasselbande gepflanzt. Augenblicklich steht dort kein Engländer mehr, alles liegt... so leicht dürfen sie es nun doch nicht haben; ich hetze durch die Artillerie-Gruppe noch einige Kanonenbatterien mit Schrapnellfeuer auf diese Sache — es ist die reine Hasenjagd. Das ganze spielt sich auf der Höhe wie auf einer Bühne ab. Ich kann es mir nicht versagen, von den Geschützbedienungen einige Leute heraufzurufen, daß sie sich das ansehen können — das belebt das Interesse. Der Artillerist sieht ja sonst nichts vom Gefecht als die feindlichen Einschläge um ihn herum. Der Kampf dort ist offenbar zum Stehen gekommen, denn in dem Stützpunkt sieht man nach wie vor unsere Infanterie.

Inzwischen höre ich von der Fernkampfgruppe, daß der Tag für uns recht unglücklich bisher verlaufen sei. Links von uns sei der Gegner bis weit in die Artilleriestellungen eingedrungen, habe sehr viele Batterien weggenommen, es sei fraglich, ob er heute zum Stehen gebracht werden könne. Bei uns sei er nach dem ersten Anlauf wieder aus der vordersten Stellung geworfen worden — aber da unsere Flanke frei sei, müssen wir uns auf ein Zurücknehmen der Front spätestens in der Nacht einrichten.

Das war gegen Mittag.

Ich hatte am Morgen bereits in das Protzenquartier geschickt, um für alle Fälle meine Alarmbespannung in der Nähe und nicht 24 Kilometer hinter mir zu haben. Denn ich hatte mit einem Aufgeben meiner für Abwehrschlacht unbrauchbaren Feuerstellung gerechnet. Daß es gleich so kommen mußte, war bitter. Und die Aussicht, gegebenenfalls hier am Tage beim Herausziehen stundenlang mit den Pferden herumzuwirtschaften, war auch wenig verlockend. Aber es sollte auch für uns noch etwas schlimmer kommen. Das bisher auf der Batterie liegende Feuer hatte zwar nicht nachgelassen, und wenn es uns auch schon Schaden verursacht hatte, so waren wir nun nachgerade daran gewöhnt. So wurde die Feldküche, die gerade kam, allgemein mit Freuden begrüßt. Es wurde geschützweise Feuerpause gemacht zum Essen holen. Denn ein satter Soldat ist allein schon eine halb gewonnene Schlacht.

Dieses Küchenfuhrwerk ist eine Sehenswürdigkeit und Berühmtheit bei allen Divisionen gewesen, denen wir zugeteilt waren. Jeden Mittag, ob Ruhe oder Großkampf war, kam dieses Wägel-

chen mit seinen winzigen Schimmeln in wilder Fahrt angebraust. Einen Mittag ohne rechtzeitig warme Kost gab es in der Batterie seit Jahren nicht, und das ist bis zum Schluß so geblieben. Das lag an dem Schneid und dem Glück des kleinen Fahrers, den übrigens ein Jahr später doch das Unglück traf, und an dem eifrigen Koch. „Der dicke Dauer" hieß er in der Batterie. Klein, kugelrund, immer schmierig angezogen, dabei das Gesicht, wie die Berliner sagen: „ein Fettfleck", ein martialischer Knebelbart — so thronte Dauer auf seiner Goulaschkanone, der Stolz und Renommierkoch der Batterie. „Giche zur Stelle", mit dieser Meldung schob Dauer sich zu mir in den Beobachtungsraum, holte aus seiner Mütze einige Terminsachen, die ihm der Feldwebel mitgegeben hatte, gab mir für das Schießen einige gute Ratschläge und ging dann wieder hinunter zur Essenausgabe. Er stellte sich mit seinem Essenträger mitten hinter die Batterie, rief sich nach seiner Liste jeden Mann heran, und dabei war es ihm ganz gleich, was um ihn herum einschlug. So hatten wir mal den köstlichen Anblick zu sehen, wie ihm ein leichter Blindgänger zwischen die breitgestellten Beine fuhr, so daß er nach vorn überschlug. Dauer balanzierte im Fallen krampfhaft seinen Kochkessel, setzte ihn vor sich, langte mit der Kelle hinein, erhob sich dabei und kommandierte: „Kapitulanten vor", das heißt die Leute, die eine zweite Portion haben wollten. Dauer wirkte auch heute wieder allein durch seine Gegenwart auf die jüngeren Krieger äußerst beruhigend; und dann hatten sie auch alle tüchtigen Hunger.

So war die Stimmung glänzend in der Batterie. Alles saß im Stollen, ein Geschütz feuerte zurzeit, der Gefechtslärm hatte bedeutend nachgelassen, es schien, als ob das Gröbste überstanden sei. Wir feuern mit den beiden noch brauchbaren Geschützen wieder auf die Souchez-Artillerie. Das nimmt der Engländer aber gewaltig übel. Plötzlich wie aus heiterem Himmel kommen vier schwere Granaten gesaust, schlagen vor uns ein; nach einer Minute wieder vier, hinter uns; dann vier auf und hinter den Bahndamm, das heißt in die Stellung. „Feuerpause, alles in Deckung!" Kaum ist das Kommando heraus, da geht es los, in rasendem Tempo 20 — 50 — 100 — 200 Schuß, das Heulen bricht überhaupt nicht ab, ein Krachen im Marschtempo — und dann noch ein paar leichte Salven dazwischen. Jetzt ist Schluß, er räuchert uns aus. Da hat es keinen Sinn, wenn die Leute in diesen schwachen Stollen bleiben; bei dem Feuer weiterzuschießen, ist nutzloses Menschenopfer. Wir laufen hinüber, den Leuten zu sagen, daß sie in die Brauerei kommen sollen, in die betonierten „Heldenkeller". Schon ist es zu spät; ein Stollen bekommt einen Volltreffer, wird zusammengequetscht, und alles was drinnen ist, die ganze 8 Mann starke Bedienung ist begraben. Die Schurzhölzer splittern wie Streichhölzer. Ausgraben geht jetzt bei dem wahnsinnigen Feuer nicht; wer das versucht, bleibt liegen. Ungeheure Eisenmassen hageln über die Stellung, die zusehends ihr Aussehen

verändert und vor unseren Augen metertief geradezu umgepflügt wird. Der Bahndamm ist als solcher nicht wiederzuerkennen. Das 1. Geschütz kriegt einen Volltreffer, Granaten detonieren stapelweise, Kartuschen flammen auf in hellen Stichflammen — ein toller Hexensabbath! Auch die Batterie in der Brauerei bekommt noch ihr Teil; in einem Geschützstand ist die Betondecke durchschlagen. Der ganze Klotz bebt und wackelt; Scheiben zerklirren; es ist nicht gerade erhebend... „Gas!" Richtig, auch das noch! Wir Mörserknechte sind aus unserem Quartier in der Brauerei ins Freie gegangen, um uns die Vernichtung unserer Batterie anzusehen. Wir stehen etwa 300 Meter seitwärts, und verfolgen Schuß um Schuß. Jeder Kanonier wacht zärtlich über seinem Geschütz. — Ändern können wir daran nichts. Da fährt eine Granate beim 1. Geschütz unter die Bettung, reißt sie hoch, es entsteht ein tiefes Loch, das Geschütz neigt sich zur Seite und bleibt so liegen. Das alles ist bei dem Rauch, der die ganze Feuerstellung einhüllt, schwer zu erkennen. Wir können kaum die Augen offen halten vor Gasschwaden. Wenn wenigstens Wasser da wäre, daß man nachher die großen Kartuschbrände löschen könnte, denn wenn das so bleibt, dann können wir heute Nacht unmöglich mit den Pferden hier hineinfahren. Überhaupt das Herausziehen der Geschütze wird noch ein Problem werden! Anscheinend ist beim 1. Geschütz ein Rad abgeschossen — dann muß es liegen bleiben. Das wäre zu dumm, wenn der Tommy noch von uns ein Geschütz bekäme!

Gegen 6 Uhr flaut das Feuer ab. Wir gehen unter Gasmaske in die Feuerstellung. Es ist ein wilder Trümmerhaufen. Das 1. Geschütz hat einen Treffer auf das Rohr bekommen, das ausgebeult ist, dann noch die Sprengstücke in den Verschluß, so daß dieser nicht zu öffnen ist. Inzwischen ist ein Kommando daran gegangen, die Verschütteten aus dem Stollen auszugraben. Nach einer Stunde liegt er frei. Es ist keiner mehr am Leben, die Granate war durch die Decke in den Raum gefahren, dort detoniert und hat alles, was drinnen war, buchstäblich kurz und klein gerissen. Die Leichen und Leichenteile sehen grauenhaft aus. Sie sind nicht mehr zu erkennen. Es waren acht prächtige Leute. Nun heißt es die Geschütze zum Abfahren fertig machen, und in der Stellung soweit aufräumen, daß die Mörser herauskönnen.

Nach einer kurzen Besprechung mit dem Offizier von der vorgeschobenen Beobachtung, der nach Eintritt der Dunkelheit zur Berichterstattung über seine Tätigkeit in die Feuerstellung gekommen war, gehe ich mit einem Unteroffizier auf Erkundung, um uns die nach der Karte vorläufig bestimmte neue Stellung anzusehen.

Unterwegs treffen wir den Führer der Batterie-Munitionskolonne; er wollte uns in das Trümmerfeld da vorn noch zwei Kolonnen voll Munition bringen! Ich weise ihn an, die jetzt geladene Munition gleich in die neue Stellung zu bringen und dann mit den leeren Wagen nach vorn zu kommen, um das, was dort

noch brauchbar ist, zu bergen. Die zweite Ladung werden wir ja morgen doch nicht verfeuern, da wir von unseren drei Geschützen nur noch eins feuerbereit haben. Die beiden anderen kommen noch heute Nacht nach Douai in die Werkstatt, und Ersatz kann doch erst morgen abend da sein.

Während unserer Abwesenheit war in der Feuerstellung schon fieberhaft gearbeitet worden, um die Geschütze flott zu machen; und die Stellung war soweit gangbar, daß die Gespanne hineinkonnten. Das Feuer war fast abgeflaut, nur ab und zu kamen unbedeutende Feuerüberfälle in die Batterie. Die Trichter wurden ausgefüllt — natürlich nicht alle gleichzeitig. Mit Erde ging das nicht, dann hätte kein Mörser darüberfahren können, und Steine — von denen hätten wir einige Waggons gebraucht — die hatten wir nicht. So hatte sich im Laufe der Zeit die Praxis herausgebildet, eine Menge Stollenhölzer in einen Trichter zu packen, dann oben darauf ein Paar Wellblechplatten, dann konnte über diese Brücke das Geschütz hinüber — hinterher wurde sie abgebaut und in den nächsten Trichter eingebaut. So ging es Schritt vor Schritt langsam aber sicher. „Sicher" war die Hauptsache. Es mußte alles sehr sorgfältig gemacht werden. Stand auf der Brücke nämlich ein Rad einige Zentimeter tiefer als das andere, so war es derartig belastet, daß das ganze Geschütz sich senkte und auf die Seite neigte. Das war uns in dieser Nacht beim 1. Geschütz in der Dunkelheit passiert. Nun hieß es, mit Winden das Rad heben, Bohlen unterpacken, wieder anwinden — dann rutschte die Winde auf dem schmierig-lehmigen Brett aus, und das ganze Geschütz lag wieder schief! Also wieder von vorn anfangen. Das hat allein eine Verzögerung von zwei Stunden gebracht. Um diese Vorarbeiten ausführen zu können, kommen jedesmal mit den Protzen einige Wagen mit Baustoffen in die Stellung. Ist alles vorbereitet, dann kommt die Probe aufs Exempel. Man hofft: diesesmal muß es glatt und reibungslos gehen! Erst noch den nächsten Feuerüberfall abwarten — die nächste „Abreibung", wie die Kanoniere sagen —, dann wird der Troß von Wagen und Pferden in die Stellung hineingeholt. Acht Pferde sind vor der Protze. Da es unergründlich tiefer Schlamm ist, auf dem die Lafetten zu schwimmen scheinen, kommt bei jedem Geschütz noch ein Viererzug an die Haken der Lafettenachsen. Die Geschütze sind auch schon von Menschen in mühevoller Arbeit an Langtauen aus ihren Ständen herausgezogen worden. Je schwerer die Last, um so weniger mit Pferden arbeiten. Auch jetzt, wo bereits die Pferde vorgelegt sind, bleiben die Kanoniere an den Tauen. Auf Kommando rucken alle 60 Mann gleichzeitig an, und ist die Karre im Rollen, dann erst legen sich die 16 Pferde in die Sielen und mit weithin in die Nacht hallendem Mordsradau klappert der Mörser mit seinen Radgürtelplatten los — bis er nach einigen Metern im Schlamm versinkt... dann geht das Spiel mit dem Losgraben, Hochwinden, Bohlen-Unterbauen wieder von vorn an. Für die Kanoniere eine sehr anstrengende

Arbeit, da die Pferde hierbei wenig Hilfe bedeuten. Sie sind durch die dauernde Schießerei an sich schon unruhig, und so ist das gleichzeitige Anfahren dieser Riesenlast bei einer so großen Zahl von Pferden unmöglich. Für den Batterieführer sind solche Stunden auch unendlich lang. Denn man hat dazu alles, an Menschen und Pferden, in der Stellung. Man hofft, den richtigen Moment abgepaßt zu haben, wo das Feuer mal etwas Ruhe läßt. Nun geht es nicht in der gewünschten Weise...

Jetzt geht die Schießerei wieder los. Soll ich nicht doch lieber alles hinausschicken und eine Stunde warten? Sitzt ein Schuß drinnen, dann bleibt alles liegen! Aber dann nachher wieder völlig von vorn anfangen? Lieber wage ich es. Und so wird frisch weitergearbeitet. Man beobachtet das feindliche Feuer, ob es nicht doch mal zu nahe einschlägt, oder gar völlig auf die Batterie zuwandert — die Spannung ist erdrückend.

Da ... schlägt ein Schuß in einen Munitionswagen, der bei einem Geschoßstapel auf dem Flügel der Batterie hält. Als sich der Qualm verzieht, stürzen wir hin: der Wagen ist zersplittert, die Geschosse weit fortgeschleudert, die Pferde stehen zitternd und blutend da, eins wälzt sich schreiend an der Erde herum — die Fahrer hatten sich hingeworfen, einer hat eine leichte Kopfverletzung, der andere einen Splitter durch den Stiefel bekommen, beide sind eigentlich mit dem Schreck davongekommen. Die Kanoniere waren beide in das Erdloch hineingestiegen, um Granaten heraufzubringen. Das eine Pferd, dem die Eingeweide heraushängen, muß erschossen werden — — —. Die drei anderen werden nach Hause geführt; es sind nur unbedeutende Wunden.

Das Feuer wird stärker; glücklicherweise geht alles weiter rückwärts in die nasse Wiese, die die Schüsse unter mächtigem Schlammaufspritzen sang- und klanglos verschluckt. „Immer schieß man, lieber guter Tommy, dahin 1000 Stück auf einen Haufen..." sagt Sergeant Sl. aus Oberschlesien. Ich denke: „aber wehe, wenn dabei der Schlumpschütze 150 Meter zu kurz schießt!"

Endlich gegen 11[30] Uhr rattert der letzte Mörser aus der Stellung. Auf der Straße dahinter wird geschützweise Halt gemacht, die Gürtel abgenommen von den Rädern, Rohre ausgelegt und auf die Rohrwagen geschoben — und dann liegt alles hinter uns.

Die leichten Batterien haben es besser; sie jagen mit ihren Protzen heran, haken ihr 40—50 Ztr.-Geschützchen auf und eilen davon. Hier bei diesem 180 Ztr.-Geschütz ist ein Stellungswechsel der langwierigste und schwerste Arbeitsdienst, unter großem Menschen- und Pferdeaufgebot, ohne Deckung. Er erfordert für die Mannschaft große Ruhe und Kaltblütigkeit, und für den Führer nicht minder, da er für das Wohl und Wehe seiner ganzen Truppe hier verantwortlich ist.

Dann geht es weiter in die neue Stellung, — morgen ist wieder Großkampftag.

Der Tod von Ypern,
Herbst 1917.
Von Wilhelm Schreiner.

Flandern!

Mit hartem Meißel hat die Geschichte von neuem den Namen ins deutsche Herz gegraben. Tausendfach verschieden ist der Akkord, in dem die Seele mitschwingt, wenn der Klang: „Flandern" an ihre Saiten hinhaucht; von dem harten Dur stolzester siegfroher Erinnerung bis zum schrillen und wehen und gebrochenen Klagen bittersten Schmerzes und Leids. O Flandern, Flandern, welch breiten Trauerflor trägt deine Schönheit und deine Geschichte nun — für uns. Und zugleich strahlt für den, der es erlebt hat, der Glanz trotzigster Tat, edelsten Siegertums um diesen leidgezeichneten Namen.

Flandern!

Zweimal ward in bitterstem Ringen des Reiches Schicksal dort von deutschem Heldentum gemeistert. Beidesmal in Herbsttagen. Im ersten und im vierten Kriegsjahr.

Als im ersten Herbst, noch eh sich die stählerne Westmauer schloß, zwischen Lys und Yser die Bresche drohte, durch die sich der Feind auf Brüssel zu stürzen und den ganzen Westen rücklings aufzurollen und zusammenzuschmeißen hoffte, da warf notgedrungener Entschluß die jungen Regimenter deutscher Kriegsfreiwilligen, unfertig ausgebildet noch, in die Niederungen Westflanderns. Damals ward im deutschen Bewußtsein der Name „Flandern" wach. Er wird nicht wieder daraus schwinden. Und neben ihn zugleich trat der andere Name und begann sein rätselhaftes Raunen: „Ypern!" Seine Geheimnisse liegen unter seinen Trümmern. Wir haben die Stadt nie erreicht. Grade deshalb hört das Ohr aus ihrem Klang Laute der Sehnsucht, wie wenn einer von einer Ferne spricht, die er nicht erreichte und einer Krone, die er nie griff. Und doch, wie ward gerungen um die breite Niederung mit der Perle Westflanderns in ihrer fruchtbaren Mitte. Und wie ward wahr gesungen: „O Ypern, deine Mauern sind rot von Blut..."! Damals sank die Blüte der deutschen Jugend unter dem Sensenhieb des Todes. Des Todes von Ypern. Alte Sage lebte in dem Namen auf und schritt neu gestaltet

über die opferrauchenden Gefilde. Der „Tod von Ypern" hat sein Werk getan. Es war abgesehen vom Ende der menschlich tragischeste Augenblick des Krieges, damals nur von wenigen geahnt und ermessen, als Deutschland, um zu leben, seine Zukunft, seine Jugend in den Tod werfen mußte und es war der stolzesten deutschen Erlebnisse eins, daß diese deutsche Jugend singend in den Tod schritt. Begeistert, tatbereit, wie sie sangen: „Hab und Leben Dir zu geben sind wir allesamt bereit!"

Als ich nach der Gasschlacht im Frühjahr 1915 zum erstenmal nach Flandern kam, hatte sich der „Tod von Ypern" in die Trümmer der Stadt zurückgezogen, Ruhe war an der Flandernfront eingezogen. Knapp hinter der Linie konnte man im Feld zwischen rotem Mohn und blauer Zichorie träumen und mit den weißen Wolken ostwärts treiben, der Sehnsucht nach. So ruhig blieb es. Zwei Jahre lang. Nur selten sprang der zuckende Blitz eines jähen Kampftags aus dem Gleichmaß der übrigen. Auch die Ruhe freilich ward blutig, dafür sorgte schon die Eigenart des Geländes. Und der Bogen von Ypern blieb doch immer ein feindliches Sprungbrett.

* * *

Im Frühjahr 1917 reckte sich der „Tod von Ypern" neu und jäh empor, gespenstig, riß Hunderte aus berstenden Minenexplosionen in seinen Arm und führte im Sturmschritt die englischen Regimenter zum Stoß durch die deutsche Front. Trotz aller Überraschung und Kraft vergebens! Aber es blieb nur wie ein erstes Atemholen. Gewitterschwüle lastet über den Geländewellen, umgeistet die pappelgesäumten Straßen, nistet in den Unterständen und Dorftrümmern. Und raunt ein zerrissenes Lied. Drinnen klingt's wie Tubastöße drohender Schlachten, drinnen schluchzt es wie das Weinen von Müttern. Die Heere halten den Atem an, gewärtig neuen Ringens um das deutsche Schicksal.

Und während der Sommer ins Land geht und verglutet, stöhnt die Erde Westflanderns unter der Wucht eines Granathagels ohne Ende und bäumt sich unter dem wilden Wüten des Trommelfeuers, das sieben Schlachten einläutet, die einander von Mal zu Mal überbieten in Glut und Gewalt. Zum zweitenmal steht in Flandern das Schicksal Deutschlands auf dem Spiel.

Und zugleich das Englands. Denn alle sieben, vom letzten Julitag an schlug der Brite um ein Ziel: Durchbruch. Das bedeutete strategisch: Vormarsch; einmal in der Richtung der Küste auf Brügge und Zeebrügge — dort saß die Ubootspest —, und zum andern in Richtung Antwerpen, Brüssel — das bedeutete Wiederaufnahme des großen Plans vom Herbst 14: Aufrollung der Westfront, durch Belgien zum Rhein!

Dem weitgesteckten Ziel entsprachen die Mittel; Batterie stand neben Batterie. Munitionsmengen lagen bereit, die täglich den-

selben Verbrauch erlaubten, wie er während der Sommeschlacht in drei Monaten war. Bis ins kleinste hinein war der Durchbruch vorbereitet, eine Materialisierung des Kampfes von erdrückender
Kein Wunder, daß dem englischen Infanteristen erreicht Übergewalt darum sein Anteil am Kampf als besseres Gehen einer „Tageslichtpatrouille" hingestellt wurde; irgend etwas Vortreibendes brauchte der Tommy. Seine Führer wußten freilich, warum sie größte Massen aufboten, um diese „Tageslichtpatrouille" zu „gehen". Es waren Massen, wie sie selbst Brussilow nicht gegen die deutschen Linien trieb. Ihre Kampfesweise lag, bis ins Einzelste geregelt, in klaren Befehlen vor, ihr Zusammenarbeiten mit den bahnbrechenden Kampfwagen und einer Unzahl von Fliegern war bis ins Kleinste festgelegt, der Sturm an nachgebildeten deutschen Stellungen hinter der englischen Front bis zur Bewußtlosigkeit geübt, ein Höchstgrad der Mechanisierung erreicht, der die ganze Operation zum einfachen Rechenexempel machte.

Wenn nur die verfluchten Unberechenbarkeiten nicht gewesen wären!

Die wirft der in die Wagschale, der den Geist in sich trägt. Und das war der Gegner, war die deutsche Truppe. Zermürbt wähnte sie die britische Berechnung, zermürbt vom Jammer dreier Kriegsjahre unter dem ständigen seelischen Druck zunehmend schwierigerer Heimatverhältnisse, zernagt von berechneter Zwietracht und Mutlosigkeit, die mit englandfreundlichem Wasser gespeiste Mühlen innerhalb der belagerten Burg seit Monden unter die Massen plätscherten. Wozu rollte denn das englische Pfund?! Sie waren keine schlechten Rechner, sind's nie gewesen, die Briten; den Spiegel der deutschen Seele trübte manche Wolke und ihr reines Bild verzerrte mancher Sturm. Aber noch blieb sie unter der gepeitschten Oberfläche klar bis zur Tiefe. Bis zum Goldgrund ihres Wesens. Den hob sie als Schild und stand und litt ohne Wanken. Und siegte.

Im Gluthauch heißester Abwehr stand sie unerschüttert und siegte. Weil sie lebte, verankert im Wesensgrund eines jeden der Tausende, die ihren Leib dem Tode boten und ihren Körper dem Schmerz und ihr Gefühl dem Grauen in dem heißen Atem der Abwehrschlachten. Mondelang schon wälzte sich deren feurige Glut über die blutsatte Erde Flanderns, lange Wochen, aus deren Dauerkämpfen sich wie Firne in Weißglut brennend die sieben Großkampftage hoben, ein strahlend Siebengestirn deutscher Treue, deutscher Kraft, deutschen Heldentums. Truppen aller deutschen Stämme teilten sich in Last und Lorbeer des Kampfes. Söhne aller deutschen Gaue trugen ihres Herzens Schlag geistgestählt durch Feuer, Schlamm und Hitze.

Und schlugen dem Feinde das Blatt seiner Rechnung aus der Krämerkralle. „Der Geist gibt den Ausschlag."

Der Brite besah sich die Rechnung. Sie war quittiert. Leere Hände aber behielt er, so oft er sie auch vorgelegt. Trichterwüsten von einer halben Stunde Weite, Trümmerhaufen — einst hießen sie Langemarck und St. Julien —. Und das war alles? Darum Hunderttausende vergebens geopfert? Nein. Verbissen gräbt der Henker der britischen Divisionen das Auge in die dunstige Ferne über den Ebenen Flanderns. Um seinen Mund steht eine starre Falte ungebeugten Wollens. Es ist eine weltgeschichtliche Stunde für sein Vaterland. Noch ist keinerlei Nachlassen der harten Zange des Unterseekrieges zu spüren. Bleibt das so, dann bedeutet es für England in naher Zeit den Offenbarungseid. Darum muß das Nest ausgeräuchert, Zeebrügge erobert werden. England will es. — Und ebenso bitter ist die zweite Aussicht: Gelingts der deutschen Tauchboote langsam doch Herr zu werden und der umklammerten Gurgel Luft zu schaffen, dann geht der Krieg weiter. Dann aber noch mindestens bis in den nächsten Sommer. Zu beenden ist er dann nicht ohne Amerikas Hilfe. Mit ihr aber gleitet notwendig die Führung der Weltpolitik aus der englischen Hand. Wird aber Amerika die Vormacht der Welt, was nutzte dann England der Krieg? Drum muß die deutsche Front zerbrochen sein, ehe sie von drüben zur Hilfe zu kommen brauchen. Zwei Fliegen schlägt so die Flandernschlacht mit einer Klappe. So oder so. England will es. Sein Schicksal steigt aus den versumpften Trichtern um Ypern. Seine Freiheit und seine Vormacht. Nervös zucken die buschigen Brauen des Generals: „Wenn, ja wenn aus der Flandernschlacht Sieg wird und Vormarsch" Goddam, es muß. Muß! Muß!

Und darum wirft der Brite immer wieder die Blüte seines Heeres, seiner Männer in die Flandernschlacht, entfacht die Glut aufs neue mit Hekatomben nutzloser Opfer. Was kümmert's ihn, daß nun nach sieben Schlachten noch nicht einmal das erste engbegrenzte Unterziel erreicht ist, nicht einmal die beherrschenden Höhen Westflanderns zwischen Thielt und Thourout; daß er noch immer im Ypernbogen steckt. All eins — so muß der Herbst erzwingen, um was der Sommer vergebens rang: Durchbruch um jeden Preis!

Das freut den einen, dem's bei jedem Trommelfeuer wie neues Leben durch die Glieder rinnt; denn er gewinnt im grausen Spiel. Und seine Augen flackern hell in den tiefen Höhlen und seine knöchernen Gelenke federn. So schleicht der „Tod von Ypern" immer wieder aus den Trümmern seiner Stadt, schweift wollüstig durch die Niederungen und streichelt mit dem Blick des Schlächters die neu bereitgestellten britischen Divisionen. Er wittert Blut und schreitet wie zum Tanz.

* * *

Im Hinterland vergilbt des Sommers Kleid; die letzten Purpurfarben rafft sich der Herbst vom Weg und stopft die Löcher seines Mantels mit bunten Flicken. Und schmückt sich vor dem Sterben noch ein letztes Mal zum Fest. Verspäteter Mohn glüht noch hier und dort am Feldrain und flammt mit dem Blättergold um die Wette wie stille Feierkerzen. Hecken und Knicks lohen bunt und satt im klaren Licht der Sonne, schnellsegelnder Wolken kühlere Schatten laufen hurtig über das ruhige Land. Wie Wellenrauschen zieht es durch die hohen Pappeln an den Straßen, flirrend drehen sich die astmüden Blätter auf den Stielen, als schüttle sie das Grauen vor kommender Talfahrt zu Moder und Fäulnis. Teiche träumen dunkel und still um zierliche Schlösser, Windmühlen breiten die Arme und helfen das Antlitz des Landes prägen. Ja, dort hinten, dort lebt noch das Flandern von ehedem.

Vorn zwischen den Trichtern zeigt die zerhackte und zerrissene Erde kein vertrautes Gesicht mehr. Auch von des Herbstes buntem Glanz haftet nichts mehr da vorn zwischen den Narben der Schlachten. Kein falbes Grün am Weg und Kraterrand, kein rotes Laub mehr um Ruinen, kein Blattgelb zwischen lichten Ästen mehr. In die Öde zerborstener Erde streut der müde König Herbst nur seine Herbheit, nicht seinen Schmuck; nicht lebensfrohe Farben mehr, nur Härte und Hauch des Todes. Und wenn er selbst sich auch nicht vorwagt in die Trichterzone, die Batterien aus dem Hinterland, das ihm allein noch sicher scheint, die nehmen seine Botschaft ab und tragen sie vieltausendfach nach vorn, die Botschaft, unter der die Erde zittert... vom Sterben... vom Sterben...

Je müder der Herbst wird, um so stärker wird ihr Brüllen. Doch ist's nur Echo auf den Klang der Gegenseite. — — —

* * *

Die ersten Oktobertage bringen dem Armee-Oberkommando der beiden „Abwehrlöwen", Sixt von Armin und seines Generalstabschefs, von Loßberg, von allen Seiten übereinstimmende Meldungen, daß das Unmögliche Wirklichkeit wird und des Gegners Feuerorkan noch mehr anschwillt. Die achte Flandernschlacht wirft ihre Schatten ins Gelände.

Der Brite zögert nicht. Denn jeder Tag kann jetzt die Schleusen an Flanderns Himmel öffnen. Dann droht ihm Wassernot; solang er sich noch immer in die Niederungen schmiegt und nicht zum mindesten die Bodenwelle von Passchendaele erreicht, und durchstößt wenigstens bis Roeselaere. Mit Britenzähigkeit greift wieder des Gegners Faust nach nahem, unerreichbar fernem Sieg.

— — — — — — — — — — — —

Als der vierte Oktobertag sich den Armen der Nacht entwand, brach das Trommelfeuer von Tausenden von Geschützen aller Kaliber wie ein wahnwitziger Wirbel über die deutschen Stellungen. Eine Stunde später duckten sich zwölf neue englische Divisionen zum Sprung auf die vierzehn Kilometer breite zertrommelte Front. Eine Viertelmillion frischer Streiter straffte die Sehnen: Durch! Wie ein glühender Krater hob sich ein neuer Großkampftag aus Flanderns Flur.

Die Verteidiger standen wie angewurzelt, standen und sanken, standen und siegten. Und wo der Feind zermalmend über sie hinwegschritt, warf ihn der Stoß der Kampfreserven.

Wieder, wie noch jedesmal seit dem Sommer schälten sich schnell aus dem Gewirr der Abschnittskämpfe die eigentlichen Brennpunkte der Schlacht; sie blieben immer die gleichen: Im Verlauf der Straße Ypern-Thourout bei Poelkapelle und längs der Straße Ypern-Roeselaere bei Zonnebeke und Becelaere.

Kurze Sonnenblicke aus tiefhängenden eilenden Wolken gaben den Spähern der Luft scharfe Sicht zwischen den Schwaden von Dunst und Rauch, die über dem Schlachtfeld hingen und immer neu genährt vom Boden aufstiegen. Fliegerbeobachtung brachte rasch die Reserven an die richtigen Stellen.

Wild wogten Stoß und Gegenstoß um das Dorf Poelkapelle, wilder im Süden das Ringen im Polygonwald mit seinen granatzerhackten Resten. Erbittert suchte der Brite hinter Zonnebeke das kleine Stück nach Broodseynde hinaufzukommen, wo das Wegekreuz gute Einsicht bis nach Morsleede hinauf gibt. Selbst hier im steigenden Gelände, selbst zwischen den Waldstücken um Becelaere und Gheluvelt setzte er seine schwerfälligen Kampfwagen an. Wie Ungeheuer der Vorzeit brachen sie aus dem Dunst und schoben sich über Gräben und Trichter hinüber mit den Bewegungen einer Schildkröte. Ihre Schnelladekanonen feuerten vernichtend auf die nahen Ziele, denen die Abwehrwaffe fehlte.

Aber da brachen durchs Gewirr der Gräben und Granaten einzelne deutsche Feldbatterien ein. Standen frei im freien Feld und gaben Vernichtungsfeuer. Die Kampfwagen wendeten, wo sie konnten. Und blieben noch im Wenden liegen. In hohen Stichflammen zuckten die Benzinbehälter auf und wandelten die geschützstarrenden Wagen zu Krematorien ihrer lebenden Besatzung.

Regiment um Regiment setzte der Brite neu ein. Es ging ums Ganze. Und mit allen Mitteln: Flammenwerfern und Minen, Kanonen und Gewehren vom kleinsten zum größten Kaliber. Angriff und Gegenangriff brandeten wild aneinander hin. Mittag war schon vorüber. In einander verbissen rangen die Gegner mit zäher Wut ohne Zeitgefühl und Pausen.

Die Wolken jagten schneller. Windstöße fuhren in den Dunst über den Niederungen, kalt kam die Brise von der See, brachte Regen und schwoll zum Sturm.

Mit ihm die Schlacht zum Höchstmaß der Erbitterung. Nicht Regimenter, ganze Divisionen wieder warf der Feind aus Ypern vor. Im Abendangriff wurden sie nun frontal auf das Ziel des Tages angesetzt: auf Roeselaere. Aber nicht einmal die Voraussetzung für seine Einnahme, der Besitz des Höhenzuges von Passchendaele, ward dem Briten gegeben. Schon nach dem ersten Kilometer blieb er zweitausend Schritt vom Ort entfernt unter der Wucht der Gegenstöße liegen und vermochte nur die westlichen Höfe von Wallemoolen zu behaupten und anschließend an den Windmühlenhügel das flache Feld von Gravens-Tafel und Kerselaerehoek.

Mit einbrechender Nacht sandte er wieder ins zwei Stunden entfernte Roeselaere großkalibrige Grüße und legte auf Passchendaele unerhörtes neues Sperrfeuer.

Ströme von Blut hatte ihm der Tag gekostet, der Deutsche schon im Ansprung ihm den Fangstoß gegeben. Das Ergebnis seiner acht Flandernschlachten blieben nach vier Monaten die wenigen Kilometer, die einst im ersten Kriegsfrühling die Gasschlacht innerhalb acht Tagen drei deutschen Divisionen in die Hände gab. Nun aber sah er die deutsche 4. Armee unerschüttert die Linie ihrer Stellungen vom ersten Kriegswinter halten.

Und dabei mußte er doch durch; mußte er doch heraus aus dem Ypernbogen. Mußte stürmen! Bis zum Weißbluten.

Sir Douglas Haigh holte neue frische Divisionen heran, noch in der Nacht erreichte die fernen der Marschbefehl.

Und wenn sie kamen, entbrannte die neunte Flandernschlacht. Der Brite konnte nicht locker lassen, er mußte zäh sein. Es ging ums Ganze. Haigh wußte es.

Aber auch die beiden Abwehrlöwen. Und während Regen und Sturm übers blutende Feld fegten und die Niederungen Flanderns in Sümpfe wandelten, setzten sich auch hinter der deutschen Front neue Reserven in Marsch zur Abwehr kommender britischer Verzweiflungsschlachten.

* * *

Deutsche Reserven! Allzuviele sind nicht mehr da. Und sie kommen nicht wie die englischen von der heiteren Ruhe rasiger Sportplätze, aus Fernen, die kein Kanonendonner mehr erreicht, kommen nicht satt und genußfroh im Blick auf eine Verpflegung, die den deutschen Musketieren wie Schlemmerei erscheinen würde. Und sie gehen nicht wie die englischen für zwei Tage in die Schlacht, um nachher wieder Wochen zu ruhen und sich zu pflegen in jener sportreichen Ferne. Die hier, die die Esse der Flandernschlachten unermüdlich verschlingt, kommen aus Schlacht und gehen in Schlacht. Dazwischen ein kurzes Aufatmen, Atemholen, so kurz, daß es oft kaum ins Bewußtsein dringt. Es ist drum eine Weihe der Größe um alle die grauen Gestalten, die so immer neuen Schlachten entgegen-

marschieren, um sie alle, die guten und die schlechten, über denen ein Schicksal lastet, die ein Ziel zwingt.

Das Erleben des Einzelnen gleicht dem von Tausenden seiner Brüder und dieses tausendfache Erleben, Leiden und Ringen läßt sich gar nicht anders verstehen und anschaulich machen, als durch die Darstellung des Schicksals Einzelner; in ihrem Erleben wird das ihrer Kameraden erkennbar. So wird's ein Weg zum klaren Erkennen, tiefem Fühlen und stolzem Erinnern, wenn sich die Strahlen aus dem Erleben der Tausende wie in einem Brennpunkt, im engen Lichtkreis eines Einzelschicksals sammeln.

So gehörte zu den heranrollenden Reserveverbänden auch ein Jägerbataillon, in dessen Geschichte der Name Flandern den breitesten Raum bereits einnahm. „Flandern" hieß für die Jäger Kriegsheimat. Aber „Flandern" trug auch für sie den schwärzesten Trauerrand. Von jener ersten Herbstschlacht her durch zwei lange Jahre und frisch und weh seit den letzten Junitagen.

Von Ingelmünster wand sich die Marschschlange der Kompagnien auf Iseghem vor. Ein mühsamer Marsch, am Rand der Straße, auf der sich ständig Kraftwagenkolonnen kreuzten auf dem Wege von und zur Front. Die Jäger wateten im tiefen Morast und horchten auf das nahe Brüllen der Schlacht aus der Richtung Morsleede und Passchendaele. Stumm grüßten die „alten" — es waren nicht viele mehr — so manches Bild am Wege, längst vertraut. Fehlten ja nur zehn Tage genau, da schritten sie vor drei Jahren... dieselbe Straße ...zur ersten Schlacht. „Lang, lang ist's her"; ja, lange. Was morgen kam da irgendwo ums alte Passchendaele, die wievielte Schlacht das wohl war? Ja, wenn's einer wüßte! Man zählt sie ja längst nicht mehr...

Regenschauer prasselten auf die Truppe nieder. Schwer zog das nasse Gepäck und der triefende Mantel, zäh pappte der Straßendreck an Rock und Hose. Mit jedem Schritt war's, als wollte die flandrische Erde einen nimmer los lassen.

Das Bataillon bog in Iseghem auf Rumbeke ab und zog dann quer durchs Gelände zur Bayern-Baracke bei de Ruider. Das Marienhäuschen, das einst am Wegekreuz grüßte, lag auch nun in Trümmern. Wie doch Schritt und Tritt den Vergleich erzwangen mit „Damals".

Gerüchte flackerten auf. Die Engländer sollten am vierten bis zum Bahnhof Morsleede durchgestoßen sein. In dieselbe Ecke gings wohl wieder, zwischen Morsleede und Passchendaele, wo man im ersten Herbst die Feuertaufe empfing. Ahnend griff die Seele zurück ins „einst" und aus dem Dunkel trat wieder klar wie selten, der schwarze Tag an der Windmühle bei Wallemolen, an dem das Bataillon in jenen harten Kämpfen des opferreichen Freiwilligenansturms aufgerieben ward, heimkehrte mit neunzig Mann von achthundertfünfzig.

Zug Eck von der zweiten Kompagnie fand noch notdürftig Platz in der übervollen Baracke. Der Zugführer empfing die letzten Meldungen seiner Gruppen. Er suchte den Schatten des Schuppens und Minuten der Ruhe. Mit dem Wiedersehen fertig zu werden im Ahnen kommenden flandrischen Geschicks.

Einsamwerden! Das hatte ihn Flandern bisher noch immer gelehrt. Von jenen ersten herztrauten Kameraden des Herbstes 1914 — einer nach dem andern gegangen. Tot, verwundet, gefangen. Wie oft ward er nicht bitter allein in den langen flandrischen Sommern darauf. Und wiederum: was an leuchtender Freundschaft der letzte froststarre Winter in Galizien gebar — zertrommelt brach es im Wytschaetebogen, am Hollebeker Kanalknie zusammen und starb mit den granatzerrissenen Resten letzten flandrischen Frühlings. Wieder ward er einsam. Herzinnerst einsam. Und aus dem sinkenden Abend mit seinem Donnerton der nahen Schlacht auf den Stätten schmerzstolzer Erinnerung von einst und jüngst hob sich die Sphinx von morgen; nicht als Schreckbild, nicht als Schicksal, sondern als Ziel des Wollens, als Aufgabe und Amt. Wie anders, härter, tiefer noch, bewußter, wurden Fühlen, Denken und Wollen.

Damals in Begeist'rung erster Schwertliebe —

„Drei Rosen in den Flintenlauf.
Drei Rosen um den Säbelknauf —
Unbändig und verwogen —;
Von übermütiger Kampfeslust
Geschwellt die sieggewisse Brust,
So sind wir fortgezogen.

Längst hat die Rosen Sturm zerwühlt,
Den Übermut die Zeit gekühlt,
Wir wurden ernst und stille.
Aus jugendlicher Kampfeswut
Ward eisenharter Mannesmut
Und heiligernster Wille."

Purpur glühte im Westen über den Schatten des Landes, im magischen Widerspiel mit den Leuchtkugeln der nahen Front um Passchendaele. Landeinwärts flammte Feuerschein aus manchem Hof, den unter Tag das Zerstörungsfeuer englischer Geschütze sich ausgesucht. Auch über Roeselaere zuckten Brände und spielten gespenstig mit dem Rauch, der über der Stadt hochstieg. Täglich schossen die Briten hinein. Geräuschvoll schlich das Dunkel über die Felder. Auf unsichtbaren Wegen ratterten, in den Atempausen des Feuers nur vernehmbar, die Autos, knarrten die Achsen schwerbeladener Fuhrwerke. Nahrung für Rohr und Mann nach vorn zu bringen, gestattete ja nur die Nacht.

Regen und Nebel verdüsterten den nächsten Tag. Die Jäger waren in ständigem Aufbruch, lagen zwischen den Artilleriestellungen

bei Pottegemsgoed, mußten öfters den Standort wechseln, wenn Feuerüberfälle zu nahe kamen. Dazu oft Gas, von dunklen Granaten ausgestoßen, das in der Nässe lange an der Erde klebte. Es goß in Strömen Nächtens tappte Eck mit seinem Zug zur Brauerei von Passchendaele, wo er in der Nähe die „Ruhestellung" von Jäger 4. übernehmen sollte. Beim Kampf-Truppen-Kommandeur im „hohen Kellersaale" unter den Brauereitrümmern erster Aufschluß über die Lage. Sie war ziemlich bescheiden. Zunächst blieb die 20. Infanterie-Division abzulösen. Daneben tropften ständig kleinere oder größere Trupps von Bayern nach hinten. Ob abgelöst oder nicht, war nicht festzustellen. Andern Tags bereits wieder Umzug. In ein zerfallenes Gehöft abseits vom Strichfeuer. Gar ein Ofen fand sich, der den nassen Windzug im klapprigen Bau abhalten half.

Eck beobachtete unbemerkt seine Leute. Die jungen, neunzehnjährigen, letztgekommenen Ersatz, und die rauhen Alten: Familienväter, Arbeiter und Bauern; die Mannigfaltigkeit ihres Lebensgeschicks stand deutlich vor seiner Seele, kannte er doch jeden einzelnen von ihnen, seine Sorge wie seine Hoffnung.

Freilich brauchte es ein scharfes Auge und ein gleichgestaltetes Fühlen, um durch das Netz von Gebärde und Wort die innere Einheit ihres Geistes zu erkennen. Hinter oft stumpfem Blick, hartrauhem Soldatenwort, knorrigem Witz und unscheinbarem zwangsläufigem Tun glänzte es golden aus der Tiefe, glühte die deutsche Seele — in heimatlicher Ferne mit ihrer Sehnsucht verankert, von keiner Begeisterung mehr wie einstens verklärt, aber bis zur Selbstentäußerung zusammengewachsen mit der deutschen Pflicht.

Am dritten Abend nahmen die Essenträger noch einmal Post mit. Jeder sandte einen Gruß. Sonst blieb die Seele karg verschlossen und bohrte einsam an der Frage der nächsten Zukunft. Wann denn endlich?! Nur endlich, endlich einmal vor ins Feuer und schießen und sich wehren können. Nur nicht dieses Stillehalten länger!

Durch die Ritzen pfeift der Sturm, sprüht des Nachtnebels feiner Wasserdunst. Eine einsame Kerze erstickt fast im Brodem gedrängter Menschenfülle der Schnarcher und Schläfer. Dem einsamen Schreiber sinken die Lider. Der Gedanke: „Morgen" stiehlt sich mit in den unruhigen Traum. Draußen fangen die stählernen Wölfe ihr Gebell immer lauter an. Vom nahen Einschlag zuckt mancher der Schläfer hoch.

Vor dem ersten Dämmern schwoll draußen das Feuer zum Orkan. Wirr riß das schlagfertig einsetzende Trommelfeuer die Schläfer auf! Verflucht und zugenäht! Alles schwamm. Die ganze Bude. Es goß die ganze Nacht. Sauerei einfach. Und erst draußen. Allerhand! Unten Sumpf und in den Lüften das wilde Heer!! Tommy mußte was vorhaben.

In den Aufbruch platzt ein Melder: Befehl: „Das Bataillon bezieht die Bereitschaftsstellung hart östlich Passchendaele."

„In Reihe zu einem" geht Eck mit seinem Zug los. Richtung Passchendaele. Drüberhin ringen die Artillerien in brüllender Wut. In fahlem Umriß wächst die Welt aus der Nacht im Schein ihrer Schüsse. Bereitschaft . . . . „Und kommst Du, Früh, im blut'gen Kleid . . ." . . . bereit! komm' an!

* * *

Der Morgen kam.

Ein heißer Morgen.

Aus einer Hölle von Trommelfeuer sprang einer wilden Bestie gleich an Blutgier und trotzverbissener Wut ein neuer Großkampftag. Der neunte schon; der schwersten einer.

Im ersten Licht bereits gerieten die Linien ins Fluten. Hunderttausende brandeten an. Zehntausende stemmten sich wild der Flut entgegen; Mann für Mann mit klarem Wissen: Es geht um alles! . . .

Zwischen dem Houthoulster Wald und Bahnhof Poelkapelle ward die Lage gefährlich im Massenansturm englischer und französischer Regimenter. Fliegerbeobachtung versagte in dem Wetter fast ganz. Durchs zerwühlte Gelände hetzten die Meldehunde und bei den Divisionsstäben flatterte aus heulender Höhe wohl ein verängstet Täublein, glücklich, zurückgefunden zu haben durch das unverstandene Wüten der Lüfte. Aber die kargen Meldungen gaben doch ein annäherndes Bild. Befehle jagten durch die noch unzerschossenen Drähte, die Reserven quollen aus vereinzelten verbergenden Waldstücken und sickerten ins Kampfgelände. Das Ringen an der Einbruchstelle kam vorerst zum Stehen. Schnelles Abriegeln zerschlug dem Feind den vermeintlich schon sicheren Erfolg.

Freilich schäumte englische Übermacht auch sonstwo noch hier und dort über ein Stück des dünnen deutschen Deichs und drang durch schmale, engbegrenzte Bresche. Aber sie blieben liegen, überall, im Abwehrfeuer ungebrochen ausharrender Gruppen und Maschinengewehr-Nester. Die Linie hielt.

Nach raschem Tasten warf der Brite seine neuen Stöße darum wieder einzig längs der großen Straßen vor. Auf Poelkapelle.

Und auf Passchendaele. Gleichlaufend mit der großen Straße, deren Baumstümpfe in der Wüste immer noch die besten Richtungspunkte blieben, steigt das Gelände von Fortuin nach dem Dorf hinauf in flacher Senke. Zwischen Gravenstafel und der Windmühle westlich der Wallemolener Höfe sperrte nur noch eine dünne Linie den Anstieg gegen den verbissenen Feind. Dreimal schon, sich im zagen ersten Licht kaum vom Himmel hebend, stürmte der Brite von Gravenstafel her und von Kerselaerehoek zugleich. Immer kleiner ward das Häuflein der Deutschen in den wassergefüllten Trichtern. Nach jedem vergeblichen Versuch des Feindes schmetterte Vernichtungsfeuer in unablässigen Wellen über die Wackeren hin. Ein Gewehr

nach dem andern verstummte. Und nur ein Maschinengewehr noch schoß. Und hatte auch alle Augenblicke Ladehemmungen. Die nassen Gurten klemmten immer mehr und versagten jeden Schuß. Wie oft nicht wandten sich die Blicke nach rückwärts, wo die stumpfen Turmtrümmer das Dorf verrieten, wenn die Schwaden des Feuers, dessen Sperre dazwischenlag, die Sicht freigaben.

In einem halbzugeschütteten Betonunterstand am Fuße der Grundmauer eines zerstörten Hofes hockte ein Infanterist und arbeitete schweißtriefend an einem kleinen Erdfunkapparat. Wieder einmal alles überholt, er wollte nicht. Unentwegt brannte die Birne weiß. Also hinaus! Die Erdleitung verstärken! Das Bataillon muß doch zu erreichen sein! Sonst ging ja hier vorn alles zum Teufel! Wäre freilich schön gewesen, wenn man da hätte sitzen bleiben können in Numero sicher, aber — ein Hundsfott ward man noch lange nicht dem Tommy zu lieb. Also! Hart an der Erde kriechend rutschte er die Drähte entlang, die kreuzweis draußen auslagen. Der eine war abgeschossen. Er flickte ihn und prüfte dabei die Linie der Kameraden, die etwa dreißig Meter nach vorn in den Trichtern saßen. Aber, Herrgott, wo waren sie denn? Tote lagen da, halb im Wasser oft, kaum daß sich hier und dort noch ein Arm regte und eine Büchse auflegte. Und dazwischen spritzten in langsam zähem Wechsel immer wieder neue Einschläge. Eine heiße Blutwelle schoß dem Erdfunker ins Hirn. Wenn noch ein Stoß kam, drang der Tommy durch. Tote sind keine Linie. . . Im Eifer erhob er sich unvorsichtigerweise, um schneller zu den Enden der Erdleitung zu gelangen. „Tüit, Tüit"... „Tüit" zwitscherte sofort von rechts her ein feindliches Maschinengewehr. Er machte eine wegwerfende Bewegung mit dem Kopf und senkte die Drähte in nächste wassergefüllte Trichter. Und stieß in trotziger Hast durch die Öse des letzten Endes sein Seitengewehr tief in die Erde. Das war immer noch die beste Leit-Verstärkung. Nun zurück. Aber ehe er den Unterstand erreichte, warf ihn der Druck einer nahen Detonation ans Gemäuer. Mit zerschmettertem Arm blieb er besinnungslos liegen. Erst das rieselnde Blut brachte ihn wieder zu sich.

Da sah er den Feind in breiter Linie stürmen. Einsam fiel noch hier und dort ein müder Schuß der Abwehr. Er raffte sich hoch. Schrie auf vor Schmerz des zerrissenen rechten Arms. Schrie wieder. nur um nicht wieder umzusinken und taumelte in den Unterstand. Das Blut quoll so stark, als sei eine Schlagader verletzt. Er achtete es nicht. Hastig richtete er seinen „großen Seibt" und schaltete ihn in den Stromkreis des Sammlers ein. Verklärt leuchtete trotz Schmerz und Schwäche sein Gesicht: Der Summer tönte und die Lampe glühte rot. Draußen sprang hier und dort zwischen „Urrahs" das Krachen einer Handgranate auf. Fliegend vor Eile, die blutende Rechte fest an sich gepreßt, stellte er den Apparat auf „Senden" und suchte auf seiner Schalttafel die redenden Quadrate: Und drückte mit der

unbeholfenen Linken den Gebeknopf . . . „d—h—o . . . . . d—a—l . . . . d—d—p . . .“ Er mußte die Augen schließen. Er sah nichts mehr. Noch einmal versuchte er, schon im Knieen schwankend, weiter zu melden . . . „d—“ da kam die große Schwäche. Er schlug lautlos über seinen Apparat hin. Sekunden später dröhnen auf dem Betonboden englische Kolben. Der Funker lächelte im Tod. — — —

„h—o . . . a—l . . . . d—p . . . .“ hörte mit stieren Augen der Empfänger beim Regiment, riß die Kappe vom Kopf und machte seinem Kommandeur sofortige Meldung. Drei Hiobsposten auf einmal. Und eins klar: der Feind war durch. Zwischen ihm und dem Dorf lagen keinerlei Reserven mehr. Blieb blos zu hoffen, daß er's nicht gleich merkte, sonst gab es Schlamassel. Aber schon flitzten die Befehle zu den Reserven. Der erste traf das Jägerbataillon, das hart östlich Passchendaele in Bereitschaft lag.

Die Jäger waren vom Feuer ziemlich verschont geblieben. In aller Ruhe hatte Eck die Munitions- und Handgranatenbestände seines Zuges nachgesehen, die Leute noch einmal essen lassen. Da kam der Befehl zum Vorgehen.

* * *

Den Weg durchs Dorf zu nehmen verbietet die Wucht des Feuers, das seine Trümmer trifft. In vorher schon erkanntem feuerarmem Streifen vorgehend, erreicht Ecks Zug ohne Verluste die Straße Passchendaele—Westroosebeeke. Von dort westlich des Dorfes nach dem Bestimmungsort! Noch decken die letzten Reste von Mosselmarkt und zerschossener Busch gegen die Sicht vom Feinde her. Aber das Feuer greift schon nach den Gruppen. Leutnant Eck wirft seinen Zug jenseits der Straße in die Einschnitte einer alten Stellung und längs der Straße in den Graben. Ein kurzes Verschnaufen. Das Gerücht läuft um, der Feind habe bereits den Südrand des Dorfes erreicht. Als sich die Führer der beiden Gruppen und der zwei leichten Maschinengewehre noch einmal mit ihrem Leutnant an der Hand der Karte besprechen, trifft der zurückgehende Regimentsstab die Jäger. Ein kerniges Wort noch. . . .

Nun auf. Und vor. „Ausschwärmen!“

In geöffneter Ordnung erreicht Eck den Rand des Dorfes nach der Feindseite. Die Hausreste im Grunde, auch Hügel und Felder, auf denen der Kampf tobt, sind jetzt zu übersehen. Zerstreut sitzen seine Leute hier und dort schon in deckenden Trichtern.

Schrille Triller. Lang und kurz. Der einzige Befehlslaut, der sich noch volles Gehör verschafft. Auf. Jetzt gilt's. Eck winkt die Richtung ein, seinem Zug frei voran. Nun heißt's durch die Sperre, die der Feind vor Passchendaele legt.

Schön ist's nicht. Aber ein Muß! Rechts und links Einschläge. Erster Eindruck: sie tun uns nichts. Gut so vorerst, wenn auch erheblicher Irrtum. Dritter Zug hat schon Volltreffer. Jetzt auch der



eigene. Eck zu Füßen rollt ein Jäger, wendet sich noch einmal langsam hin und her und legt sich müde zur Ruhe. Die Bewegung der nächsten wird fahrig, hastig. Das Beispiel der Führer erzwingt die alte Ruhe. Dem Sperrfeuer ausweichen durch Eile — das gibt's nicht. Hier heißt's das Herz in beide Hände nehmen. Die Seele schlägt das Gefühl in Bann, ganz abhängig zu sein, ganz. Nicht vom Feind, sondern von Gott. Das läßt hindurchschreiten ohne zu zittern, kühl bis ans Herz in dem Bewußtsein: Du wirst geführt. . . „Führ' mich zum Leben, führ' mich zum Tode . . . Herr wie Du willst, so führe mich . . . Gott, ich erkenne Dich!"

Von Zeit zu Zeit ein kurzer Halt. Deckung nehmen sofort! Und wiederum neu voran. Bereits hat der Feind die Gegenbewegung erkannt. Das Gelände ist ja wie abrasiert. Eiserner, eigener Hingabe nur gelingt es, den Zug im Trichtergelände zusammenzuhalten. Heilige Ruhe ringt sich im Führer durch: Heut gilt's . . . entweder Du bist jetzt Führer oder nie. Deutlich fühlt er, wie seine Leute auf ihn schauen, wie sie stocken, wenn er einmal nicht zuerst vorspringt. Dies Wissen ist Glück. Und dies Wollen zugleich: Führer zu sein!

Sprung um Sprung geht es voran. Nun schon der zweite Kilometer im Sperrfeuer und Morast. So, umflattert vom Gifthauch berstender Granaten, umklirrt vom Tod in tausendfacher Form stoßen die Jäger durch die Sperre vor. Nicht alle mehr, nicht alle. Manch einen packt der Tod, manch andern zwingt die Wunde. Die lebenden tauchen kotbedeckt aus bergenden Trichtern und ordnen sich in der nächsten freien Mulde. Die Sperre liegt im Rücken. Nun wartet die Tat.

Voraus drang Schritt um Schritt der Gegner durch die Bresche. Schon hatten seine Spitzen die Reste der Mühle am südlichen Dorfausgang von Paschendaele erreicht. Nun zwingt ihn jäh ein hartes Halt rings in die Trichter. Zum Sprung bereit legen die Jäger vor den Briten eine lebendige Sperre. Der Gegner steht.

Und der Gegenangriff von zwei Jägerkompagnien springt ihn an. In der ersten Überraschung wendet er. Hinterdrein in lichten Trupps die stürmenden Jäger. Lassen nicht locker mehr. Aber die flachen Stahlhelme habens eilig. Links voraus die kleine Höhe ist unbesetzt. Dahinauf winkt Eck seinen Zug. Ein früherer Melder keucht mit seinem Maschinengewehr vorbei. Ein munteres Wort seines Leutnants läßt ihn zuversichtlich brüllen: „Wir tun unsere Schuldigkeit". Von neuem verschlingt der Lärm alles. Aber der Leutnant hat ihn doch gehört, diesen knappsten Ausdruck des Heldentums des vierten Kriegsjahres. Da droben ist er schon und baut sein Maschinengewehr auf. War immer ein tüchtiger Kerl, der Schmidt. Die lichte Linie der Jäger füllt die Trichter auf der Höhe. Gewehrfeuer flackert auf. Aus Bretterteilen einer alten Stellung taucht ein Jäger des Schwesterbataillons und ein Unteroffizier von 233. Letzte Reste scheinbar.

Der Gegner setzt sich im nächsten Grunde. Eck reißt seine Leute noch einmal weiter vor. Dort ist besseres Schußfeld und das Hauptfeuer, das sich bald auf die Stellung legt, erreicht sie weniger. Aber die Stellung ist fatal, sobald der Feind die „Stärke" erkennt, die ihn hier warf. Rechts liegt die Kompagnie dreihundert Meter weit halbzurück, links ist gar kein Anschluß zu bekommen. Und doch ist dies die befohlene Höhe. Also wird sie gehalten.

Und der Feind besinnt sich auch und sammelt in den Trichtern. Schon verbessert seine Artillerie ihre schlechtliegenden Gruppen. Zunehmend wird das Häuflein Jäger eingedeckt. Es geht auf Mittag.

Eck greift zum Meldeblock: „Höhe 300 m südwestlich Kirche Paschendaele, 9. X. 17. 11,15 Uhr VM. — Ich halte die Höhe bei sehr starkem Artilleriefeuer. Rechts und links kein Anschluß. Zug noch 8 Mann mit 1 M.G. stark. Bitte dringendst um Verstärkung. Feind 200 m voraus. Soeben erfolgt Angriff. Eck."

Das Maschinengewehr hilft ihm noch einmal niederhalten. „Schaub! Meldung zum Bataillon — größte Eile! Alles Gute!" Kaum ist der Melder dreißig Schritte weg, da taumelt er im nahen Einschlag einer der Granaten. „Schmidt!" Der Maschinengewehr-Träger kriecht mit zerschossenen Fingern zu seinem Zugführer, empfängt neue Meldung und hastet von Trichter zu Trichter zurück in den Feuerdunst der Sperre. Die Jäger warten auf den Feind und auf Verstärkung. Gewehrfeuer auf beiden Seiten unterbricht manchmal die Tatlosigkeit. Noch immer birgt sich die Sonne hinter Wolken und Regenwänden. Am Nachmittag erst strahlt sie ab und zu zag über das rauchende Feld. Das Feuer wird immer ungemütlicher.

Endlich kommen die andern Kompagnien rechts rückwärts den Hang hinab vorwärts. Erlösung! Triller: „Zug Eck: Marsch!" Wieder wendet der Feind. Ohne Gegenwehr. Etwas schien nicht sauber. Das Gelände stieg bald wieder etwas. Anschluß nach rechts ist da, links fehlt er noch immer.

Engländer dicht voraus! „Seitengewehr pflanzt auf!" Die Leute sind kaum zu halten. Der Stahl blitzt auf. Drüberher über den lauernden Tommy! Wie eine Welle schnellen die Jäger nach vorn.

Jäh' Erkenntnis überfällt den Führer. Mit Aufbietung aller Mühe gelingt's, die Leute auf achtzig Meter zum Halten zu bringen. Schnell das Maschinengewehr auf den linken Flügel. Und jeden noch nachkommenden Mann. Dort überragt der Gegner die eigene Linie weit. Wär's zum Handgemenge gekommen, er hätte die ganze Front der Kompagnie seitwärts aufgerollt.

Nach einiger Zeit treffen zwei auf Schmidts Meldung auf den Zugabschnitt Ecks angesetzte Verstärkungszüge ein. Nun endlich gelingt der Anschluß an 233. Die Stimmung ist gehoben. Man hat doch was geschafft!

Leutnant Eck liegt mit seinem Burschen, im Wasser bis über die Knie, im Trichter eines 21ers. Der Platz ist ausgezeichnet, nach Süden

und Norden Sicht. Und rückwärts auf das umlohte Passchendaele. Fern brennt die Schlacht im Norden wie in Weißglut. Deutlich ist an den Einschlägen und Schrapnellwölkchen der Frontverlauf auszumachen. Poelkapelle unter deutschem Feuer bereits. Die eigene Linie klebt am Südrand des Houthoulster Waldes. Ein Hexenkessel brodelt da oben.

Eck schiebt sich vorsichtig mit dem Glas über den vorderen Rand. Nach kurzer Umschau weiß er Bescheid. Links seitwärts fliegt zuckend die Erde auf, längs der nahen großen Straße nach Zonnebeke—Ypern, unter den ständigen Einschlägen zwischen den trauernden Stümpfen der einst so stolzen Pappeln. Wie gut er die kannte. Und hart hinter ihnen die zerfetzten Reste des Waldstrichs, wo er noch im Juni auf blühenden blumigen Waldwiesen im Schatten alter Gipfeln mit den toten Freunden lag. Damals — in den Tagen der Armeereserve kurz vor Zandvoorde. Das Glas wandert nach rechts. Stumm und traurig nickt der Zugführer im Erkennen. Das hatte er erwartet. Da hoben sich, nur dem vertrauten Auge noch kenntlich, ganz nahe dort rechts voraus, die Trümmer auf dem Windmühlenhügel, der vor drei Jahren schon einmal die 24er Jäger sterben sah. Schon einmal! Und heute lag dasselbe Bataillon nun hier im neuen Ansprung.

Britisches Blei klatscht in die feuchte Erde neben ihm. Eck duckt sich wieder nieder. Die Gedanken bleiben da draußen, am Windmühlenhügel. Und grüßen die Taten. Von einst. Und denken der Taten von heute. Und morgen?

Meldungen kommen.

Eck wirft sich und seinen Zug gegen fünf Uhr nachmittags vor, bringt auch seine Maschinengewehre an den Feind heran. Aber rechts scheitert der Versuch, den Gegner aufzurollen. So müssen sie auch links zurück. Auf dem Bauch. Die Briten sticht jetzt der Hafer. Na, wartet nur!

Im Trichter von vorhin stöhnt Friedrich. Eine Schrapnellkugel hat ihm Mund und Backe zerrissen. Aber nur Fleischwunde, wenn sie auch stark blutet. „Geduld, Friedrich" — schreit ihm sein Leutnant zu. „In einer Stunde gibts Gegenangriff von drei Regimentern, sobald wir die Bande schmeißen, schaffen Sie sich zurück."

Sobald . . . Schon schwillt das deutsche Artilleriefeuer an.

Die Viertelstunden rinnen. Der Befehl läßt Ecks Zug Entschlußfreiheit, ob er mit vor will. Allemal. Selbstverständlich. Wie selten gab der Krieg Gelegenheit, im A n g r i f f seinen Mann zu stehen. Also geht's mit vor; die Gelegenheit ist günstig.

Da. Die Jäger horchen hoch auf . . . Von rechts hinten . . . Sturmsignal. . . Die Kameraden! . . . Angriffssicher und regelmäßig. Ein Bild, bei dem das Herz aufjauchzt. Auch an der großen Straße steigen die Stürmer aus den Trichtern. Alle Fibern gespannt,

warten die Jäger auf des Führers Signal. Zu beiden Seiten lockt der harte Rhythmus der Sturmhörner.

Schon schrillt die Zugführerpfeife.

„Also Friedrich! . . . Leben Sie wohl! Und grüßen Sie . . . die Heimat!" Augenblickslang umklammern sich hart die Hände. Die Antwort des Burschen trifft den Leutnant schon nimmer. Eck ist feindwärts verschwunden. Hinterdrein stürmen seine Jäger. Infanterie, 210er, folgen dem Feinde dicht auf, hier und dort gemütsruhig mit „Gewehr über". Zäh sucht der Schlamm die Stürmer aufzuhalten. Weiter! Weiter! Von Welle zu Welle wird der Brite zurückgeworfen. Die Bewegung kommt zum Erstarren, als der Abend niedergeht. Der Befehl ist erfüllt, das Sturmziel erreicht. Ja, die alte deutsche Stellung ist stürmend überschritten.

Die vorpreschenden Züge müssen zurückgeholt werden, sie laufen ins deutsche Artilleriefeuer hinein. Zwischen Bretterresten und Trichterketten suchen sich die Jäger untermischt mit bald wieder ausscheidenden 210ern ihren Schlupf. Die Trichtergründe sind Wasserlachen. In die Mäntel gehüllt schmiegen sich die dunklen Männer an die flachen Ränder. Rauher Sturm fegt über sie hin und kältet. Die Zähne klappern vor Frost. Das Feuer ebbt ab. Es wird ruhiger. Nur das Fernfeuer bleibt und über die Linien ziehen die Granaten ihre tönende Bahn und suchen ihr errechnetes Ziel. Brände schwelen, wo sie berstend versprühen.

Eck liegt mit dem Rücken an die vordere Wand eines Trichters geschmiegt und sucht mit nachtgewohnten Augen die Bahnen der Granaten und die Sterne. Sein Herz ist freudig und in den wachen Augen wohnt das Glück. Bei keinem Kampf in all den dreien Jahren blieb so die Seele rein, das Herz getrost, der Wille stark, wie heut! Endlich einmal nach Sehnen und Mühen dahingekommen, daß man war, was man sein sollte! Dankbar macht das und dankbar das Ruhebewußtsein des ganzen Tages in Sturm und Stillehalten: „Es kann ja nichts geschehen, als was Gott hat ersehen! . . ." Dies Fühlen göttlicher Gegenwart im tiefsten Herzinnern überstrahlt ihm alles, hellt die Nacht.

Und im Erinnern an die Spanne Schlacht, die dieser Tag umschloß, steht ihm sein Zug in jedem Einzelnen vor Augen, in jedem, den Tod und Wunde zur Scholle zwang; in jedem, den neben ihm die Nacht umschließt in zerhackten und versumpften Trichtern. Ihnen allen, allen stand die „Pflicht" im hellen Brennpunkt des Bewußten bei jedem Schritt durch Flanderns Trichterzone. „Schuldigkeit", in dem Worte seines Melders lag alles, lag die ganze Größe und die Tat des einfachen Soldaten mit seinem schlichten, stummen, wortlosen Heldentum.

Und der Granaten Bahnen glühen meteorgleich . . und die fernen Sterne flammen auf gleich Sonnen:

Im Gedanken:

Da liegen tausend, abertausend Brüder meerwärts und bis zum Douvegrund hinunter, gleiches Erleben in den übernächtigen Augen und in den Seelen gleichgemünztes Gold, wie die paar Mann von meinem Zug.

Da dehnen ungeheuer sich die Fronten in Raum und Zeit, und überall und immer ringt in dem kleinen eignen Vorfeldstück der Irrsinn mit dem Edelsinn des Krieges.

Der Irrsinn hämmert unbarmherzig an all den Tausenden; und zerbricht doch die Seelen nicht. Er selbst zerbricht, ist endlich wie die Zeit.

Der Edelsinn, der ihre deutschen Seelen demantgleich vollendet und härtet, der hat Ewigkeit.

Und aus den Weiten feuerdurchlohter Nacht kehrt der Gedanke wieder rückwärts zum eigenen Zug.

Eck macht sich auf und kriecht die Linie lang; Fürsorge will's. „Seid sparsam mit der eisernen Ration." Er ahnt, auf Stunden folgen Tage des Abgeschnittenseins. Wohl knurrt der Magen, ging's doch fast nüchtern früh ins Feuer, doch „sparsam, Leute!"

Die Nacht geht hin. Die Jäger warten auf Befehle, die nicht kommen. Verwundete stöhnen im Vorfeld.

* * *

Aus Kampf mit Nebeln und Nacht ringt sich die Sonne.

Infanterieflieger surren über die Trichter und stellen die Linien fest. Wie täglich fällt das Feuer rings ins Hinterland. Die Jäger bleiben unbehelligt.

Im nüchtern klaren Licht des Morgens starrt die herbe Bitterkeit der Sturmverluste sie schmerzend an. Und legt ins Ahnen ums eigne Schicksal einen dunklen Flor.

Etwa dreißig Meter rückwärts der Linie, am Fuße der Grundmauer eines zerstörten Hofes fanden sie einen halbverschütteten Betonunterstand. Ein Toter lag darin, über zerschlagenen Apparaten verblutet. Sie schafften ihm Ruh und hocken selbst bald in dem sichern Schutz. Nur mal ungestört ein paar Stunden schlafen! Und warm in der gedrängten Fülle.

Der Tag vergeht. Die Lage bleibt wie sie war. Verzweifelt, wenn der Tommy angriff. Er griff nicht an. Noch nicht.

Drunten um Ypern aber staffelte er seine Batterien neu. Auf dem Wall am Kanal, am Bahndamm stand Rohr so dicht an Rohr, daß sich die Achsen berührten. Ein riesiger, dreifacher Feuerring um die Stadt. Die neuen Artilleriegruppen schossen sich ein. Und vom Westen schoben sich frische feindliche Divisionen heran. Immer näher. Übermorgen!

Hinter den Jägern aber wurden in der nächsten Nacht die Nester der Maschinengewehre leer. Zwar kamen zu dem ganzen Rest

der Kompagnie von 25 Mann noch nächtens 16 Mann Verstärkung. Tropfen warens doch nur, notdürftig konnten die Lücken der eignen Linie gefüllt werden. Aber nicht mal nach rechts zu Jäger 16 konnte die Leere überbrückt werden, geschweige denn nach links hinüber, auf Gravenstafel zu, wo fünfhundert Meter immer noch niemand stand. Aber nach neunstündigem Marsch und Irrweg treffen die treuen Essenträger ein. Von Ablösung freilich keine Rede. Das ist deutsches Soldatenlos. Die Jäger beißen die Zähne zusammen. Stahl füllt die Adern und die deutsche Pflicht restlos Hirn und Herz. . .

Ein neuer Tag geistet in Nebeln über Flanderns Kampffeld und legt für neue lange Stunden Gefühl und Willen auf die Folter; das junge Licht schält aus der fahlen Dämmerung des Morgens hohlwangige Gesichter, die trotzig aus tiefliegender Augen Glut die Sonne grüßen: was kann der neue Tag uns bringen! Aber die Sonne birgt sich zag und wagt keine Antwort. Der Tag wird wie sein Bruder. Wie gestern erscheinen die Flieger. Auch ohne ausgelegte Tücher sieht die Kamera, wo Freund, wo Feind die Trichter füllen . . . . und wo die Lücken klaffen in der Linie. Auch der Feind hat Augen.

Aber der ruhige Tag läßt hoffen, glücklich in die Nacht zu tauchen. Dann m u ß ja doch Verstärkung die Lücken schließen rechts und links. Schon ward der Tommy lebendiger. Wo nur ein Zipfel grünen Tuches vorlugt, schnattert das englische Maschinengewehr hin, das sie links voraus im Gehöft eingebaut. In ganzen Flugstaffeln sucht sich der Feind Einsicht in die Karten der deutschen Verteidigung zu erzwingen. Aber Fokker und D.G.-Maschinen drücken ihn immer wieder ab. Über Zandvoorde flutet eine Luftschlacht. An achtzig Maschinen stehen dort am Himmel. Und rückwärts liegt von Stunde zu Stunde immer stärkeres Feuer.

Wie manchmal trifft sich Eck bei dem Gedanken, dem heißen Wunsch: Stände doch e i n m a l n u r unsere Artillerie in gleicher Materialstärke den Briten gegenüber. Dann! Dann! Aber das ist ja die Tragik, wie des alten Fritz, so von heute; immer in materieller Unterlegenheit zu fechten. Doppelt darum wertet das Geschick den Geist. Er bleibt Notung in deutscher Faust. Eck wußte, wie schwer die deutsche Artillerie im Ringen stand. Nun zunehmend mit fortschreitender Nacht. Und vors Auge trat ihm wieder jenes Bild von Tagen vorher, wo er im Dämmerlicht am Rande eines Ehrenfriedhofs die in Bereitschaft zusammengeschossene Batterie sah, deren Kanoniere sich vor dem Regen geschützt hatten durch übergelegte Sargbretter aus den von Granaten umgewühlten Gräbern. Wie sie saßen und lagen hatte sie der Gastod gefaßt. Dazwischen die Reste von herausgeschleuderten Toten von einst. Nun gipfelt auch heute wieder das Feindfeuer allmählich dem Trommeln entgegen. Hindurch kann keiner.

So bleibt das Häuflein Jäger wieder vorn allein. Die Nacht ist finster, keine zwei Schritt Sicht.



Eck kriecht zu seinem Zuge vor. Die Nacht muß er ganz bei seinen Leuten sein. Unheimlich, diese feuerlosen Tage! Und nun die Nacht, die eine Hölle um Passchendaele legt! Ihm ahnt des Feindes Absicht. Und der Ausgang. Ein neuer harter Herbst.

Hundekälte starrt die Glieder. Je näher der Morgen ist, desto mehr. Aber das Herz bleibt warm, die Seele rein und stark. Ungebrochen wohnt das Glück in den Augen, die heute nicht nach Sternen suchen gehen. Und doch wissen: sie sind da, und doch wissen: „Der die Sterne lenket am Himmelszelt, der ist's, der unsre Fahne hält . . ."

Vergebens versucht der Wille den Gedanken neue Wege zu weisen. Sie springen schrankenlos ins Umfeld und halten ahnend Ausschau nach dem aufdämmernden Morgen und seiner Schickung! Aber den Willen erschüttern sie nicht.

Die Stunden schleichen. — Endlich zieht der Morgenwind dem jungen Tag die Binde von den Augen . . .

Und wie ein Wirbel senkt sich plötzlich nun des Gegners Trommelfeuer vorn auf die Trichterstellung. Und rast und würgt . . . wie Stunden rinnen die Minuten. . . Der Tod ist losgelassen . . . lichter wird die dünne Linie . . . starrer . . . stiller . . .

Flammend stehen wie Fanale in der Dämmerung des Morgens die Minenexplosionen und düster wie die Nacht die Granateinschläge zwischen den versumpften Trichtern.

Starr und still liegt die Linie. Eine Stunde schon wütet der Orkan. Wie Höllenatem zittert das Feuer der Briten über den Trichtern und über den Toten.

Und schweigt.

Und über den Rand der Bodenwelle wirft sich der Brite. Massen brausen wie Sturmflut daher und branden an die Stellung. Noch wehrt sich ein wunder Rest. Wie Notsignale in wirbelnder Strömung springen vereinzelte Schüsse hoch; wie Planken eines Wracks, die die See noch einmal hochreißt. Vereinzelte Handgranaten bersten. Aber die Flut greift um die deichlosen Flanken und brandet ungehemmt über die Trichter und über die Toten und schlägt zischend und erstickend über den letzten Lebendigen zusammen.

Und spritzt schäumend durch die Bresche ins Hinterland.

Auch diese Flut ist zerschellt; am Damm der ersten Reserve, die sich vorwarf. Jede zerschellte so, solange der deutschen Seele Goldgrund rein blieb. Und so löste in Flandern ein Großkampftag das heiße harte Ringen des andern ab. Eine Truppe die andere. Hart und härter ward der Herbst. Aber durch sein Rot leuchtete das Gold unzerbrochener deutscher Seelenstärke, nicht wankender Treue, ungebeugter Männer Kraft.

Und in dieses harten Herbstes Glut schrieb ehern der Griffel Geschichte kündender Heeresberichte:

„Das Heldentum der deutschen Truppen in Flandern wird durch nichts übertroffen."

Der Adler des Weißen Meeres

von Hauptmann a. D. Georg Heydemarck,
damals Führer der Fliegerstaffel Drama (Vorkommando Flieger-Abteilung 30).

I. Eschwege!

Nachdem ich ein Jahr an der Westfront und zwei Monate in Südserbien geflogen war, wurde ich zum Führer der deutschen Fliegerstaffel bei der 2. bulgarischen Armee in Griechenland ernannt.

* * *

Der Adjutant beim Kommandeur der Flieger wies mich in das Feld meiner neuen Tätigkeit ein.

Wir saßen über die Karte gebeugt.

„Ihre Staffel fliegt für das XX. türkische Korps und für die 10. bulgarische Weiße-Meer-Division, Stabsquartier Drama. — Hier, dicht bei der Stadt, ist auch Ihr Flughafen."

Ich sah mir die Karte an: alte Schul-Erinnerungen! — Weltgeschichte: zwischen der Stadt und dem Meere breitete sich das Schlachtfeld von Philippi. Da, in der Ägäis, lag die Insel Thasos. Und dort, auf dem östlichen Finger der Chalkidike, steilte sich der Felskegel des Vorgebirges Athos.

Oberleutnant Rittau fuhr mit der Hand über einige tausend Quadratkilometer.

„Ihr Aufklärungsstreifen!"

Ich maß die Front aus: zu Land hatten wir vor der Strumafront einen Streifen von rund 60 km Luftlinie. Dazu kam noch der Küstenabschnitt bis zur Meßta-Mündung mit 80 km.

Ich nickte.

„Zusammen 140 km Front für drei Aufklärer! — Ein bißchen reichlich!"

Rittau lachte.

„Kann nichts helfen! — Mehr ist nicht da! — Außerdem haben Sie noch einen Kampfeinsitzer."

Ich wies auf die Karte.

„An der Landfront drei englische Flughäfen — am Meer zwei! — Und wir haben einen Kampfeinsitzer!"

Da lachte Rittau wieder:
„Ja! — Aber dieser eine ist Eschwege!"

* * *

Ich setzte mich auf die Bahn und fuhr nach Drama. Einen Tag brauchte ich bis Sofia. Von dort aus eine Nacht und einen Tag und wieder eine Nacht bis Drama.

Ich fuhr mit vier bulgarischen Offizieren zusammen, die ihr Brot und ihr Fleisch und ihren Landwein mit mir teilten.

Als ich ihnen erzählte, daß ich zu den Fliegern nach Drama ging, da strahlten sie: „Ah — zu Eschwege!"

Und dann erzählten sie mir von ihm. Gestern erst hatte der bulgarische Heeresbericht seinen vierten Luftsieg gemeldet. Den zweiten hatte der bulgarische Kapitän selbst mitbeobachtet. Ausführlich erzählte er davon.

„Eschwege — der Adler des Weißen Meeres!"

Dieser Name ist ihm dann geblieben.

* * *

II. Ein Luftsieg über See.

Es war im Mai.

Ich war gerade vom Flug zurückgekommen und schrieb meine Meldung.

Da klopfte es, und Angeloff, unser Dolmetscher, trat ein.

„Eine — eine g—gr—gro—große N—Neuigkeit!"

An seinem Stottern sah ich, daß er in gr—großer Aufregung war. Denn sonst sprach er ganz leidlich deutsch. Und an seinen strahlenden Augen sah ich, daß diese Neuigkeit gut war.

„Na, nun erzählen Sie langsam — dann gehts nämlich schneller!"

Er setzte noch einmal an und dann schoß er heraus:

„Ein deutsches Unterseeboot!"

Ich warf meinen Bleistift auf den Tisch und sprang auf.

„Ein deutsches Unterseeboot? — Das ist ja herrlich! — Und wo? — In Kavalla gelandet?"

(Das war nämlich unser Herzenswunsch!)

Angeloff schüttelte den Kopf.

„Nein! — Es ist auf dem Bahnhof!"

Im ersten Augenblick kam mir ein Lachen. Aber dann überlegte ich: vielleicht war es auseinandergenommen und sollte nun in Kavalla zusammengesetzt werden.

„Also nur die Stücke für ein Unterseeboot!? — Und woher wissen Sie es denn?"

Es kränkte mich, daß wir, die es schließlich doch auch mit anging, noch nichts davon wußten.

„Man spricht in der Stadt davon!"

Aha — die Sache war wieder so geheim, daß wir deutschen Flieger nicht einmal etwas davon erfahren durften — aber die ganze Stadt wußte es schon wieder! Geheimhalten schien es hier unten auf dem Balkan überhaupt nicht zu geben.

Ich schwang mich aufs Rad und sauste zum Bahnhof. Im Fahren überlegte ich mir: ein Unterseeboot in Kavalla zusammensetzen? Das war natürlich eine Ente! Das konnte unsere Marine ja viel einfacher haben: Hersing war ja schon im vorigen Jahr von Seebrügge bis Konstantinopel gefahren!

Immerhin — etwas mußte wohl an dem Gerücht sein! So wollte ich mir wenigstens einmal die Mücke ansehen, die der Stadtklatsch schon in wenigen Stunden zum Elefanten hatte anwachsen lassen.

Und: es war wirklich so!

Das Unterseeboot entpuppte sich als eine große Motorbarkasse vom deutschen Minen-Sonder-Kommando Bulgarien.

* * *

Im Morgengrauen des 20. Mai klang von der See her Kanonendonner in unseren Schlaf. — Ich griff zum Fernsprecher, der neben meinem Bett stand, und befragte mich.

„Eine englische Flotte beschießt den Hafen von Kavalla!"

Das galt unserm deutschen Minenkommando!

„Bitte, Verbindung mit Leutnant v. Eschwege — — — Morgen, Eschwege! — Wissen Sie schon Bescheid?"

„Jawohl! — Und eben bekomme ich von der Fliegerzentrale Nachricht, daß die Schiffsartillerie von zehn englischen Fliegern eingeschossen wird. — Ich bin schon auf dem Platz und will eben los, um mir die Brüder aus der Nähe anzusehen!"

Da lachte ich.

„Na, da wird wohl die Beschießung nicht lange mehr dauern!"

* * *

Als ich mich fertig angezogen hatte und zum Platz hinausging, sah ich gerade Eschweges Albatros in den fahlen Morgenhimmel hineinsteigen.

Er flog nicht Richtung Kavalla, sondern nahm Kurs nach Südosten, ins Gebirge hinein.

Ich lächelte.

Schlauer Kerl! Denn die Thasosflieger würden natürlich scharf in Richtung Drama ausspähen, um nicht von Eschwege überrascht zu werden.

Die Sonne ging auf . . . .

Nach einer Viertelstunde hatte Eschwege bei Vasova Daljani die Küste erreicht.

Da schräg unten im Meer kreuzte die englische Flotte und beschoß Kavalla. Hin und wieder stiegen aus den Hafenspeichern und auch aus den Straßen der Stadt die schwarzen Explosionswolken der krepierenden Schiffsgranaten auf.

Armes Volk da unten!

Er flog weiter — seewärts.

Dann bog er scharf rechts um, so daß er die Sonne im Rücken hatte und nahm Kurs auf die englischen Schiffe.

Angestrengt lugte er nach vorn, um die Zahl der englischen Flieger auszumachen, die über der Flotte kreisten.

Der bulgarische Fernspruch war übertrieben: er zählte nicht zehn, sondern nur acht.

(„Nur" acht!)

Das eine Flugzeug, ein Farman, leitete das Feuer. Er flog sehr tief.

Die andern sieben, schnelle Einsitzer, kreisten einige hundert Meter über ihm. So konnte der Beobachter in aller Ruhe auf die Einschläge sehen — er wurde ja von sieben Kameraden behütet!

Eschwege überlegte kurz.

Nur ein Ziel kam für ihn in Frage: das Artillerieflugzeug! Wenn er das herunterbekam, dann waren die englischen Schiffsartilleristen ohne Augen. Dann war an ein geleitetes Feuer nicht mehr zu denken.

Das war lohnend.

Aber wie?

In dem Augenblicke, wo er gesehen wurde, hatte er die sieben Einsitzer im Nacken.

Also: Überraschung!

Wenn er den Zweisitzer faßte, ehe ihn die Einsitzer bemerkt hatten — und wenn nicht etwa eine Ladehemmung dazwischen kam — dann wollte er den Engländer schon zerlegen, ehe seine Schutzengel zur Stelle waren. Da er an tausend Meter höher war als die englischen Einsitzer, konnte er an den Artillerieflieger heran sein, ehe noch die überraschten Einsitzer ihn hindern würden. Ein weiterer Vorteil war, daß er aus der Sonne kam.

In einer Minute war es so weit, zum Sturzfluge anzusetzen.

Blick nach unten: da zog die englische Flotte in Kiellinie ihre Bahn. Hin und wieder fuhr ein Feuerstrahl aus den Rohren — und weiße Wölkchen kräuselten sich an den Bordwänden.

Schnelle kleine Dampfer umkreisten die schießenden Schiffe: U-Boot-Jäger!

Und rechts unten lag vom roten Morgensonnenlicht überflutet Kavalla mit seinen terrassenförmig aufsteigenden Straßen, mit seinen weißen Häusern und grünenden Gärten, bekrönt von der Mauer der alten Türkenzitadelle.

Ein Traum . . . .

Die einschlagenden Granaten mahnen an die Wirklichkeit.

Eschwege späht: so, jetzt hat er den richtigen Abstand. Ein Griff zum Gashebel — einige Zähne zurück — dann Maschine auf den Kopf gestellt — hinunter!

Jetzt ist er schon in Höhe der Einsitzer.

Unbekümmert fliegen sie ihre Kurven.

Jetzt saust er schräg unter ihnen hin auf den Farman zu. Heulend zerschneiden die Spanndrähte die Luft.

Noch hat er Richtung nicht auf den Zweisitzer, sondern dahinter.

Jetzt das Höhensteuer leicht zur Brust herangenommen — nur vierhundert Meter noch ist er ab — so, jetzt hat er den Engländer im Visier — aber noch warten — noch nicht schießen — in zehn Sekunden erst ist er auf hundert Meter heran — nur jetzt ruhig Blut behalten — der Feind muß beim ersten Anlauf fallen — zu einem zweiten würden ihm die sieben da oben keine Gelegenheit geben.

Unendlich lange Sekunden!

Der Beobachter scheint noch nichts gemerkt zu haben. Er lehnt über Bord und späht nach den Einschlägen. Seine rechte Hand ruht auf dem Taster des Funkensenders.

So, jetzt ist er auf hundert Meter heran!

Die sieben Einsitzer sind vergessen. Sie können ihn jetzt nicht mehr hindern.

Ein Druck auf den Hebel:

„Tacktacktacktacktacktack!“

Die Garbe sitzt.

Die Fahnen der Rauchspurgeschosse verschwinden im Boot des Gegners.

Da — tacktacktacktacktack! — das Knattern wird etwas langsamer — das linke Maschinengewehr hat Ladehemmung. Hoffentlich hält das andere durch — —!?

Und es hält!

„Tacktacktacktacktacktack!“

Auf zwanzig Meter ist Eschwege schon heran — da! — der Farman kippt nach vorn über und stürzt nach unten — der Führer muß getroffen und auf das Höhensteuer gefallen sein.

Scharfe Kurve nach rechts — Blick nach oben: die sieben Einsitzer haben sich von ihrer Überraschung erholt und jagen von allen Seiten heran.

Blick nach unten: der Farman stürzt weiter. Eine weiße Rauchwolke zeichnet seinen Weg. Jetzt brechen die Flügel. Der Rumpf mit dem schweren Motor saust wie ein Stein in die Tiefe. Wie fallende Blätter torkeln die leichten Flügel langsam hinterdrein ...

Eschwege atmet auf.

Gut, daß er die Gewißheit mit nach Hause nehmen kann!

Schnell noch einen Blick zurück: die Engländer folgen ihm — aber der Abstand ist schon etwas größer geworden: seine Maschine ist schneller; vor allem jetzt, wo er auf Kavalla zudrückt.

Also kann er in Ruhe den Einschlag des Motors ins Meer beobachten.

Und da spritzt auch schon unten das Wasser auf!

Eschwege geht weiter hinunter.

Rings um die Absturzstelle ist das Meer spiegelglatt: ein großer Ölkreis breitet sich aus.

Langsam flattern die beiden Tragdecks aus der Luft herunter.

Was nun?

Weiterer Kampf mit den sieben Einsitzern?

Das wäre sinnlos!

Vor allem deshalb, weil ja das linke Maschinengewehr Ladehemmung hat und der Gurt des rechten bis auf wenige Patronen verschossen ist.

Also heimwärts!

Ein Blick nach hinten: die Einsitzer folgen noch ein Stück, dann kehren sie um.

Unten schäumen mit rauchenden Schloten zwei U-Boot-Jäger nach der Unfallstelle.

Nach Hause!

* * *

Noch ehe Eschwege wieder gelandet war, kam aus Kavalla die frohe Nachricht: die englische Flotte hatte nach dem Abschuß ihres Artilleriebeobachters die Beschießung eingestellt.

Sieg!

III. Ein Luftsieg über Land.

Als ich zum Platz hinausgebummelt kam, stand Eschwege schon neben seiner Maschine und ließ sie laufen.

„Na, wo soll die Reise heute hingehen?", fragte ich ihn.

„Ich will wieder mal an die Strumafront! — Die Chasosflieger müssen sich erst mal ein bißchen erholen!"

Fünf Minuten später startete er.

Als er zweihundert Meter hoch war, stellte er die Maschine noch einmal auf den Kopf und fuhr wie der Blitz auf die Flugzeugattrappe herunter, um sein Maschinengewehr auszuprobieren. Das Herz schlug einem schneller, wenn man ihn so im steilen Sturzflug wie einen Habicht auf ein armes Häschen herunterstoßen sah. Wenn ich mit ihm flog, habe ich oft gedacht, wir müßten in der nächsten Sekunde in den Boden hineinrennen, so nahe ging er heran — aber dann nahm sein Albatros den Kopf wieder hoch — sauste dicht über dem Ziel hin und kletterte dann steil wieder empor.

Eine Stunde lang flog Eschwege zwischen den Linien hin und her. Nichts zu sehen!

Schade!

Das Benzin ging zur Neige — also heimwärts — so sehr auch das Blut dagegen schrie.

Aber da — über dem Bahnhof von Angista wachsen weiße Schrapnellwölkchen aus der Luft!

Und da sieht er aus dem Gelände neben dem Bahnhof große Erdfontänen aufsteigen: Bombeneinschläge!

Darauf zu!

Und jetzt kommen ihm die Engländer schon entgegen.

Aufmerksam sucht Eschwege die Luft ab: wieviel sind's? Denn jeder muß im Auge behalten werden, damit nicht einer unversehens im Rücken sitzt.

Heute sind es nur zwei. Hundertvierzigpferdige British Experimental anscheinend. Schnelle und wendige Burschen — da kanns einen heißen Kampf geben!

Rasend schnell wachsen sie im Aufeinanderzufliegen aus dem Dunst heraus.

Tausend Meter sind sie noch von ihm ab — in zehn Sekunden wird er mit ihnen aneinander sein!

Einige hundert Meter zuvor hat Eschwege zum Sturzflug angesetzt. Nun zieht er seine Maschine hoch und jagt dem einen der Entgegenfliegenden von unten her eine Garbe hinauf.

Die Beiden haben ihn aber wohl gesehen. Während der Angegriffene in nervösen Kurven der Garbe auszuweichen sucht, hat der andere seinen Apparat herumgenommen. Und ehe Eschwege noch sein Flugzeug wieder herumreißen kann, ist er in der Geschoßgarbe drin. Die dünnen Fäden der Rauchgeschosse flitzen rechts und links knapp an ihm vorbei und auf einmal hört er einen metallischen Klang — Treffer!

Gleichzeitig fühlt er einen harten Schlag gegen den rechten Arm Oho! Verwundet!!

Er hebt den Arm hoch — bewegen kann er ihn noch — also nicht so schlimm!

Aber lange Zeit zum Nachdenken bleibt nicht — denn der Engländer sitzt ihm im Nacken und folgt ihm in den Kurven.

Nur eine Rettung: abrutschen lassen!

Im Nu zieht er seinen Albatros hoch — der Engländer drückt seine Maschine noch gerade unter ihm hindurch, um nicht mit ihm zusammenzuprallen — und dann rutscht Eschwege über den rechten Flügel ab. Wie ein fallendes Blatt trudelt er erdwärts.

Nach einigen hundert Metern fängt er wieder ab und sieht sich von neuem nach den beiden Engländern um.

Auch sie haben an Höhe verloren und drücken nun nach dem Tahinos-See zu, hinter dem ihr Gefechtslandeplatz liegt.

Hinterher!

Aber was ist denn das?

Der Tourenzähler kriecht immer weiter zurück — und dann fängt der Motor an zu blubbern.

Ein Blick zum Manometer: auf dem Hauptbenzintank ist kein Druck! So bekommt der Motor kein Benzin mehr und wird gleich stillstehen. Anscheinend ist die Pumpe nicht mehr in Ordnung. Ach ja — der metallische Klang während des Luftkampfes klingt ihm im Ohr nach — da ist wahrscheinlich ein Treffer durchgegangen.

Also Handpumpe los!

Einige energische Stöße — der kleine Zeiger vom Druckmesser rührt sich nicht: Haupttank zerschossen!

Na, das schadet nichts! Denn da ist ja noch der Hilfstank! Der langt für eine weitere halbe Stunde. Gerade Zeit genug, um einen von den beiden zu erledigen und noch selbst gut nach Hause zu kommen.

Ein Griff am Umstellhebel — einige Sekunden banges Warten — dann fließt wieder neues Benzin in den Vergaser — und der schlanke Zeiger des Tourenzählers ruckt wieder nach rechts zur Sechzehnhundert.

Ein Blick nach vorn!

Aha, da sind ja die beiden!

Auf tausend Meter ist er schon herangekommen. Hoffentlich holt er sie noch ein — denn schräg unten spiegelt schon der See.

Immer näher rückt die Front — und noch ist er so weit ab! Sollen sie ihm entkommen? Schnell einige Schüsse heraus! Nicht um zu treffen — dazu ist er noch zu weit ab; nur, um zu sagen: „Ach bitte, ich bin noch hier! Ich wills mit Euch aufnehmen! Bitte noch zu warten!"

Und wirklich — kaum haben die beiden das Knattern gehört — da machen sie auch sofort Front, um den Kampf aufzunehmen. Es sind Engländer! (Und außerdem sind's ja auch zwei!!)

Sie hatten wohl gemeint, den Deutschen erledigt zu haben, als sie ihn abtrudeln sahen. Nun war er aber doch noch da und wollte etwas haben — gut, sollte er bekommen!

Eine Viertelminute später knatterten die Maschinengewehre wieder.

Die bulgarischen Artilleristen standen bei ihren Scherenfernrohren und zuckten die Achseln.

Hier konnten sie nichts machen — denn da oben in der Luft war ein solches Durcheinander, ein Steigen und Stürzen, ein Wenden und Kurven, daß man nicht wußte: wo Kreuz und wo Kokarde!

Doch halt — jetzt kam wieder etwas Ordnung in das Gewimmel!

Das eine Flugzeug strebte in steilem Gleitflug dem andern Seeufer zu. Im Glas war es schnell als Engländer ausgemacht. Ihm dicht im Nacken saß der Deutsche — Eschwege! — Anscheinend

hatte er dem Gegner den Motor zerschossen und wollte ihm nun den Fangschuß geben.

Aber dazu kam er nicht!

Denn der Kamerad des Angegriffenen setzte sich nun wieder dem Deutschen ins Genick, so daß der schon nach wenigen Schüssen abbiegen mußte.

Eine Weile noch kurvten die beiden in heißem Kampfe umeinander herum — dann drehte der Engländer ab und flog in niedriger Höhe über den See seinem Landeplatz zu.

Da drehte auch Eschwege ab und flog nach Drama zurück.

* * *

Ich hatte ihn auf dem Platz erwartet.

Als ich sein Gesicht sah, da wußte ich schon, daß es nichts gewesen war.

„Also denken Sie, ich habe den einen glänzend im Visier gehabt — und habe ihn mir doch nicht langen können! Und warum? Weil der andere ihn ganz glänzend sekundiert hat! — Ein famoser Bursche! Sicher war es Captain Green! — Wenn der nicht gewesen wäre, hätte ich mir den andern schon gefaßt! Denn das war anscheinend nur ein „Häschen". — Aber immer, wenn ich ihn in meiner Garbe hatte, saß mir der Captain im Nacken."

Er zog seine Flugjacke aus und rieb sich den Arm.

„Einen Prellschuß hat er mir auch noch verpaßt! — Ich dachte schon, es wäre schlimmer, so brannte das! — Und den Haupttank hat er mir zerschossen! — — Aber eins weiß ich bestimmt: dem Häschen habe ich auch einige saubere Treffer ins Flugzeug gesetzt! — Ich konnte mich nur nicht mehr um ihn kümmern, weil mich der andere annahm. — Ist noch keine Meldung von der Front da, was aus dem Häschen geworden ist?"

Ich mußte verneinen.

So gingen wir verstimmt zum Mittagessen.

* * *

Als wir uns beim Nachmittagstee wiedertrafen, war noch immer keine Nachricht da. Eschwege wurde nervös.

„Das ist ja zu dumm! — Ich habe ihm doch den Motor zerschossen — ganz deutlich sah ich, wie sein Propeller stand! Wenn er auch noch über den See und über den Sumpf hinaus gekommen ist — hoffentlich hat er dann wenigstens beim Landen einen sauberen Bruch hingelegt!"

Nun saßen wir beim Abendessen. Da stürzte unser Dolmetscher Angeloff freudevoll ins Zimmer.

„Er ist in den Sumpf gefallen!"

Wir wußten sofort, wer gemeint war.

„Also los, Angeloff, erzählen Sie der Reihe nach!"

Angeloff schnurrte seinen Bericht herunter.

„Es ist eine telephonische Meldung von den bulgarischen Flugabwehrkanonen am Tahinos-See da: heute morgen haben zwei englische Flieger den Bahnhof von Angista mit Bomben belegt. Dann haben sie Luftkampf mit dem deutschen Flieger gehabt. Und dann ist der eine auf dem Gefechtslandeplatz bei Monuhi gelandet. Der andere war aber anscheinend getroffen und ist nicht mehr bis an das andere Ufer gekommen. Er ist in den See gefallen, dort, wo es schon sehr sumpfig ist. Etwa fünfhundert Meter vom Dorfe Ahinos. Da steckt er noch jetzt mit der Nase nach unten. Der Schwanz ragt hoch."

Das war ja fein!

Während wir Eschwege zu seinem neuen Siege beglückwünschten, stand Angeloff noch immer steif da. Nachdem wieder Ruhe eingetreten war, fuhr er fort:

„Heute Nachmittag sind die Engländer von der Wasserseite mit einem Boot an das zerbrochene Flugzeug herangefahren. Wahrscheinlich haben sie den Führer geholt. Wir denken, daß sie morgen wiederkommen werden, um auch das Flugzeug zu retten."

Ich wandte mich zu Eschwege.

„Das darf nicht sein! — Wie wäre es, wenn wir beide morgen früh gleich noch einige Bomben darauf legten?"

Eschwege war sofort dabei.

* * *

Am andern Morgen startete ich mit ihm als Führer nach der Unfallstelle. Einen Zentner Bomben hatten wir an Bord.

Wir flogen sehr niedrig. — Denn die Winde waren noch nicht aufgewacht. Böen waren nicht zu fürchten. Über dem Tahinossee gingen wir noch tiefer herunter und nahmen Kurs auf die Hütten des Dorfes Ahinos.

Suchend spähten wir voraus — bis Eschwege seinen Arm nach vorn reckte und mich anlachte. Schnell hatte ich das Flugzeug erfaßt. Die bulgarischen Artilleristen hatten richtig beobachtet: es steckte mit der Nase im Sumpf.

Zunächst flogen wir einmal um die Unfallstelle herum und sahen uns das Ziel von allen Seiten an.

Dann holten wir etwas aus und ich klopfte Eschwege ein.

So — jetzt hatten wir gute Richtung — nun genau einhalten! Ich gab ihm das Zeichen und er flog an. — Da — auf einmal tauchte das Ziel etwas rechts seitwärts unter der Tragfläche wieder auf.

Schlecht angeflogen!

Also noch einmal!

Ich ließ Eschwege das Gas wegnehmen und gab ihm Anweisung. In weitem Bogen flogen wir noch einmal zurück, um das Ziel von neuem anzusteuern. Ich suchte die Luft nach feindlichen Fliegern ab.

Nichts zu sehen.

Sehr beruhigend war es auch, daß auf dem Flugplatz Monuhi die beiden Zelte noch geschlossen waren: man schlief wohl noch.

So, jetzt waren wir wieder recht.

Noch einmal klopfte ich Eschwege auf den richtigen Kurs ein. --- Gespannt hielt er die angegebene Richtung ein.

Ich beugte mich über Bord: schnell kroch das Ziel heran — wir flogen genau Strich — gut!

So, jetzt mußte ich gleich den richtigen Vorhaltwinkel haben. Schnell bog ich mich ins Boot zurück und ließ mit wenigen Sekunden Zwischenzeit meine vier Bomben los.

Dann gab ich Eschwege einen Schlag auf den Kopf: scharfe Kurve, damit wir die Einschläge gut sehen konnten!

Wenige Sekunden gespannter Aufmerksamkeit und dann — Glück! — zwei Bomben dicht davor, zwei dicht dahinter!

Vier braune Schlammfontänen stiegen zu uns empor, um dann wieder prasselnd in den Murx zurückzuflackern.

Eschwege ruckte vergnügt auf seinem Sitze hin und her. Dann stellte er unversehens die Maschine auf den Kopf, daß ich mich rasch an der Bordwand festklammern mußte und rasselte eine Garbe von hundert Schuß in das Flugzeug hinein.

Langsam nahm er unser Flugzeug wieder hoch. — Einige Patronen mußten wir noch behalten — für die englischen Flieger!

Noch einmal umkreisten wir die Unfallstelle. Auch ich schoß auf die Trümmer.

Selten habe ich solch ideales Schießen gehabt. Denn die einschlagenden Geschoße ließen das Sumpfwasser in lustigen Spritzern emporsteigen, so daß ich meinen Haltepunkt genau festlegen konnte. Fast alle Patronen verschoß ich, um die Reste des Flugzeuges möglichst zu zersieben. Nur eine Trommel behielt ich zurück für den Luftkampf.

Dann flogen wir froh nach Hause zurück.

* * *

Zwei Tage darnach meldeten die bulgarischen Beobachter, daß abermals ein Boot sich durch den Schlamm zum abgestürzten Flugzeug durchgearbeitet hatte. Nach kurzer Zeit sei es aber wieder zurückgefahren. Man hatte wohl nur das Trefferbild aufgenommen.

Später ist dann das Flugzeug allmählich in den Sumpf hineingesackt.

* * *

Und doch kam uns noch einmal durch einen Gefangenen frohe Kunde: unsere Bomben hatten auch noch die beim Sturz heil gebliebenen Tragflächen vernichtet!

IV. Zwei Fesselballone — und ein halber.

Anfang November tauchte an der Struma-Front bei Orljak ein Fesselballon auf.

Seitdem lief Eschwege nachdenklich umher. Und wenn einer sagte: „Neuer Fesselballon — na, Eschwege?" — dann schüttelte er den Kopf.

„Fesselballonangriff? — Nee, das liegt mir nicht!"

Aber eines Morgens füllte er heimlich seine Gurte mit Brandmunition und startete. Denn eben war Nachricht von der Front gekommen, daß der Ballon wieder hoch sei. — Also wollte er es wagen.

Bald nach dem Start nahm er Richtung in das Gebirge hinein. Von dort aus wollte er dann senkrecht zur Front — Sonne im Rücken — vorstoßen.

Jetzt hat er richtigen Abstand. Drüben, weit unter ihm, schaukelt der Ballon im Morgenwinde.

Eschwege nimmt das Gas weg, um sich nicht durch das Motorgeräusch vorzeitig zu verraten und stößt im Gleitflug zum Ballon hinunter.

Noch ist er nicht gesichtet. Der Beobachter lehnt am Korbrand und sucht mit seinem Glas die bulgarische Stellung ab.

Auch die Abwehrbatterie hat ihn noch nicht bemerkt...

Noch sechshundert Meter ist er ab.

Er beugt sich nach vorn und visiert die große Hülle an.

Das ist ein Ziel! Da braucht er nicht so haarscharf zu zielen wie im Luftkampf — ganz grob nur braucht er hinzuhalten, um dieses Scheunentor zu treffen.

Auf dreihundert Meter ist er jetzt heran — ein Druck auf den Hebel — und „tackacktackack!" rasseln die beiden Maschinengewehre.

Die Rauchspuren verschwinden in der Ballonhülle — gleich muß der Ballon aufflammen.

Schießend auf zehn Meter heran — dann Höhensteuer an die Brust — und knapp über den Ballon hinweg!

Scharfe Kurve.

Der Ballon brennt nicht!!!

Enttäuschung.....

Unten rennen die Kanoniere zu ihren Geschützen. Und der Ballonbeobachter setzt sich mit seinem Fallschirm auf den Korbrand, um abzuspringen. Noch zögert er. Er ist wohl Neuling, der den Sprung noch nie gewagt hat.

Neuer Angriff! Beide Gewehre schießen. Auch dieses Mal knapp über den Ballon hinweg.

Blick nach rückwärts — der Ballon brennt noch immer nicht! Schlimm!

Die gleiche Empfindung muß der englische Beobachter haben: die Lage ist ihm peinlich geworden; unter dem weißen Fallschirm sieht ihn Eschwege zur Erde hinunterpendeln.

Dritter Angriff!

Und wieder keine Zündung.

Von der Erde tacken die Maschinengewehre herauf. Einige Granaten krepieren in bedrohlicher Nähe.

Was schert ihn das! — Der Ballon muß fallen!

Vierter Anflug.

Die Geschütze schweigen, um nicht den Ballon zu gefährden.

„Tacktacktacktacktack!“

Wieder verschwinden die Rauchwölkchen in der silbergrauen Hülle.

Und da — endlich! — zuckt eine kleine rote Flamme heraus — wächst — und als Eschwege sein Flugzeug zum vierten Male über den Ballon hinweghebt und sich umdreht, da sieht er den Ballon als Riesenfackel auflohen.

Gesiegt!

Artillerie- und Maschinengewehrfeuer heult von neuem zu ihm herauf.

In regellosen Kurven windet er sich hindurch — zur nahen Front.

Einige Schrapnells singen noch hinter ihm her — zu kurz!

Sieg!

Zwei Tage später steht ein neuer Ballon an der Stelle des abgeschossenen.

Eschwege klingelt die Front an.

„Wie hoch steht er?“

Die Antwort ist unbefriedigend.

„Die Engländer sind vorsichtig geworden — sie haben ihn nur auf 250 Meter gelassen!“

Eschwege runzelt die Stirn.

„Fallen muß er doch!“

Am anderen Morgen stößt er abermals aus dem Gebirge heraus. Auch diesmal gelingt die Überraschung. Denn auf diese Tollkühnheit haben sich die Engländer doch nicht gefaßt gemacht.

Da — Ladehemmung auf dem linken Gewehr.

Banges Hoffen: wenn nur das andere aushält!

Aber auch das andere läßt ihn im Stich!

Zweimal fliegt Eschwege im rasch einsetzenden Feuer der feindlichen Maschinengewehre um den Ballon herum und reißt an seinen Maschinengewehren. Das eine wird er doch wenigstens zur Vernunft bringen können!!!!

Vergebens!

Den Ballonbeobachter faßt die Angst.

Er springt ab. Aber er hat heute weniger Glück als beim ersten Male: der Fallschirm entfaltet sich nicht. Mit rasender Geschwindigkeit stürzt der Körper hinab. Und als sich die Plane endlich doch löst — da ist die Geschwindigkeit schon so groß — die Haltestricke reißen ab — und der Körper des Engländers zerschmettert am Boden.

Noch immer umkreist Eschwege den Ballon und klopft an seinen Gewehren herum.

Das Feuer der feindlichen Maschinengewehre und Geschütze wird immer unangenehmer. Einige Löcher klaffen in seiner Flügelleinwand.

Und die Ladehemmungen sind nicht zu beseitigen.

Also bleibt nichts übrig, als umzukehren.

Auch diesmal gelingt es ihm, heil aus dem Feuer herauszukommen. In kaum hundert Meter Höhe überfliegt er die englische Front.

* * *

Am andern Morgen kommt ein Aufklärungsflugzeug von Saloniki über Lahana-Orljak zurück.

Der Beobachter spricht mit Eschwege.

„Lassen Sie den Ballon lieber zunächst in Ruhe! — Die Engländer haben eine Menge Artillerie bei ihm aufgestellt. — Als wir anflogen, haben sie ihn sofort eingezogen und uns Sperrfeuer vorgelegt."

Eschwege lächelt.

„Das sagen Sie so leicht hin, mein Lieber: in Ruhe lassen! — Ich wollte den Ballon schon in Ruhe lassen! — Aber mich läßt der Ballon nicht in Ruhe!"

* * *

Am 15. November klingelt Eschwege die Front an.

„Ist der Ballon heute wieder hoch?"

„Ja — aber Angriff ist heute ausgeschlossen! — Denn erstens steht er wieder ganz niedrig und zweitens kreisen drei englische Flugzeuge zu seinem Schutz über Orljak!"

Eschwege geht sinnend auf den Platz.

„Und drittens hole ich ihn doch!!!"

Sein Flugzeugwart tritt zu ihm heran.

„Nehmen Herr Leutnant heute Ballonmunition oder gewöhnliche?"

Eschwege überlegt schnell.

„Tun Sie auf jeden Fall in den rechten Gurt Ballonmunition. Ich weiß zwar nicht, ob ich zum Angriff komme! Aber wenn Gelegenheit ist — und ich habe dann keine Brandmunition, dann ärgere ich mich ja hinterher tot."

* * *

Eine Viertelstunde später startet er.

An der Front ist kein englisches Flugzeug zu sehen.

Nur über dem Ballon ziehen einige ihre Kreise.

Da packt Eschwege das Kampffieber.

Er fliegt ins Gebirge hinein, um dann in großer Höhe wieder über die Front zurückzukommen. Als er richtigen Abstand hat, stellt er seine Maschine auf den Kopf und braust im Sturzflug zwischen den überraschten englischen Flugzeugen hindurch auf den Ballon hinunter.

Es ist eine Tollkühnheit, die nur dann Erfolg haben kann, wenn er den Ballon beim ersten Anlauf zum Brennen bringt. Zu einem zweiten Anflug werden ihn die englischen Flieger nicht kommen lassen.

Und — das Glück ist ihm wieder günstig!

Nach wenigen Schüssen schon tanzt die rote Flamme auf der Hülle. Kurve links — zur Front zurück!

Rechts und links, oben und unten, vorn und hinten krepieren Schrapnells und Granaten.

Aber unversehrt rutscht Eschwege über die englischen Stellungen hinweg.

Wohl stoßen ihm die Flieger nach — aber sie wagen nicht, ihm in so geringer Höhe über die bulgarischen Gräben zu folgen.

Als Eschwege hinter der Front nach rechts abbiegt, sieht er die Hülle des brennenden Ballons langsam zur Erde sinken.

Der achtzehnte anerkannte Luftsieg!

* * *

Zwei Tage danach schoß er ein englisches Flugzeug ab. Neunzehn!

* * *

V. Eschweges letzter Sieg.

Der graue Morgen des einundzwanzigsten Novembers wuchs aus Osten herauf.

Eschwege stand in seinem Flugzeugzelt am Werktisch und füllte seinen Gurt mit Brandmunition.

Erschrocken schoben seine beiden Flugzeugwarte den Einsitzer heraus. Wollte er den Fesselballon bei Orljak zum vierten Male angreifen? Zum vierten Male in drei Wochen?

Eschwege maß mit der Lehre nach, ob die Patronen weit genug im Gurte steckten.

Alles in Ordnung.

„Osterwald!"

„Herr Leutnant!"

„Hier ist die Brandmunition fürs rechte Maschinengewehr!"

Da faßte sich der Gefreite ein Herz.

„Wollen Herr Leutnant nicht lieber noch warten mit dem Abschuß? — Die Bulgaren haben uns erzählt, daß die Engländer so viele Geschütze und Maschinengewehre zur Abwehr um den Ballon herum aufgestellt haben. — Es ist zuviel gewagt!"

Eschwege schlug ihm lachend auf die Schulter.

„Guter Kerl, das kann nichts helfen! Ich bin jetzt gerade im Zuge. Und wer nicht wagt, gewinnt nicht!"

Nach fünf Minuten startete er zu einem neuen Angriff auf den Fesselballon bei Orljak...

* * *

Der Offizier von der bulgarischen Artillerie-Beobachtungs-Stelle in den Bergen nordwestlich von Seres löffelte gerade seine Morgensuppe, als ein Woinik in den Unterstand trat.

„Was gibt's?"

Der Soldat legte die Hand an den Mützenschirm.

„Der englische Fesselballon ist wieder hoch!"

Der Beobachtungsoffizier trat ans Scherenfernrohr und sah hinein. Er mußte die Höhenschraube drehen, denn der Ballon war schon wieder aus dem Gesichtsfelde verschwunden: er war noch im Steigen.

Verwundert folgte ihm der Offizier.

Das hatte etwas zu bedeuten! Denn nachdem Eschwege vor drei Wochen den ersten Ballon als Fackel seines Ruhmes entzündet hatte, waren die englischen Luftschiffer sehr vorsichtig geworden und hatten das große Tier nur wenige hundert Meter hochgelassen.

Warum ließen sie ihn heute so hoch hinauf?

Hatten sie ein Unternehmen vor und wollten nun erkunden? Wollten sie ein weittragendes Geschütz einschießen? Fürchteten sie einen bulgarischen Angriff?

Der Offizier stellte von neuem sein Fadenkreuz auf die Gondel des Ballons ein. Ah, jetzt stieg er nicht mehr. In großen Schwingungen pendelte der Korb im jungen Morgenwinde hin und her.

Der Offizier wandte sich zu seinem Hilfsbeobachter.

„Er ist heute sehr hoch!"

Der Soldat nickte.

„Wenigstens achthundert Meter! — Und heute ist auch wieder ein Beobachter drin. — Als Eschwege vor vier Tagen den Ballon zum zweiten Male in Brand setzte, war der Korb leer!"

Der Offizier sah noch einmal durchs Glas.

Der Soldat hatte recht: der englische Beobachter lehnte am Korbrand und spähte zu den bulgarischen Stellungen herüber.

„Sicher haben sie etwas vor!"

Der andere zuckte die Schultern.

„Mosche bi!" (Vielleicht.)

Dann hob er horchend den Finger hoch: ein fernes Surren klang aus den Lüften.

„Jetzt kommen auch schon die englischen Flieger, die den Ballon gegen Eschwege schützen sollen!"

Auch der Offizier hörte gespannt und dann lachte er.

„So hören Sie doch — das ist kein englischer Motor — das ist ein deutscher! — Das ist Eschwege! — Und wie gut, daß er zur Stelle ist, ehe noch die englischen Flieger ausgeschlafen haben! — Der Adler des Weißen Meeres wird ein neues Blatt zum unsterblichen Kranze seines Ruhmes brechen."

Der Soldat holte aus dem Unterstand einen Feldstecher heraus und suchte den Himmel ab.

Der Offizier hatte Recht: es war Eschwege!

Jetzt war das kleine Flugzeug im Glase: in großer Höhe kam es aus dem Gebirge heraus und zog in Richtung Orljak. Es war gewiß: er wollte den Fesselballon zum vierten Male angreifen!

Der Soldat rief seine Kameraden aus den Unterständen heraus, damit sie Zeugen des neuen Sieges sein könnten.

Jetzt starb das Rauschen des Motors. Der schlanke Vogel senkte seinen Schnabel und stieß herab.

In atemloser Spannung standen alle.

Der Offizier starrte durchs Scherenfernrohr.

Oh, wie herrlich! Die Engländer hatten Eschwege noch nicht bemerkt! Denn beim letzten Angriff hatten sie schon ein dichtes Sperrfeuer vor den Ballon gelegt, als Eschwege noch Kilometer weit entfernt war.

Heute sprang kein einziges Wölkchen auf.

Auch der Ballonbeobachter lehnte noch ganz sorglos am Korbrand und spähte weiter zu den bulgarischen Stellungen hinüber.

Wenn jetzt Eschweges Maschinengewehre nicht Ladehemmung bekamen, dann mußte auch dieser Ballon wieder brennend zur Erde sinken. Nach wenigen Sekunden schon mußte es sich entscheiden!

In bangem Schweigen standen die Bulgaren.

Noch immer schoß die englische Artillerie nicht!

Der Offizier starrte fiebernd durchs Glas.

Jetzt tauchte der Deutsche in sein Gesichtsfeld ein — jetzt stürzte er sich wie ein Adler auf seine wehrlose Beute — jetzt schoß er wohl. Hatte seine Brandmunition gezündet? Bald mußte sich's zeigen! —

Jetzt war er bis auf wenige Meter heran an den Ballon — jetzt hob das Flugzeug wieder seinen Kopf, um sich knapp über den Ballon hinwegzuheben — und jetzt entzündete sich der Ballon.

Hurra!

Doch — das war heute etwas anderes! — Der Ballon fing nicht mit einer kleinen Flamme an zu brennen — der Ballon

flammte mit einem Schlage zu einer mächtigen Feuersäule auf. Brennend torkelten die Fetzen zur Erde.

Die ungeheure Spannung der bulgarischen Soldaten machte sich in einem brausenden Jubelgeschrei Luft.

Nur dem Offizier kam bange Ahnung, die sein Herz zittern machte.

Wo war Eschwege?

Hatte ihn sein glückliches Geschick durch diese ungeheure Explosion wieder sicher hindurchgeleitet — so wie damals über dem Meere bei Thasos?

Ja! — Dem Himmel sei Dank! — Er war behütet worden! Denn jetzt sah er deutlich sein Flugzeug aus dem Rauch heraus nach rechts abschwenken.

Aber dann — o Jammer! — — Das Flugzeug neigte sich über den linken Flügel — jetzt rutschte es seitlich ab — und dann stellte es sich, vom schweren Motor gezerrt, auf den Kopf und sauste zur Erde hinab.

Das war ja furchtbar! Das war ja nicht möglich, daß Eschwege, der angebetete Liebling des bulgarischen Heeres und des bulgarischen Volkes nicht mehr sein sollte!

Mit aufgerissenen Augen starrte der Offizier durchs Glas.

Jetzt schien es ihm doch so, als stürzte das Flugzeug nicht, sondern glitte nur, um dann aufzusetzen und zu landen.

Nun war es seinen Blicken entschwunden: Gebüsch verdeckte die Landungsstelle.

In banger Sorge wandte er sich seinen Leuten zu.

Die hatten das Unglück Eschweges nicht beobachtet. Sie hatten nur den Ballon aufflammen sehen und lagen sich jubelnd in den Armen.

Als er ihnen von seiner Beobachtung sagte, wich der Jubel einer jammernden Trauer.

„Eschwege tot! Unser Eschwege tot!! Wir können es nicht glauben!!!"

Der Offizier nickte.

„Wir wollen es nicht glauben! — Und noch dürfen wir ja hoffen, daß er nur verwundet ist! — Ja, vielleicht nicht einmal das! — Vielleicht hat nur sein Motor ausgesetzt, als er durch die Explosionswolke flog und er ist heil gelandet."

Da lebten alle Herzen wieder auf.

Wenn es doch so wäre!

* * *

Mittags klingelte mich Leutnant König von Drama an.

Seine Stimme klang so müde — da dachte ich sofort an Eschwege.

Denn wir waren alle immer in Sorge um ihn.

Und dann gab er mir die Meldung von der bulgarischen Artillerie-Beobachtung durch...

Das Mittagessen beim Oberkommando der Heeresgruppe war sehr still.

Ein Fünkchen Hoffnung glühte ja noch in uns, aber es war winzig klein. Denn aus der bulgarischen Meldung ging unzweifelhaft hervor, daß Eschwege zur Landung gebracht worden war.

Der Engländer hatte entweder den Ballon mit einem Gemisch aus Wasserstoff und Luft, also mit Knallgas gefüllt. Dann mußte der Ballon nicht, wie es die Regel war, langsam abbrennen, sondern mit einem Schlage explodieren und Eschwege schon durch den ungeheuren Luftdruck zum Absturz bringen.

Oder — und das war noch wahrscheinlicher — die Engländer hatten den Korb des Ballons mit Sprengstoff gefüllt und diesen durch eine Zündleitung in dem Augenblick zur Explosion gebracht, als Eschwege nach gelungenem Angriff dicht über den Ballon hinwegfliegen mußte.

Der „Beobachter" im Korb war dann nur eine Strohpuppe gewesen...

Später haben uns Gefangene diese Annahme bestätigt.

Was konnte den Engländern das kostbare Ballonmaterial bedeuten gegen die Genugtuung, einen Eschwege unschädlich gemacht zu haben!

* * *

Wir warteten in banger Sorge.

Am Nachmittag schon ward uns traurige Gewißheit.

Ein englischer Flieger erschien über dem Flughafen in Drama. Er legte sich in eine weite Kurve und flog wieder zurück, ohne Bomben zu werfen.

Gleichzeitig sahen die Flugzeugwarte einen bunten Abwurfwimpel herausflattern, der auf einem angrenzenden Feld zur Erde kam.

In dem sandbeschwerten Täschchen fand man einen deutsch geschriebenen Brief folgenden Inhalts:

„An das bulgarisch-deutsche Fliegerkorps in Drama. Die Offiziere des Königl. Fliegerkorps bedauern festzustellen, daß Leutnant von Eschwege getötet wurde, während er den Fesselballon angriff. Seine Privatsachen werden in den nächsten Tagen über die Linien geworfen."

Wenige Tage später warf ein Engländer einen zweiten Abwurfwimpel ab.

Er enthielt die Photographien von Eschweges Begräbnis.

Zwei Bilder zeigten sein mit Kränzen geschmücktes Grab.

Das dritte zeigte das Begräbnis selbst.

Eschwege war mit militärischen Ehren von den Engländern zur letzten Ruhe geleitet worden.

Sechs Fliegeroffiziere trugen seinen Leib . . . .

* * *

Eschwege tot!

Da faßte alle, Deutsche und Bulgaren, Schmerz und Trauer. Und uns, die immer mit ihm zusammen waren, die ihn nicht nur als Flieger bewundert, sondern auch als unsern guten Kameraden geliebt hatten, uns war's, als hätten wir einen Bruder verloren.

Aber eins machte unsere Trauer stolz: wer fand einen schöneren Fliegertod? Im Luftkampf unbesiegt ist er gefallen, als Sieger ist er von uns gegangen: der englische Ballon lohte nicht nur als seine Todesfackel, sondern auch als sein Siegesfeuer.

* * *

Sein teures Blut, das für die Zukunft Deutschlands und Bulgariens vergossen ist, wird unsere Völker auf immer verbinden.

Es hat uns damals zusammengekittet, als wir noch Schulter an Schulter gegen den Feind standen.

Unsere Heere sind geschlagen. Unsere Waffen sind zerbrochen.

Aber unsere Herzen leben. Und Eschweges Blut bindet deutsche Herzen mit bulgarischen Herzen und wird sie auch in aller Zukunft binden.

Und mit uns Deutschen werden auch die Söhne Bulgariens immer sagen:

„Unser Eschwege!"



Die Kärntner beim Sturm auf den Polounik (Flitsch), Oktober 1917.

Von Major Eduard Barger,
damals Hauptmann und Kommandant des IV. Feldbataillons dieses Regiments.

Viele Monate schon lagen wir im Hochgebirge an Kärntens Grenze und verteidigten unser geliebtes Heimatland gegen welsche Ländergier. Im feindlichen Trommelfeuer, in ständiger Abwehr der gegnerischen Anstürme, im zähen, leider oft ohnmächtigen Ringen gegen die Naturgewalten im Winter wurde täglich der Wunsch laut nach dem Ende dieses nervenzermürbenden Stellungskampfes. Nun war die Erfüllung gekommen.

An einem herrlichen Septembertage des Jahres 1917 nahmen wir Abschied von den heimatlichen Grenzbergen. Beim Nachtmarsche sandten wir vom Predil-Passe die letzten Grüße ins Tal des Raibler-Sees, hinüber zu den Bergspitzen, wo unsere toten Kameraden ruhten. Vorbei ging es an „Österreichs Thermopylen", den zerschossenen Forts Predil und Hermann, durch den Engpaß der Flitscher-Klause in das sagenumwobene Tal des oberen Isonzo. Am 24. September 1917 bezogen wir Stellung am Berge Javorcek, südöstlich von Flitsch.

Das karstartig zerrissene Felsgebiet dieser Höhe fällt zu einer schluchtartigen Wasserrinne — dem Slatenik-Graben — nach Süden steil ab. Südlich dieser Tiefenlinie erhebt sich die grandiose Felswand des Polounik-Massivs mit den italienischen Stellungen. Der Gebirgsstock ist im unteren Teile ein steiler, von zahlreichen Felsblöcken durchsetzter, mit Buchenwald bedeckter Hang; der Oberteil des Bergrückens ragt als einzige 7—8 Kilometer in ost-westlicher Richtung streichende, von Schluchten, Racheln, Karstlöchern wild zerklüftete, fast senkrechte Felswand in die Höhe, und ist nur mit spärlichen Latschen bewachsen. Die wichtigsten Punkte sind: Der Veliki-Vrh (1767 m) und Pirhov-Vrh (1661 m), dazwischen ein Sattel, die Jama-Planina (1525 m hoch).

Die Italiener hatten im bewaldeten Hange eine vorgeschobene Feldwachenstellung, knapp dahinter zwei Hauptstellungen durch zwei Jahre mit der ihnen eigenen technischen Geschicklichkeit zu starken Felsbefestigungen ausgebaut. Im kahlen Oberteil lag eine dritte

Hauptstellung; die Kammlinie des ganzen Rückens aber war außer mit Infanteriedeckungen noch mit in den Fels gehöhlten Geschützständen gespickt.

Der Angriff auf diese für unbezwinglich gehaltenen Stellungen war in der großen Offensive gegen Italien im Herbst 1917 meinem unvergeßlichen Bataillon aufgetragen worden.

Immer und immer wieder standen meine ausgezeichneten Kompagnie-Kommandanten mit mir im Schützengraben und studierten das uns zugewiesene Angriffsgelände. Oft führte uns die rastlose Tätigkeit bis an die feindlichen Hindernisse. In der kurzen Zeit bis zum Beginn der Offensive war unser ganzes Denken und Handeln Tag und Nacht nur auf das Gelingen der großen Aufgabe eingestellt. Diese Arbeit war ja gewidmet der Erhaltung des Lebens und der Gesundheit von so vielen uns treu ergebenen Offizieren und Mannschaften, die beieinander standen in Not und Tod.

Wiederholt waren hohe Vorgesetzte bei uns im Schützengraben, um Befehle und Weisungen zu geben. Ihre, angesichts des schwierigen Angriffsfeldes besorgten Mienen hellten sich stets auf, nachdem sie sich überzeugt hatten von dem herrlichen Geiste unerschütterlicher Siegeszuversicht, fester Mannszucht und Disziplin, unbedingten Vertrauens der Mannschaften zu ihren kampferprobten Führern, der in vergangenen schwersten Stunden bewährten Treue und aufrichtigen Kameradschaft, die das IV. Bataillon des Kärntner Infanterie-Regiments Graf von Khevenhüller Nr. 7 vom Kommandanten bis zum letzten Manne beseelte.

Am Abend des 23. Oktober war alles in Ordnung. Unser weiteres Schicksal lag nun in Gottes Hand. Bewegten Herzens nahmen der Regimentskommandant, die Kameraden der Artillerie und das Besatzungsbataillon von uns Abschied. Ihre besten Wünsche begleiteten uns auf dem schweren Waffengange.

In stockfinsterer Regennacht, im schwer gangbaren Hochgebirgsgelände, auf wüstem Gesteinsboden, nahe den feindlichen Stellungen, ein Bataillon von über 900 Mann dorthin zu führen, wohin man will, ist eine schwere Aufgabe. Die höchsten Anforderungen treten an Führer und Truppe heran und nur eine solche von bestem Kampfwert kann ihnen gerecht werden. Der geringste Zwischenfall, und wir sind entdeckt und im flankierenden Geschützfeuer im engen Slatenik-Graben vernichtet. Ein schwerer Stein fiel uns vom Herzen, als wir glücklich diesen Bereitstellungsraum erreicht hatten. Noch mußte eine harte Probe von Gefechtsdisziplin bestanden werden: es hieß, von 11 Uhr nachts bis 9 Uhr vormittags, knapp unter den feindlichen Stellungen, mäuschenstill zu liegen und zu warten, bis es zum befreienden „Vorwärts!" kommen konnte. Hoffnungsfreudig sahen wir dem kommenden Tag entgegen.

Der Morgen des 24. Oktober 1917 kam hereingekrochen in diese Teufelsschlucht, mit Regen und frostigen Nebelschauern, die den

Blick auf kurze Entfernung begrenzten. Schmerzlich mußten wir darauf verzichten, von unserer Artillerie unterstützt zu werden. Wir vertrauten auf unsere eigene Kraft. Punkt 9 Uhr 30 Vormittag erhob sich die verbündete deutsche und österreichisch-ungarische Infanterie zum Schlage gegen Italien. Wenige Minuten der Vorrückung, und ein überfallartiges Feuer setzte ein. Meine prächtigen Offiziere gaben wie immer, so auch diesmal ein glänzendes Beispiel von aufopferungsvoller Tapferkeit. Im kühnen Handstreich wurde die vorgeschobene Feldwachenstellung eingenommen.

In der Hauptstellung wehrte sich der überraschte Feind zähe. Ein wütender Handgranatenkampf, und schon mischte sich in das helle Geknatter der italienischen Maschinengewehre und die Explosionen der schweren Minenwerfer das dumpfe Krachen unserer Sprengladungen in den feindlichen Hindernissen. Mit nicht endenwollendem „Hurrah!" geschah der Einbruch in die erste Hauptstellung.

Leutnant Martinkovics, ein deutscher Nordböhme, sprang als Erster mittels einer Strickleiter in den Graben; aus vier Wunden blutend, kämpfte er mit Handgranate und Pistole, bis er, von zwei weiteren Schüssen durchbohrt, zusammenbrach. Sein kräftiges Leben rang sich damals dem Soldatentode ab, um nach geschlossenem Frieden der Grippe zu erliegen. Unvergänglich ehrendes und bewunderndes Gedenken ist dem toten Helden sicher.

Schon um 10 Uhr vormittags konnte ich meinem Regimentskommandanten telephonisch den errungenen raschen und vollen Erfolg melden. Sodann strebte ich bergan, um mit meinen braven Kriegern die zweite Hauptstellung anzugehen. Auch diese war bald gefallen. Ein köstlicher Zufall wollte es, daß ich gerade dort eingedrungen war, wo kurz vorher der feindliche Bataillons-Kommandant seinen Standpunkt hatte. Wie diesen unser Angriff überrascht hatte, zeigten die Vorbereitungen zu einem leckeren Mahle, an dem sich nun meine getreuen Gefechtsordonnanzen gütlich taten.

Was vom Gegner nicht tot oder verwundet war, flüchtete in heilloser Bestürzung gegen den Kamm des Gebirgsrückens. In rastloser Verfolgung ihm nach die tapferen „Khevenhüller".

Ein hartes Stück Arbeit begann jetzt. In voller Ausrüstung, die Maschinengewehre auf den Schultern, wurde der Aufstieg aus dem Walde in die Felsgegend fortgesetzt. Dichtes Schneegestöber setzte ein. Da fanden wir die dritte Linie von den Italienern bereits geräumt. Vom Gebirgsrücken bekamen wir aber starkes Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. Die Dämmerung brach herein und damit die Unmöglichkeit, noch am selben Tage die Bergspitzen zu erreichen Knapp unter diesen mußte genächtigt werden.

Unsere Lage war recht kritisch geworden. Über uns der noch haltende Feind, unter uns vollbesetzte Stellungen, die nicht angegriffen worden waren; dazu unsichtiges Wetter, unüberwindliche

Geländeschwierigkeiten ohne jede Verbindung mit eigenen Kommanden und Truppen. Kein Wunder, daß diese uns aufgerieben, gefangen, verloren glaubten. Die frostige Nacht ohne Mantel und wegen der Nähe des Feindes auch ohne Feuer durchzustehen, war auch für abgehärtete Krieger eine Leistung im Überwinden von Strapazen, der keine Feder gerecht werden kann.

Der nächste Morgen sollte uns für die überstandenen Mühsale reichlich entschädigen. In den frühen Vormittagsstunden des 25. Okt. wurden die Berggipfel erklommen.

Groß war der taktische Erfolg dieser tapferen Waffentat, unschätzbar die Beute dieses denkwürdigen Tages. Hunderte von Gefangenen. zahlreiche Geschütze aller Kaliber, Maschinengewehre, Minenwerfer, ungeheuer wertvolles Ausrüstungs- und Sanitätsmaterial und unermeßliche Verpflegsvorräte fielen in die Hände des vierten Feldbataillons des Kärntnerregiments.

Am größten jedoch war die Freude und die stolze Genugtuung von uns Kommandanten über den Erfolg unserer Vorarbeit und Führung, wodurch mit nur äußerst geringen eigenen Verlusten ein großer Sieg erkämpft worden war.

Mit freudig begeistertem „Hurrah!" nahmen wir Besitz von der uns früher beherrschenden feindlichen Stellung mit ihrer gewaltigen Artillerie, die uns so schwere Stunden bereitet hatte.

Knapp über uns kreisten die feindlichen Flieger über dem Schauplatz der großen Niederlage Italiens bei „Caporetto".



Der Durchbruch von Flitsch,
Oktober 1917.

Von k. u. k. General der Infanterie a. D. Alfred Krauß,
damals Kommandant des k. u. k. 1. Armeekorps.

Die elfte als Abwehrschlacht geschlagene Isonzoschlacht hatte das Armee-Oberkommando[1]) in Baden zur Überzeugung gebracht, daß das weitere Abwarten der italienischen Angriffe, die man bisher immer ruhig vorbereiten ließ, ohne jemals mit einem Angriff in die Vorbereitungen der Italiener hineinzufahren, dem Feinde den vollen Erfolg bringen müßte. Trotz allem Heldenmut der Truppen mußte ein zwölfter italienischer Angriff infolge der großen Blutopfer und der Einbuße an Gefangenen, die jede einfache Abwehr solcher Angriffe mit sich brachte, den Zusammenbruch der Front des Verteidigers herbeiführen.

In dieser Erkenntnis entschloß man sich in Baden zu einem Angriff und erbat sich dazu die Unterstützung der Deutschen, die auch zugesagt wurde.

Der Angriff sollte im Raume Tolmein-Flitsch erfolgen und zwar von der 14. deutschen Armee, der auch k. u. k. Truppen zugewiesen wurden, von Tolmein, von einem österreichisch-ungarischen Korps von Flitsch her.

Zum Kommandanten dieses nördlichen Flügelkorps wurde ich bestimmt und mit dem 1. Korpskommando nach Kronau im Savetal berufen. Ich hatte mich in Marburg beim Kommando der Südwestfront (Erzherzog Eugen) zu melden. Dort erhielt ich meine Aufgabe. Danach unterstand das 1. Korps dem deutschen 14. Armeekommando. Es hatte die italienische Front bei Flitsch zu durchbrechen. Als Ziel des Angriffs der 14. Armee war festgesetzt Gewinnung des Randes der Ebene bei Cividale-Gemona; wenn es gut ginge, der Tagliamentolinie.

Mein Plan war sofort gefaßt. In der Überzeugung, daß entgegen der Friedensgewohnheit, die Entscheidung in Gebirgskämpfen immer auf den Höhen zu suchen, nur der Talstoß durchschlagenden Erfolg bringen könne, war ich entschlossen, im Tal durchzubrechen.

[1]) Das k. u. k. Armee-Oberkommando entspricht dem deutschen Großen Hauptquartier.





Fr. Lützow







Robert Witthoeft





Franz Schauwecker



Walter Bloem



Wilhelm Schreiner

Es begann nun die mühsame und aufregende Vorbereitung des Angriffes. Mühsam war sie für Kommando und Truppen, weil die Straßen von den Eisenbahnendpunkten Tarvis und Kronau zur eigenen Stellung 30 und 40 km lang waren und über zwei hohe Gebirgssättel führten, über den 1156 m hohen Predil und über die 1611 m hohe Mojstrovka. Der Predil lag im italienischen Artilleriefeuer, konnte daher nur nachts überschritten werden. Die Mojstrovka war für die schwerste Artillerie unbenützbar. Diese mußte über den Predil vorgezogen werden und zum großen Teil nur 500 m hinter der eigenen Stellung ins Soca(Isonzo)tal hinübermarschieren. Trotz dem großen Lärm, den die schweren Autozugwagen machten, gelang dies in mehreren Nächten ohne Unfall. Die großen Lasten an Gütern — Verpflegung und Munition — mußten über die Berge vorgebracht werden, um dann vorn in mühsamer Arbeit in die hochgelegenen Stellungen der Truppen getragen zu werden. Viele Wege waren nur bei Nacht benützbar. Tausende von Trägern, teilweise den zum Angriff bestimmten Truppen entnommen, und viele Tragtiere mühten sich Tag und Nacht in diesem schweren Dienst ab.

Aufregend war die Vorbereitung, weil sich bei dieser langen, schweren Arbeit zahllose Hindernisse, Widerstände und Erschwerungen ergaben. Vor allem stellten sich schon Schwierigkeiten in der Zuweisung der nötigen Artillerie ein. Erst spät wurde die verlangte Artillerie zugewiesen.

Der Eisenbahnverkehr war schleppend und nicht fest genug geregelt. Das brachte Verzögerungen im Antransport der Truppen und Vorräte. So kam es, daß wichtige Batterien erst im letzten Augenblick eintrafen, die Munition nicht mehr vollzählig in die Stellungen gebracht werden konnte. Die so wichtige Gasmunition ging zum Beispiel erst am 17. Oktober von Budapest ab, konnte daher bis zum 22. Oktober, dem für den Angriff bestimmten Tage, nicht in die Stellungen vorgebracht werden. So mußte der Angriff auf den 24. Oktober verschoben werden.

Wenn auch noch am 23. abends durchaus nicht alle Vorbereitungen beendet waren, mußte der Angriff am 24. Oktober erfolgen. Die Jahreszeit war schon so ungünstig geworden, daß ein längeres Zuwarten unmöglich erschien.

So standen denn am 23. Oktober abends die drei Divisionen des I. Korps bereit, um am 24. früh den Angriff zu beginnen.

Der Angriffsraum des I. Korps umfaßte das Flitscher Becken und die beiden das Becken einschließenden Gebirgsmassive. Das Flitscher Becken stellt den etwa 10 km langen und bis 3 km breiten Talkessel des oberen Isonzo dar, der tief eingebettet zwischen dem kahlen Felsmassiv des Rombon-Caninstockes liegt und dem Polounik, einem Ausläufer des felsigen Krn-Vrsicmassivs. Das Becken wird durchflossen von der Soca (dem oberen Isonzo) in einer etwa 20 m tiefen Flußrinne, längs welcher am nördlichen Ufer die Straße von

Flitsch nach Saga führt. Dort wird der Isonzo durch den vorgelagerten, von Nordwest nach Südost streichenden, 1668 m hohen Stolrücken gezwungen, seine ost-westliche Laufrichtung in scharfem Knie nach Südost zu wechseln. Er fließt dann in tiefer, enger Talschlucht über Karfreit, wo der Stolrücken endet und das Tal sich weitet, nach Tolmein.

Wenn man am Ostende des Flitscher Beckens steht, liegt es wie eine riesige Badewanne vor dem Beschauer da. Rechts, im Norden, steigen die kahlen Felswände des Rombon und des Canin auf 1800 bis 2100 m über das Becken auf. Nur die 2063 m hohe Prevalascharte gestattet auf einem Fußsteig den Verkehr hinüber ins Raccolanatal. In diesem Felsgewirr zogen sich unsere und die italienischen Stellungen, im gelben Fels kaum erkennbar, herunter zum Orte Flitsch, der im Besitz der Italiener war. Links, im Süden, fällt der Polounik-Rücken, schütter bewaldet, in schweren Felsplatten ungemein steil zum Becken ab. Vom Wurzelpunkt des Polounik, einem 1772 m hohen kahlen Felsklotz, zieht dann, durch eine 1270 m hohe Einsenkung, Pl. Za Kraju, getrennt, der schmale zerklüftete Felsrücken des Vrsic-Vrata-Krn-Kammes parallel zum Isonzo nach Südosten, so daß zwischen dem Polounik, dem Vrsic-Krnrücken und einem seiner Ausläufer ein gegen den Isonzo abfallender Kessel entsteht, in dessen Mittelpunkt der kleine Ort Ravna liegt.

Von Flitsch zog die italienische Stellung nach Süden auf den Vrsic-Krnrücken, so daß der ganze Polounik, der 1270 m hohe Sattel Za Kraju und Ravna in italienischem Besitz waren. Im Flitscher Becken zog etwa zwei Kilometer hinter der ersten Stellung eine zweite italienische Stellung von den Felsabstürzen des Rombon im Bogen zum Polounik. Bei Podcelom, 4 km westlich Flitsch, verengt sich das Becken zu einem mäßig breiten Tal, das durch einen zum Isonzo vorspringenden niederen Querriegel gesperrt ist. Auf diesem Querriegel lag eine dritte italienische Stellung. Im Westen wird die Badewanne des Flitscher Beckens durch den in die Wolken aufragenden, 1668 m hohen, mächtigen Stolrücken abgeschlossen, der dort 1300 m über die Talsohle aufragt. Durch den fernen Nebeldunst schimmern die Häuser von Saga herüber.

Auch der Stolrücken trug mehrere Linien italienischer Befestigungen, deren letzte den Rücken krönte.

Als ich das erstemal nach meinem Eintreffen in Kronau das mir wohlbekannte großartige Bild des Flitscher Beckens wieder sah, klopfte mein Herz doch bedenklich stark angesichts der schweren Aufgabe. Ich erkannte, daß der Talstoß nur gelingen konnte, wenn man die Italiener überrannte, wenn man ihnen also keine Zeit ließ, die rückwärtigen Linien, vor allem den Stol, zu besetzen. Gelang es den Italienern den Stol in Ordnung regelrecht zu besetzen, dann erschien ein Aufstieg aus dem Becken wohl ausgeschlossen. Darauf gründete sich mein Plan.

Danach sollte die 22. Schützendivision, Generalmajor Rudolf Müller, den Hauptstoß im Tale führen. Sie hatte dazu drei Regimenter hintereinander zu gruppieren; das Teteregiment hatte den Angriff zwischen Flitsch und dem Abfall des Rombon zu führen und soweit als möglich vorzudringen. Die linke Flanke dieses Angriffes sollte durch Vergasung der angrenzenden italienischen Stellung bis zur Soca durch Gaswerfer geschützt werden. Die anderen zwei Regimenter hatten den Angriff weiter zu tragen, wenn das vorangegangene Regiment verbraucht war. So hatten die drei Regimenter den Angriff, sich gegenseitig übergreifend, in Fluß zu halten. Sofort nach Erreichung von Saga, des westlichen Endpunktes des Flitscher Beckens, mußte der Stol erstiegen und erobert werden. Für diese Aufgabe wurde eine eigene Gruppe aus zwei vorzüglichen Gebirgsbataillonen — ein Kaiserjäger- und ein Kaiserschützenbataillon — bestimmt, die am Ende der 22. Division folgend, von Saga ohne Halt auf den Stol vordringen sollte. Der Talstoß hatte in einem Zug ohne Unterbrechung bis auf den Stol zu erfolgen, der noch am ersten Angriffstag erreicht werden sollte.

Nun galt es noch die Flanke der Armee zu sichern und zu diesem Zweck die anschließende „Zona Carnia" der Italiener, den Abschnitt der Karnischen Alpen, zusammenbrechen zu machen. Diese Rolle fiel der Edelweißdivision zu, die mit sechs Bataillonen dicht hinter der Stolgruppe nach Saga zu folgen hatte. Von dort sollte sie, mit schwerster Artillerie ausgestattet, auf der angeblich bestehenden Straße über Uccea und den Nizki-vrh nach Resiutta vordringen, in den Rücken der in den Karnischen Alpen stehenden Italiener.

Auf den Bergen beiderseits des Beckens sollten die Italiener durch kräftige Angriffe gebunden werden.

Auf dem Rombon hatten vier Bataillone der Edelweißdivision — das Salzburger 59. Inf.-Regt. und ein Kaiserjägerbataillon — die feindliche Stellung anzupacken und bis zur Prevalascharte vorzudringen. Zu dieser Scharte hatte nach erfolgtem Durchbruch im Tal auch ein Kaiserjägerbataillon der Edelweißdivision von Flitsch aus aufzusteigen. Dadurch sollte auch die benachbarte 10. Armee unterstützt werden.

Südlich des Beckens hatte die 55. Infanterie-Division anzugreifen, den Vrsic-Vratarücken und den Polounik zu nehmen und mit der Hauptkraft über Ravna nach Karfreit vorzustoßen. Sie hatte Verbindung zu halten mit der links (südlich) anschließenden k. u. k. 50. Division, die der Gruppe General von Stein angehörte.

Das Gelände und die Anhäufung der Truppen in tiefen Kolonnen schlossen es aus, die Truppen durch den Nachschub ihrer Bedürfnisse zu versorgen. Man mußte froh sein, wenn es gelang, auf der einzigen Straße die starke Artillerie und die Truppentrains vorzuziehen und die Munition nachzuschieben. Die Truppen wurden daher angewiesen, nicht auf den Zuschub von Verpflegung zu rech-

nen. Sie müßten von dem leben, was sie im eroberten Gebiet fänden. Rascher Vorstoß allein werde ihnen so große Vorräte einbringen, daß sie vorzüglich versorgt sein würden.

Die Truppen waren mit dem festen Willen zu erfüllen, die Italiener auf der ganzen Front zu überrennen.

Links vom I. Korps hatten die anderen Gruppen der 14. Armee in gleichem Sinne den Angriff zu führen; die ganze Armee hatte, wie das Armeekommando in treffender Weise sagte, „in Tag und Nacht fortgesetzten Angriffen" eine weit vorn gelegene Linie zu erreichen. Das I. Korps hatte danach die tiefe Natisoneschlucht westlich von Bergogna hinter sich zu bringen. Eine gewaltige Leistung wurde mit diesem Befehle von den Truppen gefordert — sie wurde in glänzender Weise von ihnen erfüllt.

Das 10. Armeekommando wurde bewogen, seine geringen Kräfte zusammenzufassen, um vom Raibler See her den Neveasattel anzugreifen und so die Italiener nördlich des Caninstockes wenigstens zu binden und zu beunruhigen. Es wurde ihm Unterstützung durch schwere Artillerie zugesagt.

Um das Überrennen der Italiener zu erreichen, mußte eine gründliche Vorbereitung des Durchbruches erfolgen. Reichliche schwere Artillerie, schwere Minenwerfer und Gas mußten hiezu zusammenwirken. Schwere Artillerie mußte mir das Armee-Oberkommando in Baden geben, schwere Minenwerfer und Gas, welche Waffen wir nicht in wirksamer Form besaßen, gaben mir in reichlichem Maße die deutschen Brüder.

Nur nach hartem Kampfe gelang es mir, vom Armee-Oberkommando die unbedingt nötige Artilleriekraft zu erhalten. Dagegen stellte mir die 14. Armee schwere Minenwerfer in so reichem Maße bei, daß dieses Kampfmittel allein genügte, die erste italienische Stellung bei Flitsch sturmreif zu machen. Daher konnte die weiterschießende Artillerie andere Aufgaben erhalten. Die Artillerie hatte gleich bei Beginn des Angriffes die zweite und dritte Stellung der Italiener im Becken unter Feuer zu nehmen und den Eingang des Beckens bei Saga zu sperren; sie hatte die Angriffe der Höhengruppen vorzubereiten. Etwa 80 Geschütze waren mit der Aufgabe betraut, die zahlreichen italienischen in den Fels gesprengten Geschützkavernen niederzuhalten.

Dieser Plan für den Angriff wurde am 28. September dem Kommando der Südwestfront gemeldet. An diesem Tage kam der Kommandant der 14. Armee, General der Infanterie Otto von Below, nach Kronau, um sich das Angriffsgelände zu besehen. Ich trug ihm meinen Plan für den Durchbruch vor. Er faßte den Grundzug meines Planes sofort auf und kleidete ihn in die treffenden Worte: „Ich verstehe, Sie wollen ohne Halt auf den Stol hinauf, den Italienern soll keine Zeit bleiben, ihre rückwärtigen Stellungen zu besetzen."

Nach dieser Besprechung ging es hinaus auf einen Beobachtungsstand bei Koritnica.

Das gewaltige Gesichtsfeld machte sichtlich Eindruck auf den Armeekommandanten und seine Begleitung. Es wurde ihm der Verlauf der italienischen und unserer Stellungen gezeigt, wie sie sich im Felsgewirr des Rombon herunterzogen bis Flitsch und quer durch das Talbecken, um südlich davon wieder in den Felsbergen zu verschwinden. Besonders interessierten ihn die zahlreichen, als dunkle Flecken im Fels erscheinenden Scharten der italienischen Geschützkavernen. Er fragte, wie diese Kavernen bekämpft werden sollten. Ich erklärte, daß für jede Kaverne ein Geschütz bestimmt werde, das nichts zu tun habe, als Schuß auf Schuß in die Kaverne zu senden. Bei der großen Treffsicherheit unserer Geschütze hätten Probeschießen ergeben, daß unter zehn Schüssen zwei bis drei Treffer in die Kaverne erzielt werden könnten, was hinreichen mußte, die Kaverne außer Tätigkeit zu setzen.

Der Armeekommandant zeigte dann auf den in nebliger Ferne bis in die Wolken ragenden massigen Stol: „Und das ist der Stol, da wollen Sie hinauf?" Als der Armeekommandant den Beobachtungsstand verließ, sagte er zu mir: „Sie haben sich viel vorgenommen, Exzellenz, ich wünsche, daß es gelingt."

Nun folgten anstrengende und aufreibende Tage der Vorbereitung. Die Offiziere meines Stabes arbeiteten Tag für Tag vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein, um alles auf das Beste bereitzustellen. Ich habe alle, besonders den Generalstabschef Oberst Primavesi, in ihrer unermüdlichen, aufregenden Arbeit bewundert und bin auch heute noch voll des Lobes für diese selbstlose und von der Öffentlichkeit so wenig anerkannte und bedankte Arbeit. Nur dieser Arbeit war es zu danken, daß die Truppen alle Hilfsmittel besaßen, die ihnen die Führung des Angriffes bei verhältnismäßig geringen Verlusten ermöglichten.

Aber selbst diese aufopferungsvolle Arbeit konnte die sich türmenden Schwierigkeiten nicht rechtzeitig beseitigen. Am 16. Oktober wurde es klar, daß wir bis zum 22. Oktober, dem Tag des Angriffes, nicht fertig werden konnten. Vor allem war es unmöglich, die Artillerie und die Munition noch rechtzeitig in die Stellungen zu schaffen. Das Armeekommando konnte sich nur schwer zu einer Verschiebung verstehen, mußte sich aber schließlich doch entschließen, den Angriff auf den 24. Oktober zu verlegen.

Diese Verschiebung hatte doch ihr gutes. Wie gewöhnlich vor einem großen Angriff gab es auch jetzt Überläufer, nur daß diesmal bei Tolmein zwei slawische Reserveoffiziere zu den Italienern übergingen, ihnen alle Einzelheiten des Angriffes verratend. Die Italiener trugen den Mitteilungen dieser Überläufer Rechnung, indem sie die Besatzung ihrer ersten Stellung verstärkten. So setzten sie vor dem I. Korps eine ganze Infanteriedivision als Verstärkung

ein. Ich begrüßte dies freudig. Je stärker die Italiener in der ersten Linie waren, desto wirksamer mußte der Angriff ausfallen, desto weniger Kräfte blieben ihnen für die rückwärtigen Stellungen.

Als nun der 22. Oktober verging, ohne daß der Angriff erfolgte, waren die Italiener offenbar an der Nachricht irre geworden. Der Angriff traf sie am 24. daher doch wieder, wenn auch nur beschränkt, überraschend.

Das Wetter war seit Anfang Oktober recht ungünstig geworden. Häufiger strömender Regen, der in den Bergen Schnee brachte, erschwerte Märsche und Transporte. Je näher der Angriffstag rückte, desto ungünstiger wurde das Wetter. Alle Wasserläufe führten schon vor dem Angriffstag hohen Wasserstand.

Am 23. Oktober wurde den Truppen folgender Befehl ausgegeben:

„Soldaten des I. Korps! Zum zweitenmal in diesem Kriege geht es zum Angriff gegen Italien! Für Euch gilt der Satz: Keine Ruh' und keine Rast bis die Italiener zerschmettert sind. Mit Gott, vorwärts!"

Am 23. nachmittags begab sich das Korpskommando auf seinen am Rücken des Svinjak hoch über dem Flitscher Becken gelegenen Gefechtsstand. Das Wetter hatte sich am 23. nachmittags aufgeheitert. Doch schon vor Mitternacht trat wieder schlechtes Wetter ein. Um zwei Uhr früh begann das Gasschießen und Gaswerfen. Südlich Flitsch wurden über 800 Gaswerfer gleichzeitig abgefeuert, deren furchtbare Geschosse den ganzen Raum zwischen dem Ort Flitsch und dem Isonzo (Soca) in ein weites Totenfeld verwandelten.

Die italienische Artillerie erwiderte das Feuer lebhaft und sichtlich nervös. Die Lichtkegel mehrerer italienischer Scheinwerfer durchdrangen gespenstig den das Becken erfüllenden Nebel. Ihr fieberhaftes Herumfahren ließ auf die Nervosität der Italiener schließen. Das italienische Artilleriefeuer wurde bald sichtlich schwächer — das Gas, welches hauptsächlich der feindlichen Artillerie zugedacht war, begann zu wirken. Zum Schluß antworteten nur mehr wenige Geschütze. Gegen Morgen regnete es wieder ziemlich stark. Zur festgesetzten Stunde begannen Artillerie und Minenwerfer ihre Arbeit. Der Nebel, der die Höhen ganz einhüllte, verhinderte die italienischen Geschützkavernen an ihrer Wirkung, daher entfiel auch ihre Bekämpfung. Zur planmäßig festgesetzten Stunde — 9 Uhr vormittags — gingen die Truppen zum Angriff vor. Bald danach — 9 Uhr 5 Min. — kam die erste Meldung der 22. Schützendivision „der Angriff ist im Gange" und um 9 Uhr 30 Min., die Nachricht: „Feindliche Stellung unmittelbar südlich der Straße genommen, Stellung nördlich, die nicht gesehen wird, vermutlich auch".

Der Stoß der 22. Schützendivision bei Flitsch gelang sofort und gewann Raum. Die braven Truppen mußten sich allerdings den Boden, der von den Italienern ausgiebig mit Maschinengewehr-

stützpunkten versehen war, schrittweise erkämpfen; das Marburger Schützenregiment, Oberstleutnant von Pasetti, tat ganze Arbeit. Als nun Kaiserschützen sowohl südlich Flitsch vorstießen, als auch am Fuße des Rombon auf dem sogenannten Kamelrücken vordrangen, war die Verteidigung im Tal bald zusammengebrochen. Schon um 1 Uhr 5 Min. nachmittags kam die Meldung, daß die ersten Abteilungen in die zweite italienische Stellung eingedrungen seien.

Dagegen kamen ungünstigere Nachrichten von den Bergen. Dort wütete ein heftiger Schneesturm. Die Salzburger konnten unter diesen Umständen am Rombon nicht durchdringen. Sie mußten den Angriff abbrechen. Jeder Hochgebirgskundige wird es begreifen, daß im Felsgebirge im wirbelnden Schneesturm jede Bewegung und damit jeder Angriff unmöglich war. Eine Hochgebirgskompagnie, die sich im Schneesturm über eine Felswand in den Rücken der Italiener abgeseilt hatte, mußte, weil sie jede Orientierung verlor, wieder umkehren. Der Kommandant der Rombongruppe war trostlos. Ich mußte ihn trösten lassen, daß seine Zeit noch kommen werde, wenn die Talgruppe den Stol genommen habe.

Die 55. Division hatte gleich anfangs in prachtvollem Angriff den Vrsic und den Sattel 1270 genommen, stieß dann aber im Schneesturm auf heftigen Widerstand, der weiteres Vordringen ausschloß. In der Nacht zum 25. wurde sie sogar am Sattel 1270 von einem starken Gegenangriff der Italiener getroffen, der nur mit Mühe abgewehrt werden konnte. Auch für sie galt es, die richtige Zeit abzuwarten. Nur ihre rechte Flügelgruppe — das Kärntnerregiment — konnte in erfolgreichem Kampfe im schweren Felsterrain des Polounik Raum gewinnen.

Die 10. Armee verlangte dringend die versprochene Unterstützung, da sie sonst nicht angreifen könne. Ihr wurde geantwortet, daß die Witterung die Artillerieunterstützung ausschließe, sie möge nur frischen Mutes anpacken, der Stoß auf den Stol werde auch ihr bald Luft machen.

Der 25. brachte auch Erfüllung dieser Voraussagen. Die 22. Schützendivision hatte den Stoß im Tal erfolgreich fortgesetzt und ein Bataillon von Flitsch aus gegen die Prevalascharte in den Rücken der Italiener am Rombon entsandt. Die Schnelligkeit des Vorstoßes im Tal wurde wesentlich dadurch beeinträchtigt, daß die Italiener alle Brücken zerstört hatten. Der unaufhörlich strömende Regen machte alle Bäche zu schweren Hindernissen. Eine gesprengte Brücke bei Saga konnte nur einzeln mühsam überschritten werden. Trotzdem wurde in der Nacht zum 25. Saga am Fuße des Stol erreicht und sofort der schwierige Anstieg begonnen. Mehrere italienische Nachhutstellungen wurden genommen. In den ersten Nachmittagsstunden waren die stark befestigten Vorberge des Stol, Hum und Prvi-Hum, genommen.

Der weitere Anstieg stellte an die gebirgsgewohnten Truppen die größten Anforderungen. Nach den Meldungen der erfahrenen Truppenkommandanten waren die Geländeschwierigkeiten für den Angriff gegen den Stolrücken selbst ganz außerordentlich. Aber auch diese wurden überwunden und am 25. um 11 Uhr nachts der erste Punkt des Stolrückens, der 1450 m hohe Straßenübergang erstürmt, wobei 200 Alpini gefangen genommen wurden. Das Bataillon, das diesen wichtigen Erfolg errungen hatte, blieb vor Erschöpfung liegen; es konnte seinen Erfolg nicht ausnützen. Ein frisches Bataillon mußte dort eingesetzt werden. Den Anstrengungen der braven Truppen gelang es dann in den frühen Morgenstunden des 26., den ganzen Rücken mit dem beherrschenden Punkte des Stol in Besitz zu nehmen. Mehrere Stützpunkte, die der Feind hartnäckig verteidigte, mußten erstürmt werden. Ein Brigadier mit seinem Stab, zahlreiche Offiziere und Mannschaften wurden gefangen genommen. Während noch der Angriff auf den Stol im Zuge war, wurde vom Straßenpunkt aus der Vormarsch auf Bergogna angetreten, wohin bereits Detachements im Marsche waren.

So hatte die 22. Schützendivision ihre Aufgabe glänzend gelöst: Sie war in einem Zuge vom Ausgangspunkt des Angriffes bis auf den Stol vorgedrungen und war im Vormarsch auf Bergogna. Wenn dieser Stoß mehr Zeit brauchte, als ich im Befehl angesetzt hatte, so lag der Grund in der Zerstörung aller Brücken, die nicht verhindert werden konnte, und in der ausnehmend schlechten Witterung.

Die Edelweißdivision, die der 22. dichtauf folgte, begann nun ihre Aufgabe zu lösen — Vorstoß auf Resiutta in den Rücken der Italiener, die in den Karnischen Alpen — standen. Leider fehlte die Straße, die unsere Karten von Uccea über den Nizki-vrh nach Resiutta anzeigten: Dort führte nur ein elender, beschwerlicher Saumweg. So mußte die wirkungsvolle Verwendung schwerer Artillerie unterbleiben. Die Edelweißdivision, der bald die deutsche Jägerdivision folgte, drang über Uccea vor, wo das oberösterreichische Regiment 14 fünf, von den Italienern tapfer verteidigte schwere Geschütze im Handgranatenkampf eroberte. Dieser Vorstoß der Gruppe des Generalmajors von Wieden brachte bald die ganze italienische Front vom Rombon bis zum Plöckenpaß zum Weichen.

Der Stoß auf den Stol machte, wie vorausgesehen, seine Wirkung auf die beiden Höhenabschnitte geltend.

Auf dem Rombon begannen die Italiener schon am 25. früh abzubauen. Die Salzburger folgten ihnen auf dem Fuße nach, entrissen ihnen bis zum 26. mittags das ganze Gelände bis zur Prevalascharte und bis zum Canin. Nur die Scharte selbst blieb noch im Besitz der Italiener. Von dort feuerte noch am 26., also zur Zeit als die 22. Schützendivision Bergogna bereits erreicht hatte, italienische Artillerie nach Flitsch, ohne den Vormarsch unserer Artillerie und der Trains aufhalten zu können. Die Bedeutung schwer

gangbarer Höhen im Vergleich zum Talweg kann wohl nicht besser dargetan werden, als durch dieses Beispiel.

Es soll gleich hier erwähnt werden, daß die Angriffsgruppe der 10. Armee, die seit dem 24. Oktober im Angriffe war, endlich am 28. den Neveasattel nördlich des Rombon im Sturm nahm, und nun auch ohne Rücksicht auf die noch besetzten Höhen im Tal vordrang. Die feindlichen Höhenbesatzungen verfielen so der Gefangenschaft.

Auch im Süden des Flitscher Beckens begannen die Italiener am 25. vormittags den Rückzug. Sie mußten wohl jeden Widerstand angesichts der Tatsachen aufgeben, daß Karfreit seit dem 24. im Besitz der Deutschen war, und daß auch der Stol bereits erstiegen wurde. So konnte nun auch die 55. Division den Lohn für ihre Ausdauer im schwierigsten Gebirgsgelände einheimsen: in der talab führenden Verfolgung des weichenden Feindes. Reiche Beute an Gefangenen, Geschützen, Munition und Fahrzeugen aller Art fiel ihr in die Hände.

So hatten die Talstöße über Karfreit und über Flitsch-Saga auf den Stol, die mit geringen Verlusten einen durchschlagenden Erfolg brachten, alle umfaßten Höhenstellungen samt ihren Besatzungen in die Hände der siegreichen Truppen geliefert.

Groß waren die Erfolge, welche den Truppen für ihre Ausdauer und Tapferkeit zufielen. Und doch mußte noch mehr gefordert werden.

Die 50. Division, die als linke Nachbardivision der 55. mir unterstellt worden war, und die 22. Division hatten den Vormarsch ohne Aufenthalt in die Ebene fortzusetzen. Die 55. hatte ihnen als Korpsreserve zu folgen. Die 22. Schützendivision sollte noch am 29. Gemona erreichen, die Befestigungen östlich Tarcento (Mte. S. Bernadia) und bei Osoppo nehmen. Die Gruppe Wieden, Edelweißdivision und deutsche Jägerdivision, hatte über Resiutta auf Tolmezzo vorzugehen und Verbindung nach Gemona aufzunehmen.

Nach notdürftiger Rast nahmen die Truppen den Vormarsch wieder auf. Die 22. Schützendivision konnte die Wegnahme der Befestigungen Mte. S. Bernadia schon am 28. Oktober melden trotz einer sehr bösen Straßenzerstörung — die Italiener hatten die Straße bei Platischis an einer Felswand auf etwa 60 m Länge abgesprengt. Der Angriff des Marburger Schützenregiments war so überraschend schnell erfolgt, daß die Italiener die neu ausgehobenen Schützengräben gar nicht mehr besetzen konnten. So hat auch hier rasche Vorrückung Blut gespart.

Am 29. standen die Truppen schon in der Ebene, am Torrente Torre vor Tarcento. Leider konnten die Brücken über den tosenden Wildstrom nicht gerettet werden: Die Italiener sprengten sie frühzeitig.

Die Truppen standen völlig durchnäßt, ermüdet, schlecht genährt vor dem Fluß — am jenseitigen Ufer der Feind. Trotzdem gelang es den braven Truppen noch am 29. das Hindernis und den Feind zu überwinden: Abends war Tarcento in den Händen der Schützen. Am 30. früh war eine Brücke über den Torrento Torre hergestellt.

Die Truppen mußten aber weiterstürmen, denn vor uns lag das schwere Hindernis des Tagliamento.

Die 22. Schützendivision hatte Gemona und die dort liegenden Befestigungen zu nehmen, Verbindung mit der Gruppe Wieden herzustellen.

Die 50. und nördlich davon die 55. Division hatten an den Tagliamento vorzustoßen. Detachements waren zur Besitznahme der Brücken vorauszusenden.

Das Detachement der 55. Division, das die Eisenbahnbrücke bei Cornino zu nehmen hatte, traf bei Majano ein Bataillon des deutschen 63. Infanterie-Regiments, das zur Gruppe Stein gehörend, in unseren Raum gelangt war, im Kampf mit überlegenem Feind. Den vereinten Kräften gelang es, den Feind zu werfen.

Doch alle Anstrengungen der Infanterie, die Brücken zu retten, waren vergebens. Als sie am Fluß anlangte, waren die Brücken bereits gesprengt. Kavallerie, Radfahrtruppen oder Autotruppen standen uns leider nicht zur Verfügung.

So war es aber an der ganzen Front ergangen. Auch weiter im Süden, wo die geringeren Geländeschwierigkeiten ein rascheres Vorgehen der Infanterie ermöglichten, gelang es nicht, eine Tagliamento-Brücke zu retten. Bei Codroipo, wo die Deutschen am heftigsten nachdrängten, sprengten die Italiener die großen Brücken so frühzeitig, daß Tausende von Italienern abgeschnitten der Gefangenschaft verfielen.

Nun mühten sich die Truppen entlang dem ganzen Fluß, die hochangeschwollene Torrente zu überwinden. Sie versuchten, durch den Fluß zu kommen. Alle Mühe, den reißenden, in viele Arme geteilten Strom zu durchwaten und zu durchschwimmen, waren vergebens. Durch zwei, drei Arme kamen die Braven hindurch, am Hauptarm aber scheiterten alle Versuche, selbst der besten Schwimmer.

Am 2. November morgens ging ich vor zur Eisenbahnbrücke von Cornino, um mir die Lage dort zu besehen. Die Brücke besteht aus zwei, durch eine Flußinsel getrennten Teilen. Die zur Insel führende Brücke war unserem vorstürmenden Detachement brauchbar in die Hände gefallen. Dagegen war beim zweiten Brückenteil das etwa 20 m lange Mittelfeld derart an beiden Enden abgesprengt, daß die schwere Eisenkonstruktion zwischen den beiden Brückenpfeilern im Flusse lag. Die Brückendecke lag etwa ein bis zwei Meter über dem Wasserspiegel und etwa vier Meter unter der Brückenbahn. Die breiten oberen Träger der Eisenkonstruktion lagen etwa in gleicher Höhe mit der Brückenbahn, so daß geschickte, schwindelfreie

Männer leicht auf diesen Eisenträgern über die Brücke hinwegkommen konnten.

Es war daher sofort erkennbar, daß der Weg hinüber nur über die gesprengte Brücke ginge. Ich begab mich sogleich zum Divisionskommando und gab dort den Befehl, die vergeblichen Versuche, durch den Fluß zu kommen, aufzugeben, und die Brücke für den Übergang zu benützen.

Dem Divisionskommando wurde starke Artillerie zur Verfügung gestellt, die ganze Durchführung besprochen und 6 Uhr abends des 2. November als Zeitpunkt für den Infanterieangriff bestimmt.

Der Plan für den Angriff wurde nach diesen Weisungen vom Divisionär Generalmajor Felix Prinz Schwarzenberg und vom Brigadier Oberst Graf Zedtwitz so gut entworfen und die Unternehmung von Hauptmann Redl und vom 4. Bataillon des bosnisch-herzegowinischen Infanterie-Regiments 4 so prachtvoll durchgeführt, daß am Abend des 2. November die Brücke genommen und das westliche Tagliamentoufer gewonnen war. Die stürmende Infanterie war auf Leitern hinab auf das im Fluß liegende Brückenfeld und von dort wieder auf Leitern auf die Brücke am Westufer gestiegen. Der erste Stoß warf die Italiener aus der Brückenschanze. Die im Laufe der Nacht und des 3. November folgenden Truppen der 55. Division drängten die Italiener immer weiter zurück und säuberten das rechte Ufer des Tagliamento bei Pinzano, so daß auch dort mit der Herstellung der Brücke begonnen werden konnte. Die Eisenbahnbrücke bei Cornino wurde für den Fuhrwerksverkehr hergerichtet, ohne den Übergang der Truppen zu unterbrechen. Am 4. mittags wurde die Brücke fertig; eine Senkung des abgesprengten Brückenfeldes stellte aber die ganze Arbeit in Frage. Erst am 5. konnte der Schaden behoben werden.

Am 4. November früh ging ein Jägerbataillon der Gruppe Stein als erste deutsche Truppe über unsere Brücke. Das Bataillon sollte den Schutz des Brückenbaues bei Pinzano auf dem westlichen Tagliamentoufer besorgen. Diese Brücke wurde am 4. nachmittags fertig, so daß der 55. Division, die bisher ohne Artillerie geblieben war, die nötigste Artillerie nachgesendet werden konnte.

Mit dem Übergange der 55. Division bei Cornino war die italienische Tagliamentofront gebrochen. Unsere Truppen stürmten nun von neuem in der italienischen Tiefebene nach Westen vor. Neue Heldentaten an rastlosem, tatkräftigem Vordrängen wurden von allen deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen geleistet. So erbrachten diese Truppen den Beweis, daß sie auch zu Beginn des 4. Kriegsjahres eine unvergleichliche Stoßkraft besessen haben.

Der Durchbruch bei Tolmein-Flitsch konnte nur gelingen, wenn er so energisch in einem Zuge erzwungen wurde, wie es tatsächlich geschehen und gelungen ist. Wurde der Durchbruch so geführt, dann lag nach Gewinnung der Ebene durch den rechten Flügel der Isonzo-

front (14. Armee) der Gedanke nahe, durch sein Einschwenken nach links den bei Görz stehenden rechten Flügel der Italiener — die starke 3. Armee — an die Meeresküste zu drängen und ihr den Rückzug abzuschneiden. Gelang dies durch Gewinnung der Brücken am unteren Tagliamento (bei Codroipo und Latisana), dann konnten schwache dorthin geworfene Heereskörper der ganzen 3. italienischen Armee den Rückzug verlegen.

Das Gelingen dieses Gedankens erforderte natürlich ein längeres Verbleiben der italienischen 3. Armee bei Görz. Der linke Flügel unserer Isonzofront durfte daher nicht angreifen; ja selbst ein geschicktes Zurücknehmen dieses Flügels, um die Armee des Herzogs von Aosta nachzuziehen, wäre gerechtfertigt gewesen. Da man aber nicht die Vernichtung der Italiener, sondern nur ein Vorschieben der Front beabsichtigt hatte, entfiel dieser Gedankengang. Der sehr stark gehaltene linke Flügel der Isonzofront, die beiden Armeen der Heeresgruppe Feldmarschall Boroevic, sollte ebenso angreifen, wie der rechte Flügel der Front.

Aber das Glück wollte uns wohl. Die Heeresgruppe Boroevic kam trotz ihrer großen Stärke nicht recht vorwärts. Nur ihr rechter Flügel kam im Anschluß an die 14. Armee frühzeitig in die Ebene, aber doch nicht, ohne daß er von den rascher vorstürmenden Deutschen aus dem zugewiesenen Vorrückungsstreifen, Udine-Codroipo, nach Süden verdrängt wurde.

Diese Sachlage brachte uns zweimal dem großen Wurfe nahe, die 3. italienische Armee abzufangen.

Als die deutschen Truppen über Udine vorstürmten, indes die 3. italienische Armee noch weit im Osten gegen Boroevic kämpfte, wollte das 14. Armeekommando mit einigen Divisionen nach Süden in den Rücken der Italiener einschwenken. Boroevic verlangte nun, daß diese deutschen Divisionen sobald sie in seinen Vorrückungsstreifen kamen, ihm unterstellt werden. Darauf wollte das 14. Armeekommando nicht eingehen. Daher unterblieb diese entscheidende Unternehmung.

Aber noch ein zweitesmal war uns das Glück hold.

Die Deutschen hatten Codroipo erreicht und dort gewaltige Beute gemacht, als der nach Süden abgedrängte rechte Flügel der 2. Isonzoarmee, die aus zwei Divisionen bestehende Gruppe Kosak, mit ihren vordersten Truppen die von den Italienern in Brand gesteckte Brücke bei Madrisio, südlich von Codroipo, erreichte. Die Brücke konnte gerettet werden. Das Glück hatte uns im günstigsten Zeitpunkt eine Tagliamentobrücke in die Hände gespielt. Der Kommandant der beiden Divisionen, Feldmarschalleutnant Ludwig Goiginger — das Gruppenkommando war weit rückwärts abgeblieben — erkannte die Lage ganz richtig und faßte den Entschluß, am nächsten Tage bei Madrisio Ufer zu wechseln, diese Brücke und die bei Latisana am westlichen Ufer zu besetzen und so der noch

im Osten stehenden Armee des Herzogs von Aosta den Rückzug zu verlegen.

Da kam am Abend ein Generalstabsoffizier des Heeresgruppenkommandos an, der den Befehl überbrachte, daß die Gruppe sofort nach Codroipo zu marschieren habe, das im Bewegungsstreifen der Heeresgruppe liege. Feldmarschalleutnant Goiginger gab die Lage und seinen Entschluß bekannt und sagte, daß in Codroipo die Deutschen stünden, daß also seine Anwesenheit dort keinen Zweck habe. Der Generalstabsoffizier betonte, daß der Befehl des Feldmarschalls Boroevic für alle Fälle gelte, auch dann, wenn in Codroipo schon deutsche Truppen stünden.

Der General ließ sich durch diesen bestimmten Befehl leider von seinem einzig richtigen Entschluß abbringen. Die Gelegenheit zu entscheidendem Erfolg war unwiderruflich vorüber.

Das schönste Urteil über den Durchbruch von Tolmein-Flitsch fällt die italienische Untersuchungskommission, die die Ursachen der Niederlage von Caporetto erheben sollte.

Unter Hinweis auf die Tatsache, daß im Durchbruchsraum 238 italienischen Bataillonen nur 171 deutsche und österreichisch-ungarische gegenübergestanden sind, sagt die Untersuchungskommission:

„Die Offensive stellte sich im Hinblick auf die geringe Zahl als eine Tat äußerster Kühnheit dar" und fügt bei: „Die Genialität des Planes, der Feuereifer, die Energie und die Kühnheit, die neuen Methoden in Zeit, Raum und Kampfart sind anerkennenswert. Äußerste Ausnützung des unverhofften Anfangserfolges und unermüdliche Verfolgung verhinderten jede Rückhaltstellung. Der Feind führte seine Hauptkräfte mit großem strategischen Verständnisse bis an die äußerste Grenze der Leistungsfähigkeit von Mann und Material."

Die beiden siegreichen Armeen, die deutsche, die ihre glanzvolle Wiedererstehung erleben wird, und die für immer versunkene alte k. u. k. Armee, die von verständnislosen Menschen so oft falsch beurteilt worden ist, sie können stolz sein auf dieses glänzende Lorbeerblatt in ihrem Ehrenkranze.



Die Armeegruppe Arras in der Tank- und Angriffsschlacht von Cambrai im November 1917.

Von Generalleutnant z. D. Otto v. Moser,
damals Führer der Armeegruppe Arras.

Im November 1917 herrschte an der Westfront im allgemeinen Ruhe; insbesondere galten die deutschen Stellungen im Cambraibogen für ungefährdet durch feindlichen Großangriff, weil sie stark ausgebaut waren und weil der Brite sich ihnen gegenüber nicht so nahe wie anderswo eingegraben hatte, auch artilleristisch wenig tätig war. So waren diese Stellungen nur sehr dünn mit Infanterie und noch dünner mit Artillerie besetzt; und zudem fast ausschließlich mit Truppen, die an anderen Fronten, namentlich in den schweren und blutigen Flandernschlachten, abgekämpft und abgemüdet waren und nach großen Verlusten und unsäglichen Anstrengungen des Ausruhens bedurften.

Da setzte am 20. November 7[30] morgens ganz plötzlich und völlig überraschend im ganzen Cambraibogen schlagartig ein kurzes, feindliches Artilleriefeuer ein, und unmittelbar darauf drangen, — noch im Morgennebel, der durch dichte, mit Nebelbomben erzeugte Rauchwolken verstärkt war, — begleitet von 3—400 feuerspeienden Panzerwagen, starke Massen englischer Infanterie in die deutschen Gräben ein, wo auf hundert Meter Breite kaum ein Schütze mit Gewehr und Handgranate stand. Die Besatzung der vorderen Linie ward daher glatt überrannt, getötet oder gefangen genommen, die schwachen heraneilenden Verstärkungen und Stoßtrupps aber wurden von den Kleingeschützen und Maschinengewehren der in solcher Menge noch niemals aufgetretenen britischen Kampfwagen zusammengeschossen; und so stark und kräftig, vor allem aber auch so überraschend war der diesmal besonders geschickt ausgedachte, streng geheim gehaltene und gründlich vorbereitete feindliche Angriff, daß nicht nur die erste und zweite deutsche Infanteriestellung, sondern auch die vorderste Artilleriestellung genommen wurde, und daß am Abend des 20. November schottische Infanterie bis über das Dorf Fontaine-Notre Dame, die westliche Vorstadt von Cambrai, vorgedrungen war, — also bis ganz nahe an die Stadt heran, die das militärische und politische Operationsziel des Gegners bildete. Die Stadt Cambrai selbst war aber glücklicherweise doch noch in deutscher Hand geblieben; sie mußte auch weiterhin unter allen Um-

ständen behauptet werden, weil sonst von dort aus die ganze deutsche Arrasfront vom Rücken her mit Aufrollen bedroht gewesen wäre.

Ihren unbestreitbaren und mit geringen Verlusten erkauften Einbruchserfolg hatten die Briten noch am gleichen Tage in London unter ungeheurem Jubel der Bevölkerung mit dem Läuten aller Glocken gefeiert.

In den folgenden Tagen und Nächten hat der Engländer den Frontabschnitt Pronville-Fontaine und insbesondere den Bourlonwald unter massenhaftem Einsatze schwerer Artillerie und ungeheuerer Geschoßmengen, mit äußerster Kraft und Wut angegriffen, um den Durchbruch zu erzwingen — aber vergebens. Vergebens, weil es der deutschen Heeresleitung gelang, die nötigen Abwehrtruppen rechtzeitig heranzuführen; vor allem aber, weil diese Truppen und ihre Offiziere unter Anspannung des letzten Nervs Leib und Seele daransetzten, um des übermütigen Briten wieder Herr zu werden und um seinen Erfolg in eine Niederlage zu verwandeln. So ist die Verteidigungsschlacht und die ihr folgende Angriffsschlacht bei Cambrai eins der schönsten Beispiele dafür geworden, daß die Tatkraft der Führung und die Tapferkeit der Truppe auch aus gefährlicher, ja anscheinend verzweifelter Lage herausführen können zum vollen Siege.

An diesen beiden Schlachten haben nun Hunderttausende von deutschen Kriegern aller Stämme und aller Waffen teilgenommen — und doch hat ein jeder nur einen kleinen, zeitlich und örtlich eng begrenzten Ausschnitt davon erlebt; ja er wußte, eilends mit der Bahn herangeführt und sogleich in die Front geworfen, vielfach weder, um was es sich bei seiner Kampftätigkeit eigentlich handelte, noch was er zur Lösung der großen Kampfaufgabe beigetragen hatte. Und noch weniger wußte und erfuhr der Mann, aber auch der Offizier in Reih und Glied, davon, wie eigentlich die Kampfhandlung, bei der er mitwirkte, zustande kam und durch welche geistige Triebfedern alle diese Truppen bewegt und schließlich zum Siege geführt wurden. Von alledem wenigstens nachträglich etwas zu hören, das ist der Wunsch und das Recht der Mitkämpfer; davon soll also in Nachstehendem auf Grund persönlicher Eindrücke, Erlebnisse und Erfahrungen — als Führer des XIV. Reservekorps (Gruppe Arras) — erzählt werden.

Auf die Nachricht von dem großen britischen Einbruch in den Cambraibogen faßte die deutsche Oberste Heeresleitung in Kreuznach unverzüglich den Entschluß, den Durchbruch unter allen Umständen zu verhindern und dazu alsbald von den anderen Kampffronten und aus den Heeresreserven die erforderlichen Streitkräfte und die nötige Munition zur Stelle zu schaffen. Fernschreiber, Telegraph und Telephon begannen daher schon in der Nacht vom 20. zum 21. November nach allen Richtungen zu spielen; die Heeresgruppen, namentlich die Gruppe Kronprinz Rupprecht von Bayern

in Mons, zu der die Cambraifront gehörte, wurden mit Weisungen versehen; sie benachrichtigten die Armeen, besonders die des Cambraibogens, die 2., in Le Cateau: das Ergebnis war eine Tag und Nacht fortdauernde Völkerwanderung von Truppen aller Waffen mit Bahn und Fußmarsch nach der Durchbruchsfront, daneben ein Zuströmen gewaltiger Mengen von Geschossen aller Kaliber und von Verpflegung jeder Art für Mann und Roß mit Achse und Kanalschiff. Der Cambraibogen selbst aber wurde zum Kampfe in zwei, später drei Abschnitte — Arras, Caudry und Busigny — geteilt, deren jeder einem Kommandierenden General als Gruppenführer unterstellt war. Bei einer dieser drei Gruppen hat also jeder, der an den Cambraischlachten mitbeteiligt war, den Kampf mitgemacht.

So waren also die bis dahin so stillen Korpshauptquartiere plötzlich zu Taubenschlägen, die ruhige Kampffront zum Brennpunkt der Ereignisse an der Westfront geworden. Von oben trafen telegraphische, schriftliche und mündliche Weisungen aller Art ein; mit den Nachbargruppen fand ein unausgesetzter Nachrichten- und Meinungsaustausch statt; von vorn, vom Kampffelde, jagten sich die Meldungen, Hilferufe und Anfragen — daraufhin ergingen die Befehle der Generalkommandos nach unten auf allen Befehlswegen, vielfach auch durch entsandte Offiziere des Stabes. Gleichzeitig rückten auf allen Straßen und Wegen die Verstärkungstruppen mit ihrem ungeheueren Troß herein, und meldeten sich deren Kommandeure, sowie die Führer der Materialzüge, zur Empfangnahme von Weisungen: vom General bis zum Leutnant löste ein Offizier den anderen ab. Für die Kommandierenden Generale handelte es sich zunächst darum, die Verteidigung so zu organisieren, daß trotz des beständigen Wechsels aller Verhältnisse auf dem Kampffelde jederzeit volle Klarheit herrschte über die Befehlsgliederung und die Kampfaufgaben, sowie daß auf der ganzen Front der Zusammenhang und Anschluß gewahrt blieb. Dazu mußte jeder Division ein fester Abschnitt und eine bestimmte Aufgabe, gleichzeitig aber auch die nötige Anzahl von Truppen zugeteilt werden; außerdem waren die zahlreichen schweren Batterien, die nicht den Divisionen unterstellt werden konnten, in Kampfgruppen mit bestimmten Aufträgen zusammenzustellen. Daß all dies für die Stäbe keine leichte Aufgabe war, mag folgendes Beispiel erhellen: Am 22. November waren vom Generalkommando des 14. Reservekorps vier, am 25. sechs, am 29. sieben Divisionen einzuteilen, auszurüsten, unterzubringen und zu verpflegen; am 23. November zweihundert, am 24. dreihundert, am 30. fünfhundert Geschütze aufzustellen und mit Brisanz- und Gasmunition auszustatten; am 22. zwei, am 27. sieben, am 30. elf Fliegerabteilungen mit Aufträgen zu versehen, im ganzen waren von diesem Generalkommando 130000 Mann zu versorgen. So ist es klar, daß jeder Tag, ja jede Stunde neue Arbeit, Aufgaben,

Aufregungen und Sorgen brachte; Vortrag reihte sich an Vortrag, Entscheidung an Entscheidung. Und von der ersten bis zur letzten Kampfstunde, also vom 20. November bis 5. Dezember, mehr als 14 Tage lang, gab es für die Kommandierenden Generale und ihre Stäbe keine Ablösung und keine Erleichterung in der Verantwortung und in der Arbeit. Ganz ähnlich lagen die Dinge und die Pflichten bei den Divisionsstäben; denn die Divisionskommandeure hatten die Gefechtsführung ihrer zahlreichen Truppen — Infanterie, leichte und schwere Artillerie, Pioniere, Maschinengewehr-Abteilungen, Flieger, Ballons, Arbeits- und Armierungssoldaten und Kolonnen jeder Art — in ihrem Abschnitt verantwortlich zu leiten, vor allem aber ihre Infanterie durch den Infanterie-Brigadekommandeur, ihre Artillerie durch den Artilleriekommandeur dauernd mit genauen Anweisungen für den Kampf zu versehen und ihre Truppenverbände durch alle Krisen, Wechselfälle und Nöte der Schlacht mit fester Hand hindurchzuführen. Dies war aber erst recht, in erhöhtem Maße und unter den schwierigsten Verhältnissen die Aufgabe der Regiments-, Bataillons- und Abteilungskommandeure innerhalb ihres Befehlsbereichs: denn je weiter nach vorn, desto größer neben der geistigen die körperliche Anstrengung und desto ernster vor allem die Gefahr.

Vor allem bei den Frontoffizieren und Frontsoldaten der vordersten Linie! Dort standen und lagen sie während der stürmischen, kalten und regnerischen November- und Dezembertage und während der dunklen, langen Nächte, eng aneinander geschachtelt in feuchten und unfertigen Gräben und Unterständen, die nur geringen Schutz gegen Witterung und Feuer boten, und dort hielten sie den unaufhörlich auf sie gerichteten Hagel von Granaten, Schrapnels, Minen-, Infanterie- und Maschinengewehrgeschossen und Bomben trotz schwerer Verluste standhaft aus. Dort warfen sie den bald an dieser, bald an jener Stelle in Massen und mit großer Tapferkeit anstürmenden Briten mit Gewehr und Handgranate und mit der blanken Waffe zurück, gingen immer wieder zum Gegenstoß über und überließen dem Feinde keinen Zoll ihrer Stellungen auf der ganzen Front Pronville—Moeuvres—Bourlonwald.

In diesem hochstämmigen parkartigen Walde aber, der mit seinen zwei Kuppen an der Südwestecke die ganze Gegend weithin beherrschte und für den Angreifer die beste und gedeckteste Annäherung an Cambrai bedeutete — in diesem Wald hatte sich der Engländer schon am ersten Tage mit starker Infanterie und zahlreichen Maschinengewehren festgesetzt und eingegraben — dort spielte sich daher auch in den Tagen vom 23. bis 29. November ein besonders schweres und hartnäckiges, hin- und herwogendes, wahrhaft dramatisches Ringen und Kämpfen ab, das zu den heißesten und blutigsten des ganzen Krieges gehört.

Am 23. will die britische Führung hier offenbar den Durchbruch erzwingen: Schützenwelle hinter Schützenwelle dringt von

Süden her in den Wald hinein, dabei zahllose Maschinengewehre; gleichzeitig stoßen Dutzende von Panzerwagen, zum größeren Teil entlang dem Westrande des Waldes unmittelbar auf das Dorf Bourlon, zum anderen Teil aber auch auf den Waldwegen tief in den Wald hinein —, ja über dessen Ostrand hinaus. Gleichzeitig verdoppelt der Feind seine Fliegerangriffe; am Abend ist der übermächtige Angreifer bis an den Nordrand des Waldes und bis in das Dorf und Schloß Bourlon vorgedrungen, in dem sich lange Monate hindurch das Hauptquartier der Armee Fritz von Below befunden hatte. Aber ein kraftvoller Gegenstoß der 3. Gardedivision wirft ihn wieder bis zur Mitte des Waldes zurück und aus dem Dorfe hinaus; das Schloß mit seiner englischen Besatzung wird rings umzingelt und mit Maschinengewehren und Minen beschossen. Heldentaten geschehen auf der ganzen Linie: im Dorfe und südlich vor dem Dorfe, aber auch auf den schmalen, steilen Waldwegen liegen und stehen eine Reihe zusammengeschossener und bewegungsunfähiger Panzerwagen in den unmöglichsten und malerischsten Stellungen, teilweise auf dem Kopf; daneben die verbrannten und verstümmelten Leichen der Besatzung.

Allein auch unsere Verluste und Opfer sind schwer, namentlich ist die Infanterie stark mitgenommen. Ein Glück, daß unsere Artillerie und unsere Flieger — bei diesen der ebenso bescheidene, wie ritterlich tapfere Rittmeister Frhr. v. Richthofen mit seinem gefürchteten roten Geschwader — mehr und mehr die Überhand gewinnen; sonst wäre die Lage verzweifelt. Aber in später Nacht erstürmen trotz aller Ermüdung die pommerschen Grenadiere noch das Schloß Bourlon und nehmen den Rest der Besatzung gefangen.

Am 24. abends erfolgt nach schwerstem englischen Artilleriefeuer wiederum ein großer entschlossener Angriff, der von 30 Panzerwagen begleitet ist und wiederum bis zum Dorfe Bourlon vordringt. Gleichzeitig werfen die feindlichen Flieger im Hintergelände auf die Ortschaften und Straßen zahlreiche Bomben ab, um das Heranrücken von deutschen Verstärkungen zu verhindern. In einem neuen Nacht- und Frühmorgenangriff wird der Engländer wieder in den Wald hineingeworfen; Engländernester im Dorf und in alten deutschen Unterständen am Waldrande werden in wildem, mitleidlosem blutigem Nahkampfe gesäubert.

Am 25. November neuer Angriff; 90 Panzerwagen werden im Anmarsch von Süden her nach dem Bourlonwalde gemeldet. Unsere Flieger benachrichtigten rechtzeitig die Artillerie: sie stürzt sich mit wütenden Feuerstößen auf die willkommene Beute, zertrümmert einen großen Teil der Kampfwagen und zwingt den Rest zur Umkehr. Bis zum Abend sind am Bourlonwald 10 Panzerwagen erbeutet und 300 Gefangene gemacht.

Am 26. wiederum Nachtkämpfe und Tag und Nacht ein Höllenfeuer der feindlichen Artillerie auf den nördlichen, unserer Artillerie

auf den südlichen Teil des Waldes, das diesen noch vollends in ein Gewirr von zerschossenen Bäumen und Zweigen verwandelt.

Am 27. November aber, dem achten Kampftage, macht der Brite einen letzten großen, verzweifelten Durchbruchsversuch, noch in der Morgendämmerung mit starker, frisch eingesetzter Infanterie und mit einer großen Anzahl neuer Panzerwagen. Unsere zu Tode ermüdete Infanterie wird diesmal von der Übermacht bis an den Bahndamm nordöstlich des Bourlonwaldes zurückgedrängt: das Gelingen des feindlichen Durchbruchs droht — damit wäre aber nicht nur der Weg auf Cambrai für den Gegner geöffnet, sondern es wären auch fünfzig unserer Geschütze verloren gewesen, die dicht hinter dem Bahndamm im Feuergefecht standen. Auch das Dorf Fontaine geht verloren. Aber in dieser äußersten Not läßt der Kommandierende General den Bourlonwald von der gesamten Artillerie unter das stärkste Feuer nehmen und gleichzeitig unsere sämtlichen Flieger gegen den Wald und über ihn hinweg, sowie auf Fontaine vorstürmen; auf Kraftwagen werden 3 Bataillone der 221. Division zur Unterstützung und zum Gegenangriff vorgeschickt: und in der Tat, bis zum Abend haben die braven Truppen der 214., 221. und 3. Garde-Division den Engländer, freilich erst nach blutigen und verlustreichen Kämpfen, wieder tief in den Wald zurückgeworfen; auch Fontaine ist wieder im Sturme genommen! Und ebenso tapfer und heldenmütig haben in diesen Tagen die Truppen der 20. Infanterie- und der 21. Reserve-Division den zwischen Pronville und dem Bourlonwalde immer wieder heranwogenden Ansturm des Gegners blutig abgewiesen. Die Truppen haben fast Übermenschliches geleistet. Von den Generalkommandos und Divisionen geschieht alles Erdenkliche zu ihrer Erleichterung. Am 29. rollen Kolonnen, angefüllt mit Munition und Handgranaten, aber auch mit Wein, Speck, Zucker, Brot, Konserven, mit wollenen Decken und rasch aufstellbaren Baracken nach vorn. Allen am Kampf beteiligten Truppen ist jedoch der schönste Lohn ihrer Taten und Leistungen der jubelnde Widerhall aus der Heimat, die atemlos, anfangs mit schwerer Sorge, dann aber mit immer wachsendem Stolze auf die Kämpfer am Bourlonwalde blickte.

So war der englische Durchbruchsversuch bei Cambrai endgültig gescheitert — inzwischen hatte aber die deutsche Heeresleitung beschlossen, sich nicht mit diesem negativem Ergebnis zu begnügen, sondern dem Gegner auch die Beute vom 20. November wieder zu entreißen und zugleich der ganzen Welt die unerschütterte Angriffskraft der angeblich durch den langen Stellungskrieg völlig zermürbten deutschen Westfronttruppen vor Augen zu führen. Westlich und südlich des Bourlonwaldes, von Norden und von Osten her, sollten am 30. November die drei Kampfgruppen Arras, Caudry und Busigny zum großen Sturmangriff vorbrechen. Bei den beiden letztgenannten Gruppen war für den Ostangriff eine größere Anzahl frischer Divisionen eingetroffen; bei der Gruppe Arras für den Nordangriff nur e i n e ermüdete, die 49. Reserve-Division. Daß

trotzdem auch die Infanterie der Gruppe Arras, ungeachtet der ungeheuren Anstrengungen des zehntägigen, ohne Ablösung gegen große Übermacht geführten Kampfes, und trotz der großen Lücken in ihren Reihen, noch die Kraft aufbrachte, sich an dem Angriffe zu beteiligen, das darf als bewundernswert bezeichnet werden. Wesentlich trug dazu der Gedanke bei, endlich wieder einmal aus dem auf die Dauer furchtbaren Stellungskriege heraus zu einem der deutschen Volksseele mehr entsprechenden Angriff schreiten zu können und der Wunsch, dem britischen Übermut einen kräftigen Dämpfer aufzusetzen — Lloyd George und die englische Presse sprachen noch immer laut von einem Einmarsch in Cambrai vor Weihnachten!

Von Neuem war so in den Tagen vom 26.—29. November das Kriegshauptquartier der Gruppe Arras zum Taubenschlag geworden: mitten in der Verteidigungsschlacht mußten die Angriffs-Befehle, die die Gefechtsstreifen und Ziele der Divisionen, sowie die gänzlich anders gestalteten Aufgaben der Artillerie und der Flieger regelten, entworfen, vervielfältigt und hinausgegeben werden; und ebenso wurden bei den Divisionen in Tag und Nacht andauernder, rastloser Arbeit die Vorbereitungen für die Bereitstellung und Gliederung der Truppen, nach vielen Geländeerkundungen und Rücksprachen mit den Kommandeuren, fertig gestellt.

Der 30. November war der große Sturmtag. Um 9 Uhr vormittags brachen die Angriffskolonnen der Gruppen Caudry und Busigny, rund ein Dutzend Divisionen, in die britischen Stellungen ein; um 12 Uhr mittags folgte der Angriff der Gruppe Arras mit 5 Divisionen westlich, einer sechsten östlich des Bourlonwaldes, während die siebente — die 3. Gardedivision — diesen Wald umschloß und abriegelte. Der Angriff der Gruppe Arras wurde verdeckt durch eine mit Rauchbomben erschossene Nebelwand, vorbereitet und unterstützt durch das Feuer von 390 leichten und 118 schweren Geschützen und begleitet von mehr als hundert tief fliegenden, mit Maschinengewehren feuernden und Bomben werfenden Fliegern. So wie am 20. November wir, so wurde am 30. der Engländer durch den Angriff völlig überrascht; am Abend waren die Truppen der Gruppen Caudry und Busigny tief in die britischen Stellungen hineingestoßen; die der Gruppe Arras hatten ihren Gegner fast einen Kilometer weit bis nahe an die Nationalstraße zurückgeworfen, die Nordwesthälfte des Bourlonwaldes erobert und reiche Beute an Gefangenen und Geschützen gemacht.

Am 1. Dezember wurde der Angriff erfolgreich fortgesetzt und der Feind trotz verzweifelten Widerstandes unter schweren Verlusten weiter zurückgedrängt. Die gefangenen englischen Offiziere drückten aus freien Stücken ihre Bewunderung aus über das einheitliche und schnelle Vorbrechen unserer Infanterie aus den vordersten Gräben, und über das tapfere und geschickte Verhalten unserer Stoßtrupps beim Kampf um die Grabenstücke und Unterstände. Sie erzählten weiter, daß die englische Führung einen Angriff von

Norden her nicht für möglich gehalten hatte, sondern an dieser Front am 30. November selbst mit frisch eingesetzten Divisionen zum Angriff vorgehen wollte. Daran hat sie nun unser Angriff verhindert.

Am 2. und 3. Dezember trat bei allgemeiner Erschöpfung eine Kampfpause ein; am 4. aber wurden alle Vorbereitungen getroffen, um den Engländer, der noch immer den Südostteil des Bourlonwaldes als Sprungbrett für einen Angriff auf Cambrai zäh behauptete, von dort zu vertreiben; vor allem wurde der Wald Tag und Nacht unter ein furchtbares Kreuzfeuer mit Brisanz- und Gasgeschossen, sowie mit Minen genommen, das den Aufenthalt im Walde zur Hölle machen mußte und den deutschen Sturm vorbereitete: aber in der Nacht vom 4. zum 5. Dezember räumte die englische Besatzung den Bourlonwald — seit 1914 der erste freiwillige Rückzug britischer Truppen aus einer eroberten Stellung! Unsere Truppen stießen durch den Wald hindurch und weit nach Südwesten bis in die Stellungen vom 20. November nach.

So war auch die Angriffsschlacht bei Cambrai glänzend gewonnen; der Engländer hatte eine schwere Schlappe erlitten und im gesamten Cambraibogen den Geländegewinn des 20. November, außerdem aber viel Menschen und Material verloren. Allein bei der Gruppe Arras betrug die Beute 53 Offiziere, 1670 Mann, 240 Maschinengewehre, 11 Minenwerfer, 26 Geschütze und 33 Panzerwagen. Das Ansehen der britischen Waffen und Heerführung war mit dem Jahresende 1917 stark herabgedrückt, das der deutschen stark gehoben. Jetzt frohlockte die deutsche Heimat und erblickte namentlich in dem erfolgreichen Angriffe bei Cambrai ein günstiges Anzeichen für den im Frühjahr 1918 allgemein erwarteten großen und entscheidenden Angriff auf dem westlichen Kriegsschauplatze.

Daher darf mit stolzer Genugtuung auf diese Ehrentage zurückblicken ein jeder, der an den Schlachten bei Cambrai mitgestritten und mitgewirkt hat, mit Gewehr und Handgranate, am Maschinengewehr, Minenwerfer oder am Geschütz, im Flugzeug oder auf dem Fahrrad, im Kraftwagen, am Fernsprecher oder an den Befehlsstellen der höheren Kommandobehörden, oder auch da, wo den bedauernswerten Opfern des Kampfes die erste Linderung und Hilfe zu teil ward. Was aber diese Tage den Mitkämpfern in der Erinnerung noch besonders teuer macht, das ist das Bewußtsein, daß damals noch, gerade während der schwersten Kampftage, das Band treuer und selbstloser Kameradschaft den deutschen Soldaten mit seinen Führern, vom untersten bis zum obersten, verknüpfte, und daß alle zusammen das Gefühl fester Gemeinschaft mit der Heimat verband: ihre Sorge war auch unsere Sorge, ihre Freude und ihr Stolz auch unserer, ihr Jubel und Dank erquickte und stärkte die Überlebenden und drang hinab in die Gräber der auf dem Felde der Ehre Gefallenen.

„UB 57“
in den Gewässern um England, Februar 1918.

Von Korvettenkapitän Friedrich Lützow von der Admiralität, damals Admiralstabsoffizier beim Befehlshaber der Unterseeboote der Hochseestreitkräfte.

Handelskrieg in den Hoofden und an der englischen Ostküste bzw. nach Ermessen des Kommandanten im englischen Kanal und in der irischen See. Auslaufen am 31. Januar 1918. Rückkehr nach Maßgabe der Leistungsfähigkeit und des Munitionsverbrauchs, spätestens nach 16 Tagen. Aus- und Einlaufen nur bei Dunkelheit, das Gebiet der Netz- und Minensperren vor der Küste ist möglichst bei Hochwasser zu passieren.“ — So lautet der Befehl, den „UB 57“ am 30. Januar 1918 vom Führer der Uboote Flandern erhält. Das Boot liegt in der Werft in Brügge, wo es die Schäden nach der letzten Unternehmung ausgebessert, die Maschinen überholt und die Vorräte an Treiböl, Frischwasser, Proviant usw. ergänzt hat. Das Kommando über „UB 57“ hat soeben Oberleutnant zur See Loß von Kapitänleutnant Steinbrinck übernommen. Er ist bereits erprobt im Ubootskrieg, war seinerzeit Wachoffizier auf „U. 75“, hatte mit ihm die Minen bei den Orkney-Inseln gelegt, durch die am 5. Juni 1916 die „Hampshire“ mit Lord Kitchener an Bord vernichtet wurde, war dann Kommandant eines kleinen Ubootes geworden und soll nun eins der modernsten, mittelgroßen Uboote führen.

Schrill klingt um Mitternacht der Pfiff der Batteriepfeife über das Deck von „UB 57“ hin. „Klar zum Manöver“! Ein Teil der Seeleute steht schon an Deck, gewärtig weiterer Befehle; der Rest eilt durch die zwei Luken aus dem Bootsinnern nach oben. Das Maschinenpersonal steht an Maschinen und Hilfsmaschinen. Alles Licht an Oberdeck ist abgeblendet, nur ab und zu dringt ein schwacher Lichtschein von unten an Deck oder an der Stelle, wo die Festmacheleinen losgenommen werden, blitzt für Sekunden eine Taschenlampe auf. Von Süden her grollt einzelner dumpfer Donner, von der Landfront, der gewöhnliche, vertraute Schlag der Kriegsuhr hier an der Westfront. Seit wenigen Minuten rasselt dazu der Lärm der zahllosen Fliegerabwehrgeschütze aus der Richtung von Ostende.

Loß steht auf der Brücke von „UB 57“. Heil und Sieg zur ersten Fahrt mit diesem Uboot! Seine Leute kennen ihn und seinen Ruf als Führer. Auch wenn sein Gesicht in der Dunkelheit nicht zu

sehen ist, wissen sie, daß auf ihm heitere, stets gleichbleibende und feste Zuversicht zu lesen ist. „Es gibt nichts, was nicht klar gehen kann!" Das ist sein Wort durch all die Kriegsjahre gewesen und dieses Vertrauen, verbunden mit seiner Geistesgegenwart, mit dem festgefügten Band, das ihn, den Führer, mit seiner Besatzung verbindet, hat ihn bisher durch alle schwierigen Lagen — und es gab deren genug — glücklich hindurchgeführt.

Lautlos gleitet „UB 57" durch den Kanal von Brügge nach Zeebrügge, verläßt um 1 Uhr nachts die Schleuse und steuert an der Mole von Zeebrügge vorbei in die freie See.

Ein Tauchen mit „UB 57" dient der Prüfung, ob alle Verschlüsse wasserdicht schließen, ob die Gewichte im Boot richtig verteilt sind, so daß es im Ruhezustand hin- und herpendelt wie eine feine Wage. Dann gehts aufgetaucht weiter. Wir umgehen die englische Netzsperre, die, mit kleinen Minen reich gespickt, hier in breiter Ausdehnung von 37 Seemeilen zum Fang von Ubooten ausgelegt ist.

Grauwolkig und dunstig hängt die Januarnacht über der See, der Mond ist nicht sichtbar, er spendet der Nacht nur einen dürftigen Lichtschimmer. Wie Irrlichter tanzen die Wellenkämme der mäßig bewegten See im blauweißen Meerleuchten hin und her. Der aufsteigende Morgen breitet einen dichten Nebel vor sich her; wir lassen „UB 57" auf 33 m Wassertiefe auf den Grund fallen, um zu warten, bis er vorüber ist. Aber auch gegen Mittag ist er noch nicht gewichen. So laßt uns weiterfahren. Wir haben keine Zeit. Lautlos ist die Fahrt. Alles ist bereit, auf ein kurzes Kommando das Boot zum Tauchen zu bringen, wenn plötzlich aus dem Nebel ein Feind herauswachsen sollte.

So müssen wir am 1. Februar gegen Abend in die Nähe der englischen Küste kommen, bei dem Industriegebiet der Tyne, wo die Städte Sunderland, Shields, Tynemouth und Newcastle dicht beieinander liegen. Bei anbrechender Dämmerung verrät uns der Feuerschein von den zahllosen Kohlenbergwerken, Hochöfen, Fabriken und Bahnhöfen die Lage der Städte. Von der niedrigen, gleichförmigen Küste ist im Dunst nichts zu sehen. Wir stehen im „war channel", in der Fahrrinne dicht unter der Küste.

Um 3 Uhr morgens erscheint dicht unter Land ein Geleitzug von 3 Dampfern, gesichert durch 3 Bewacher. Es sind kleine Dampfer unter 1000 Tonnen Raumgehalt, sie haben nördlichen Kurs, fahren also offenbar nach den Shetland-Inseln, um hier, mit anderen Dampfern zu stark gesicherten Geleitzügen zusammengefaßt, nach Norwegen geführt zu werden und von dort das unentbehrliche Grubenholz für die englischen Kohlenbergwerke oder von Schweden Eisenerze oder von Dänemark Butter, Eier usw. zu holen. Ein Angriff auf sie ist nicht möglich; ehe wir herankommen, ist der Geleitzug in Nacht und Nebel wieder verschwunden. Weiter ist auffallenderweise zurzeit hier kein Verkehr.

Loß sehnt sich nach seinem alten Tätigkeitsgebiet, der Irischen See; dort ist mehr Verkehr und dort sind immer größere, überseeische Dampfer von 3000, 5000, 10 000 Tonnen und mehr anzutreffen. So laßt uns einen schnellen Entschluß fassen, die Irische See ist unser Ziel. Nordwärts geht der Kurs; wir wollen England nördlich umschiffen und nicht, wie sonst gewöhnlich, durch den englischen Kanal fahren.

In der Morgendämmerung sehen wir 3 kleine Segler nahe der Küste. Loß, dessen ritterlicher Gesinnung es widerstrebt, so kleine hilflos aussehende Fahrzeuge ohne weiteres mit Mann und Maus zu versenken, läßt die Besatzungen durch mehrere Gewehrschüsse auffordern, von Bord zu gehen. Nachdem dies geschehen, werden zwei von ihnen durch einige wohlgezielte Schüsse aus dem Geschütz versenkt. Er fährt zum dritten: auch dieser scheint verlassen. Seine Besatzung rudert im Rettungsboot nahe an uns vorbei; es sind nur wenige Männer, auch ein Mensch in Frauenkleidern sieht zu uns herüber und ein kleiner Hund bellt uns an. Das Segelschiff sieht alt und unordentlich aus; es ist offenbar in größter Hast, aus Angst vor dem Uboot, verlassen worden. Unser Geschütz wird gerade gerichtet — da, zum Teufel, was ist das? — fallen an der Bordwand des armseligen Segelschiffs ein paar Klappen herunter, 2 Geschütze mit ihren Bedienungen werden sichtbar und schon sitzen mehrere Schüsse in unserer Nähe! Eine Ubootsfalle!

„Alles rein ins Uboot!“ „Schnelltauchen!“ „Ruder hart Steuerbord!“ „Große Fahrt voraus!“

In 3/4 Minuten ist „UB 57“ unter Wasser. Hält das Boot dicht? Kein Treffer im Druckkörper? Gott sei Dank, nein.

„Auf 40 m Tiefe gehen!“

Oben schlagen noch die Granaten ein. Dazu kommen die Wasserbomben mit ihrer Ladung von 2—300 kg modernsten Sprengstoffs, die der Segler über Bord geworfen hat. Sſ—ſ—ſ— Bruch! Donnerwetter, sind das Bomben! Vor einem Jahr waren die Wasserbomben die reinen Knallerbsen dagegen. Mehrere Gläser springen, in der elektrischen Lichtleitung fällt die Sicherung heraus, es wird stichdunkel im Boot. Schnell die Notbeleuchtung anstecken!

Allmählich hören Schüsse und Wasserbomben auf; nach 10 Minuten fahren wir auf 40 m Wassertiefe weiter. Hört Ihr auch mit dem Unterwasserschallempfänger keine Geräusche von Schiffsschrauben in unserer Nähe? Wenn nicht, dann laßt uns auf Sehrohrtiefe, auf 12 m, gehen, damit wir das Sehrohr über Wasser herausstecken und einen Rundblick nehmen können. Aber vorsichtig, womöglich ist uns die Falle gefolgt. Aber nein, wir sind ihr entkommen. „UB 57“ hinterläßt auch keine Ölspur, die dem Feind unseren Weg verraten könnte. Wir haben Dusel gehabt! Kein Treffer im Druckkörper, kein Ölbunker getroffen oder von Wasserbomben leck geschlagen! Kinder, das hätte auch anders auslaufen können.

Grimmig lächelt Loß seiner Geschützbedienung zu. Das nächstemal wird nicht gewartet, auch nicht bei kleinen Seglern! Mein Gott, wir haben es ja gewußt, wie oft ist die ritterliche und menschliche Gesinnung von Ubootsfahrern mißbraucht worden, wieviel Kameraden haben schon durch Ubootsfallen den Tod gefunden! Loß sieht schon im Geist das ernste Gesicht seines Flottillenchefs, wenn er ihm dies Erlebnis meldet und hört den harten Vorwurf, sein Boot nicht so dem Zufall auszusetzen.

Doch jetzt weiter. Auftauchen, Ölmaschinen anstellen, halbe Fahrt voraus.

Seht da, voraus eine Rauchwolke; ein einzelner Dampfer! Er ist anscheinend von seinem Geleitzug abgekommen. Nur ein Bewacher ist bei ihm. Getaucht nähert sich „UB 57" von Osten her, damit die aufgegangene Morgensonne dem Dampfer das Sichten des Sehrohrs und der Blasenbahn des Torpedos erschwert. „1. Rohr fertig — los!" Nach 35 Sekunden steigt am Dampfer eine hohe Wassersäule empor. Der Dampfer fällt vorn tiefer, das Vordeck wird überspült, die Maschine, die unversehrt geblieben ist, arbeitet kurze Zeit weiter und durch die Fahrt, die der Dampfer hat, gleitet er schräg nach vorn wie ein Uboot in die Tiefe, die ganze Besatzung mit sich nehmend. Nach wenigen Sekunden ist er verschwunden. Es war ein tiefbeladener Dampfer von etwa 2000 Tonnen. Der Bewacher wirft einige Wasserbomben, die uns aber nicht merklich stören.

Am 3. Februar kommt nachts Land in Sicht, es ist die Nordostspitze Schottlands. Das Leuchtfeuer, das sonst im Frieden nachts ununterbrochen den Weg weist, ist gelöscht.

Loß ist zum Anbruch der Morgendämmerung auf der Brücke gewesen, um nach Angriffsobjekten, verdächtigen Fahrzeugen, feindlichen Ubooten, nach Wind, Wetter und Kurs zu sehen. Es gibt nichts zu tun. Er geht zur dürftigen Morgentoilette, denn Frischwasser ist rar, unter Deck. Plötzlich hört er von oben Rufe und Kommandos. Im Nu ist er wieder oben. Der Wachoffizier schreit ihm entgegen: „Sehrohr Steuerbord querab. Wir gehen Äußerste Kraft voraus, Ruder liegt hart Backbord." Da kommt schon die Blasenbahn des feindlichen Torpedos, auf 2 m läuft sie an unserer Seite vorbei, wir sehen das Metall des Torpedos durch das Wasser schwimmen. „Verdammig, Du Aas!" — zischt es dem Ausguckposten durch die Zähne. Loß hat wieder sein siegesgewisses Lachen: „Es gibt nichts, was nicht klar gehen kann."

Am 3. Februar stehen wir vor dem Pentlandfirth, der Enge zwischen Schottland und den Orkney-Inseln. Unter Land zieht ein großer Dampfer vorüber, der als Lazarettschiff erkannt und deshalb unbehelligt gelassen wird.

Abends gehts, teils getaucht, teils über Wasser durch den Pentlandfirth. Der Gezeitenstrom setzt hier mit einer Stärke bis

zu 8 sm an dem Hauptliegehafen der englischen Flotte, an Scapa Flow vorbei. In ihn war Oktober 1914 einmal ein Uboot, nicht achtend der mit Sicherheit zu erwartenden Netz- und Minensperren an seinem Eingang, eingedrungen, um die englischen Großkampfschiffe, die es am Tage vorher dort gesichtet hatte, anzugreifen. Zum Unglück waren diese aber am Morgen aus dem Hafen ausgelaufen; „U 18" muß umkehren, wird beim Auslaufen von einem Zerstörer gerammt und außerdem vom Strom gefaßt, gegen unterseeische Felsenriffe geschleudert, muß auftauchen und von der Besatzung als bewegungs- und steuerloses Wrack verlassen und versenkt werden. So wie hier ein Uboot bis in den feindlichen Hafen vordrang, so erschienen andere Uboote in Häfen und Reeden der Feinde, vor Boulogne, Cherbourg, Brest, Dover, Kirkwall, Tarent, Augusta, Carloforte, Golf von Patras, Gaza Rheede; sie warfen ihre Minen genau zwischen die Molen der Einfahrt nach Cherbourg, Shields und anderen Häfen. Wo sind die feindlichen Uboote, die ähnliches gegen uns unternommen hätten, in Ost- und Nordsee? Wo blieb demgegenüber die englische Prahlerei von dem Herausholen der Ratten aus ihren Löchern?

Der Strom im Pentlandfirth läuft jetzt mit uns mit und erhöht unsere Geschwindigkeit von 11 auf 16 sm. Leute auf der Brücke, paßt gut auf Bewacher auf, vor allen Dingen auf die kleinen, niedrigen und schnellen Motorboote, die sich mit Vorliebe in solchen engen Durchfahrten herumtreiben. Und Du Rudergänger im Kommandoturm, in Deiner engen Ecke am Kreiselkompaß, paß gut auf, daß wir nicht vom Kurse abweichen; der Kompaß zeigt ihn Dir auf $^1/_{10}$ Grad genau an. Und Steuermann unten in der Zentrale, trage sorgfältig unsere Kurse in die Karte ein; laß Dir, so oft nur der Mond hinter den Wolken erscheint und uns die Küste deutlicher sichtbar macht, vom Wachhabenden Offizier die Richtung dieses oder jenes Vorgebirges, das wir ungefähr querab haben müssen, bestimmen, damit Du den Weg des Ubootes genau feststellen und angeben kannst, wenn wir bei Kap Wrath südwärts in die Minch, das Fahrwasser zwischen der Inselgruppe der Hebriden und Schottland, einsteuern müssen. Hier, im englischen Binnengewässer, brennen alle Feuer; sonst wäre bei der inzwischen eingetretenen rabenschwarzen Nacht und dem mit Stärke 8 von Süden entgegenstehenden Seegang ein Durchsteuern unmöglich, wir müßten sonst außen, westwärts um die Hebriden herumfahren.

Nun fährt das Boot im englischen Wasser; ringsum englisches Land. Die Wache oben auf der Brücke pustet und spuckt nach jeder überkommenden See und beißt die Zähne aufeinander. Bald sind wir im Tätigkeitsgebiet. Der Kommandant, Loß, steht auch oben. Auch seine Gedanken richten sich, soweit Seegang und Wind und Bootsbewegungen Zeit dazu lassen, auf England, die Seele und das Rückgrat der Entente, das Deutschland nicht nur besiegen, son-

dern für immer unschädlich machen will, so wie es Spanien im 16. und Holland im 17. Jahrhundert unschädlich gemacht hat; ohne dessen Bezwingung deshalb kein Friede, der des Namens wert wäre, für Deutschland möglich ist. Gegen dies England ziehen die 130 deutschen Uboote zu Felde. 130 Uboote gegen Englands Weltmacht. David gegen Goliath! War das nicht Wahnsinn? Hast Du, deutscher Admiralstab, bedacht, was Du tust? England und seit April 1917 Amerika dazu, von den anderen Seemächten Frankreich, Italien, Rußland, Japan zu schweigen, werden Deine paar Uboote mit Tausenden von Zerstörern, Fischdampfern, Forgloves, Ubooten, Motortorpedobooten, Ubootsfallen, Horchfahrzeugen, mit vielen Tausenden von Flugzeugen und Luftschiffen, mit weiten Minenfeldern vor der Deutschen Bucht, in der Doverstraße, zwischen Norwegen und Schottland, im Kattegat, mit Netzen vollständig lahm legen. Du verlangst Unmögliches von Deinen Ubootsbesatzungen, Du mißbrauchst ihren Todesmut und ihre Aufopferungsfreudigkeit.

Ist das die Stimmung der Besatzung von „UB 57" und ihres Kommandanten Loß? Freunde, wahrlich nein! Sie wissen nichts von starrer Verzweiflung oder mattem Kleinmut. Sieh Dir Loß' Gesicht an. Da steht noch immer helle Zuversicht: wir schaffen es, wir Uboote retten Deutschland von Englands Hungertod, wir lassen die englische Wirtschaft, deren Leben im überseeischen Schiffsverkehr pulsiert, so lange zur Ader, bis England seinen mörderischen Griff an der Kehle des deutschen Volkes aufgeben muß, wir schaffen dadurch, daß wir Deutschland von England retten, auch anderen Völkern Freiheit von dem drückenden Übergewicht der englischen Seeherrschaft in der ganzen Welt. Loß denkt zurück an die Abende im Freundeskreise in Brügge, voll Stolz, daß er dieser heldenmütigen Schar angehören darf. Wie stark band die gemeinsame Arbeit und Gefahr die jugendlichen Führer aneinander, wie stark und neidlos war die Freude an jedem Erfolge, gleichgültig, ob man ihn selbst oder der Kamerad erfochten hatte. Wie beinahe übermütig klang das Lied, das vor dem Auslaufen eines Ubootes gesungen wurde:

> „Unser Captain steigt am Borde,
> Führt sein Boot in See,
> Siegreich wollen wir England schlagen,
> Bringen Tod und Weh."

Und wie feierlich klang es, wenn Günther das Englandlied von Löns sang und der Chor beim Kehrreim einstimmte:

> „Denn wir fahren, denn wir fahren,
> Denn wir fahren gegen Engelland."

Das war das Geheimnis dieser Ubootsgemeinschaft in Brügge, die Vereinigung von leuchtender Jugendbegeisterung, von höchstem Schwung der Seele mit dem sonnenklaren Bewußtsein des bitteren Ernstes, der über ihrer Aufgabe lag. Oft genug hatte es ihr Führer

ihnen gesagt: Herrschaften, wir stehen vor dem Riß, von uns hängt das Schicksal des Krieges ab. Das wußten sie alle und dies Bewußtsein adelte ihre Unternehmungen zu Heldentaten. Die ungeheuere Schwere der Aufgabe krönte ihr Leben mit unvergänglichem Ruhm, ob sie das Erreichen ihres Ziels erlebten oder nicht.

Früh am 5. Februar stehen wir mitten in der Bewachung des Nordkanals, der Enge zwischen Irland und Schottland. Vier Bewacher und ein Küstendampfer sind in Sicht. Bald erscheinen am Westhimmel eine Anzahl Rauchwolken. Offenbar ein Geleitzug. Hart Steuerbord das Ruder, recht auf ihn los! Wir passieren getaucht einen Zerstörer, der mit höchster Fahrt weit vor dem Geleitzug mit Zickzackkursen hin- und herfährt, von Zeit zu Zeit Fahrt vermindert und einen Fesselballon hochsteigen läßt, um die Wasseroberfläche nach Ubooten oder ihren Sehrohren abzusuchen.

Bald ist der Geleitzug im einzelnen zu erkennen. Er besteht aus 8 Dampfern von 5000—8000 Tonnen, 10 von 3000—5000 Tonnen und 10 von 2000—3000 Tonnen und ist gesichert durch einen Kreuzer der Challenger-Klasse, der den Geleitzug führt, mehrere Forgloves, Zerstörer und Fischdampfer. Unter den außen stehenden kleineren Dampfern sind mehrere Tankdampfer mit nur einem kurzen Pfahlmast vor dem ganz achtern stehenden Schornstein. Oben über dem Geleitzug steht ein Luftschiff; auch Flugzeuge sind sichtbar.

Mitten in das Gewimmel von Schiffen stößt Loß von vorn hinein. Die See steht immer noch aus Süden mit Stärke 6—7; der Wachoffizier steht bei den Tiefenrudergängern, die in der Zentrale das vordere und achtere Tiefenruder bedienen. Jetzt aufpassen! Kommt Ihr mit dem Boot zu hoch, so kommt der Turm aus dem Wasser und wir sind vorzeitig entdeckt; kommt Ihr zu tief, so reicht das Sehrohr nicht mehr aus dem Wasser und Loß kann nichts sehen!

Neben dem Wachoffizier steht der Maschinistenmaat, um auf Anweisung Wasser ins Boot zu fluten oder es herauszupumpen, Wasser vom vorderen nach dem achteren Trimmtank oder umgekehrt zu pumpen, je nachdem wie der Gewichtszustand des Bootes und seine Gleichgewichtslage es erfordert.

Alle fünf Torpedorohre sind geladen und fertig, ein Druck auf den Knopf im Kommandoturm genügt, um jeden Torpedo frei zu geben und anspringen zu lassen.

Loß setzt einen Angriff auf einen Viermastdampfer von 6000 Tonnen an, doch wird er durch die Sonne, die direkt ins Sehrohr scheint, kurz vor dem Schuß so geblendet, daß er nicht zielen kann und der Schuß ausfällt. Er wird nunmehr auf den 300 Meter dahinter fahrenden Hintermann, einen tief beladenen Dampfer von 4000 Tonnen, mit je einem Geschütz vorn und achtern, abgegeben, trifft und verursacht eine auffallend starke Detonation. Hatte er teilweise Munition geladen, die er von Amerika brachte? Ein zweiter Schuß

folgt auf den nächstfolgenden Dampfer von ebenfalls etwa 4000 Tonnen. Er geht vorn vorbei, wie an der Blasenbahn zu sehen. Offenbar hat der Dampfer nach dem Angriff des Ubootes rechtzeitig gestoppt. Wir stehen zwar noch im Geleitzug, aber Loß sieht von weiteren Schüssen ab. Das Bild ändert sich jetzt zu schnell, als daß ein sicherer Schuß noch möglich wäre. So muß er sich diesmal mit dem Erfolg des einen Dampfers begnügen. Das ist jetzt, wo die Geleitzüge eine hohe Stufe der Sicherheit und Ausbildung erreicht haben, nichts Seltenes. Im Sommer 1917, als eben erst das Geleitzugswesen in England eingeführt war, kam es öfter als jetzt vor, daß innerhalb weniger Minuten zwei, ja drei Dampfer aus ein und demselben Geleitzug herausgeschossen wurden. Warten wir ab, vielleicht blüht auch uns das Glück noch!

Unser Kurs führt weiter auf die Insel Man. Unser F.-T.-(Funken-)Apparat, als dessen Antenne der vom Bug über den Turm nach dem Heck führende Netzabweiser dient, nimmt gegen Abend Notsignale des Dampfers „Tuxania" von 14300 Tonnen auf; wer von den Kameraden mag ihn erlegt haben?

Nachts um 2 Uhr treffen wir bei starker Dunkelheit auf einen beladenen Viermastdampfer von 7000 Tonnen; er wird über Wasser angegriffen und erhält einen Torpedo aus nächster Nähe (120 m). Die Detonation des Torpedos verursacht auch bei uns mehrere Schäden, so an der elektrischen Rudermaschine, an der Backbord-Hauptmaschine, an der Licht- und an der Kreiselkompaßanlage. Der Dampfer wird gesichert durch drei Zerstörer, denen wir jetzt ausweichen müssen. Der Dampfer kommt dabei aus Sicht, wir finden ihn nicht wieder. Er war beim Schuß sogleich vorn merklich tiefer gefallen, hatte also zweifellos viel Wasser ins Schiff bekommen. Aber sein Sinken konnte nicht beobachtet werden. Möglich, daß er noch einen Hafen erreicht, wahrscheinlicher jedoch wegen des Seegangs, daß er vorher untergeht.

Um Mittag gehen wir westlich der Insel Man wegen unsichtigen, regnerischen Wetters mit hohem Seegang, sowie um einige Schäden auszubessern und der Besatzung einige Stunden Schlaf zu geben, auf Grund. Mehrere ferne Detonationen, anscheinend von Torpedotreffern mit anschließenden Wasserbomben, sind hörbar. Es wirken also noch ein oder mehrere andere Uboote hier in der irischen See! Nun gut, hier ist für eine ganze Anzahl Uboote Arbeit genug.

Um 6 Uhr nachmittags tauchen wir wieder auf und setzen den Marsch nach der Einfahrt von Liverpool fort. Am 7. Februar nachmittags werden drei englische Küstendampfer Limesfield 427 Tonnen, Ladung Werg, Ben Rein 212 Tonnen, Ladung Seife und Ardberg 227 Tonnen, Ladung Soda, durch Artillerie versenkt.

Gegen Abend stehen wir vor der Einfahrt nach Liverpool, beim Bar Feuerschiff, und nehmen hier Wartestellung. Aber außer für

Küstendampfer, gegen die bei dem Seegang wegen ihrer Kleinheit der Torpedoschuß zu unsicher ist, ist anscheinend der Verkehr nach Liverpool zeitweise gesperrt. Zum Teufel, will uns diesmal denn nichts glücken? Acht Tage unterwegs und 9000 Tonnen versenkt — das ist zwar für 1918 schon ein durchaus befriedigendes Ergebnis, aber Loß ist mehr gewohnt und unzufrieden. Noch dazu müssen wir an den Heimweg denken, denn länger als 16 Tage soll die Unternehmung nicht ausgedehnt werden. So steuern wir durch den St. Georgskanal südwärts auf die Scilly-Inseln los, am Westausgang des englischen Kanals. Wir wählen den Rückweg durch den Kanal, weil wir da mehr Aussicht auf Angriffsobjekte haben. Dauernd muß getaucht oder ausgewichen werden vor feindlichen Zerstörern, Bewachern und Fliegern. Dazu bricht noch ein Kniegelenk an der Kuppelung einer Hauptmaschine. In 30stündiger Arbeit muß mit Bordmitteln ein Ersatzstück hergestellt werden; solange ist „UB. 57" nur beschränkt manövrierfähig, da die eine der beiden Hauptmaschinen nicht verwendet werden kann.

Endlich am 11. Februar abends sind wir klar. Der Kurs geht nach Osten unter der englischen Kanalküste. Sechsmal während der dunklen Nacht wird ein Angriff angesetzt auf Fahrzeuge, die sich aber immer als Bewacher herausstellen. Ein Torpedoangriff auf sie lohnt nicht. Sie sind meist so flach gebaut, daß der Torpedo unter ihnen durchgeht, oder sie besitzen eine so vorzügliche Schotteneinteilung, daß nur ein Torpedotreffer nicht genügt, sie zum Sinken zu bringen. Zudem ist unser Ziel in erster Linie das Handelsschiff, nicht die Bewachung.

Endlich um 4 Uhr morgens am 12. Februar kommen wir zu Schuß auf einen einzelfahrenden Dampfer. Er sinkt fünf Minuten nach dem Schuß. Ein Mann seiner Besatzung hat sich auf einer Kiste gerettet. Von ihm erfahren wir, daß der Dampfer „Eleanor" hieß, 1980 Tonnen groß und bewaffnet war. Der Mann zeigt auf die vielen runden Gegenstände, die um uns herumschwimmen, und schreit uns zu: „these are all mines, thank God, if your souls are saved." (Das sind alles Minen, dankt Gott, wenn ihr heil davon kommt!) Es waren Minen für das Mittelmeer bestimmt. Wahrlich eine wertvolle Ladung!

Der neue Tag bringt besseres Wetter, klare Luft und weniger Wind. Bald wimmelt es in der Luft von Fliegern und Luftschiffen. Einen Küstendampfer glauben wir sicher zur Versenkung durch Artillerie zu haben, da schießt ein Flugzeug auf uns zu, wir müssen tauchen und auf 40 Meter gehen. Mehrere Fliegerbomben fallen in unsere Nähe, ohne uns etwas zu tun. Auch einige Torpedoangriffe werden durch Flieger oder Bewacher vereitelt.

Am nächsten Morgen gegen 4 Uhr kommt ein Geleitzug in Sicht. Vorn ein etwa 10000 Tonnen großer Dampfer, dahinter neben-

einander vier Dampfer von 6000—10 000 Tonnen. Mehrere Zerstörer fahren in Zickzackkursen um das Geleit herum. Loß nimmt das Spitzenschiff aufs Korn. Von einem Torpedo achtern getroffen, bleibt es mit schwerer Schlagseite liegen, seine Maschine ist außer Betrieb gesetzt. Drei Zerstörer bleiben bei ihm, um einen weiteren Angriff von „UB 57" zu verhindern, die anderen Dampfer fahren mit dem Rest der Zerstörer weiter. Loß setzt von neuem zum Angriff an. In der diesigen Morgendämmerung wird der Dampfer nicht sofort wieder gefunden. Da — da ist er! Schnell heran und den Fangschuß gegeben, ehe weitere Bewachung und ein Schlepper aus dem nahen Portsmouth herbeigeeilt sind. Gleich kann der Schuß fallen, da erscheint plötzlich schräg vor uns ein Zerstörer, wir müssen auf Tiefe gehen und abdrehen. Gleichzeitig kracht auch schon in nächster Nähe die erste Wasserbombe vom Zerstörer, der auch uns gesehen hat. Von der ungeheuren Detonation, die das ganze Boot aufs schwerste erschüttert, springt das vordere Luk aus seinen Vorreibern auf, ein mächtiger Wasserschwall dringt ins Boot, wir scheinen verloren. Aber das Luk wird zum Glück durch das Wasser selbst wieder heruntergedrückt, vier kräftige Männerfäuste packen zu und ziehen die Vorreiber wieder an. Aber nun erst mal weg von hier! Auf 40 Meter gehen und ablaufen vom Dampfer! S—s—s—Bruch! Wieder eine Wasserbombe, noch eine, noch eine und so fort. Jedesmal zittert das Boot von der Erschütterung, jedesmal geht dieser oder jener Apparat zu Bruch. Aber allmählich werden die Wasserbomben weniger laut, wir entfernen uns von ihnen. Nun Leute, beseht Euch die Schäden, pumpt das Wasser heraus, das durch den Wassereinbruch vorhin eingedrungen ist, zieht die locker gewordenen Schrauben an, ersetzt die gesprungenen Gläser durch neue. Wir wollen unterdes auf Sehrohrtiefe gehen und sehen, ob uns diese verfluchten Wasserbomben einen Ölbunker leck geschlagen haben und wir eine Ölspur haben. Wenn das ist, können wir keinen Angriff mehr fahren. Zum Glück haben wir keine Ölspur. Gut, dann wird noch einmal angegriffen.

Es ist hell geworden. Durch das Sehrohr ist ringsum nichts zu sehen. Tauchen wir auf. Wir sind nach Südosten abgelaufen, also müssen wir unseren Havaristen im Nordwesten wiederfinden. Wahrhaftig, da ist er. Aber was hat sich inzwischen um ihn gesammelt! Zehn Zerstörer und wohl zwei Dutzend Fischdampfer bilden einen dichten Gürtel um ihn, ein Schlepper ist beschäftigt, ihn festzumachen und nach Portsmouth zu bringen. Eilen wir, daß wir zum Angriff kommen, ehe der Schleppzug sich in Bewegung setzt. Schnelltauchen, da stehen eine große Anzahl Flugzeuge, um nach uns zu suchen! Wir laufen große Fahrt, aber jedesmal bevor Loß das Sehrohr heraussteckt, um einen neuen Rundblick zu nehmen, geht er auf kleinste Fahrt, damit „UB 57" nicht am Schaumstreifen des durchs Wasser gleitenden Sehrohrs erkannt wird.

Der äußere Gürtel der Zerstörer ist glücklich durchbrochen, wir sind auf 1000 Meter heran. Alle Rohre sind fertig. Noch etwas näher, dann saust aus dem ersten und gleich darauf aus dem zweiten Bugrohr je ein Torpedo. Beide treffen das Schiff. Es bricht in der Mitte auseinander, beide Schiffsenden stellen sich senkrecht aus dem Wasser und versinken dann schnell in der Tiefe. Hurra, es ist geglückt! Aber schon ist die Meute hinter uns her! Auf 40 Meter gehen, große Fahrt voraus!

Im Niedergehen gibt es über uns ein Krachen und Prasseln, als bräche „UB 57" auseinander; das Boot wird heruntergedrückt. Offenbar hat uns im letzten Augenblick noch ein Bewacher gerammt. Wieder regnen die Wasserbomben, wieder folgen die Minuten der Unsicherheit, ob das Boot standhält oder unter der wahnsinnigen Erschütterung leck springt. Aber wir verholen uns wieder glücklich aus dem Schlammassel.

Doch zum Teufel, da folgen uns ja sechs Fischdampfer; was wollen sie, woher wissen sie unseren Kurs? Haben wir eine Ölspur? Nein. Also ist es Horchverfolgung. Achtung! Maschinen geräuschlose Fahrt gehen. Wir haben, als das Boot in Kiel Probefahrten machte, an unserer eigenen Horchverfolgung genau festgestellt, bei welcher Gangart der Maschinen das geringste Schraubengeräusch entsteht. Unsere vordere Tiefenrudermaschine ist besonders laut. Sie wird abgestellt, das vordere Tiefenruder wird mit der Hand gelegt. Dagegen können die anderen Rudermaschinen angestellt bleiben. Vor allem aber rührt nicht am Motor für den Sehrohrfahrstuhl, er verrät uns am ehesten. So, und nun Glück auf! Wir wollen eine scharfe Wendung nach Backbord, nach Land zu, machen. Vielleicht verlieren uns die Biester schon bei der Wendung. Jedenfalls kommen wir dann auf flacheres Wasser, wo wir uns nötigenfalls auf Grund werfen können.

Die Verfolger verlieren uns nicht. Wo sind wir? Hier, Wassertiefe etwa 80 Meter. Schön, dann runter auf den Grund! Alle Maschinen und Pumpen sind abgestellt, fast unmerklich surrt nur der Kreiselkompaß. Hier und da tropft ein Wassertropfen herunter und hört sich an wie Hammerschlag in der Totenstille.

Jetzt hören wir durch den Unterwasserschallempfänger die Meute oben, sie hat unsere Spur bis hierher verfolgt, hier verloren und vermutet uns nun richtig auf dem Grund. Nun geht wieder das Wasserbombentrommelfeuer los. Sie wollen uns leck schlagen und zwingen aufzutauchen. Aber sie haben unsere Stelle anscheinend nicht sehr genau, vielleicht erschwert auch Seegang das Positionhalten — was wissen wir hier unten, wie es oben aussieht? Die Wasserbomben sind nicht in unmittelbarer Nähe von uns. Aber trotzdem — diese Stunden des Wartens sind zum Bersten! Eine Stunde nach der anderen vergeht, noch immer sind die Horch-

verfolger über uns. Erst gegen Abend werden ihre Schraubengeräusche leiser und entfernen sich.

Um 10 Uhr abends, nachdem zwei Stunden lang alles still war, tauchen wir auf. Schwerer Weststurm herrscht. Er hat offenbar die Fischdampfer vertrieben; darum sei er gepriesen!

Beim Morgengrauen müssen wir vor einem dieser infamen kleinen Motortorpedoboote tauchen, die mit Abflauen des Sturmes während der Nacht sofort draußen erschienen sind. Fast wäre es zu spät gewesen. Ganz vorn am Bug war der Funkengast an seiner Antenne beschäftigt und hörte den Ruf „Schnelltauchen" nicht gleich. Aber es wird gewartet, bis er endlich da ist. In 25 Sekunden sind wir unten.

Bei Tage ist der Schaden, den das Rammen des Bewachers beim letzten Angriffe verursacht hat, zu erkennen. Das Hauptsehrohr ist verbogen, der vordere Netzabweiser gebrochen. Das wird Loß nicht hindern, unter Benutzung des Reservesehrohrs noch bei Dungeneß einen bewaffneten und gesicherten Dampfer anzugreifen und zu versenken. Er faßt etwa 4000 Tonnen und ist tief beladen. Mit dem Hochwasser der nächsten Nacht geht es durch die Doverstraße. Da ist ja wieder eine liebliche Illumination angesteckt! Von Land leuchten riesige Scheinwerfer nach See zu. Mehrere Feuerschiffe im Fahrwasser sowie eine Unzahl von Zerstörern leuchten ebenfalls mit ihren Scheinwerfern. Andere Bewacher brennen alle fünf Minuten starke Fackelfeuer ab. Stellenweise ist es taghell in der Doverstraße. Zwischen den Gruppen von leuchtenden Fahrzeugen treiben sich zahllose abgeblendete Bewacher und Motorboote herum, um das Uboot, das sich über Wasser durchschleichen will, zu rammen. Will es aber hier getaucht durchgehen, so warten seiner in jeder Wassertiefe Minen.

Loß wählt wie immer die Überwasserfahrt. Alle Augenblicke muß er ausweichen, oft ist er hell erleuchtet, aber auch diesmal glückt der Durchbruch.

Um 6 Uhr früh am 15. Februar läuft „UB 57" stolz und froh in die Schleuse von Zeebrügge ein; 25 000 Tonnen versenkt, ein guter, für 1918 sogar sehr guter Erfolg. Aber mit welchen Mühen erkauft! Freunde, wo ist hier die Rede von unwürdigem Vorgehen gegen „wehrlose" Handelsschiffe? War das nicht ein harter Kampf um jeden einzelnen Dampfer, fast jedesmal mit dem vollen Einsatz des Bootes? Welcher mittelgroße oder große Dampfer war nicht stärker bewaffnet als wir? Welcher kleine oder mittelgroße Dampfer, welcher Segler war mit Sicherheit als Handelsschiff und nicht als Ubootsfalle zu erkennen? Wo waren wir sicher vor feindlichen Ubooten, Motorbooten, Fischdampfern mit Horchverfolgung, Minen, Netzen, Fliegern? Man hatte eben dem Feind mehrere Jahre Zeit gelassen, die Abwehrmittel gegen die Uboote zu vervollkommnen.

Vom 16. Februar bis 14. März liegt Loß mit „UB 57" auf der Werft in Brügge, um das Boot zu neuer Fahrt instandzusetzen. Dann gehts wieder in See. Wieder werden 26000 Tonnen versenkt. So folgt Unternehmung auf Unternehmung, bis Loß im Hochsommer von einer Fahrt nicht zurückkehrt. Niemand weiß, wo und wie er verloren gegangen ist, er ruht wie die übrigen 5000 Opfer des Ubootskrieges auf den 200 gesunkenen Ubooten irgendwo in den Gewässern um England, im Mittelmeer, im nördlichen Eismeer, im Schwarzen Meer oder im weiten atlantischen Ozean — wo wären die deutschen Uboote nicht gewesen?

War ihr Opfer vergeblich? Sie haben ihr Ziel nicht erreicht; ehe sie es konnten, haben ihnen die eigenen Kameraden von den großen Schiffen in wahnsinniger Verblendung, in törichtem Kinderglauben an die englischen Einflüsterungen von der Solidarität der englischen Matrosen die Waffe aus der Hand geschlagen. 371 Uboote hat Deutschland bis zum Schluß des Krieges im ganzen in Dienst gestellt; ihre Besatzungen zählten rund 13000 Mann. Mit dieser Streitmacht sind 16 Millionen Bruttoregistertonnen Schiffsraum versenkt worden, ungerechnet die feindlichen Linienschiffe, Kreuzer, Zerstörer, Uboote und sonstigen Kriegsfahrzeuge, die den Ubooten zum Opfer gefallen sind. Dieser Verlust an Handelsschiffen genügte mehrmals beinahe, um England zum Frieden zu zwingen, so im Frühjahr 1917, als der englische Ministerpräsident Lloyd George und der französische Ministerpräsident Ribot im Begriff standen, nach Rom zu reisen, um mit ihrem italienischen Kollegen über die Einleitung von Friedensverhandlungen zu sprechen und nur durch das Bekanntwerden der Denkschrift des österreichischen Grafen Czernin, die Österreichs Lage als verzweifelt darstellte, bewogen wurden, ihre Absicht aufzuschieben. So zum zweiten Male im Frühjahr 1918, als die amerikanischen Truppen nicht schnell genug nach Frankreich transportiert werden konnten, um den Siegeslauf unserer Heere aufzuhalten und es nur durch brutale Beschlagnahme der gesamten holländischen Handelsschiffstonnage gelang, die Katastrophe abzuwenden. So endlich zum dritten Mal im Herbst 1918, als nach Äußerung eines englischen Kabinettsministers die Entente auf dem Landkriegsschauplatz am Ende ihrer Kraft war, als in Italien Kohlennot herrschte und in Frankreich das Transportwesen vor einer Krise stand. Damals, als nach dem Waffenstillstand unsere Schiffe und Uboote an England abgeliefert wurden, wurden Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften mehrfach von englischen Marineangehörigen gefragt, warum wir Waffenstillstand geschlossen hätten; ob wir nicht gewußt hätten, daß England im Winter 1918/19 hätte Frieden schließen müssen. Es wäre von ungeheurer Bedeutung für das Kriegsende gewesen, wenn Loß und seine Kameraden mit ihren Besatzungen schon zwei Jahre eher so hätten Ubootskrieg führen können, wie sie es von 1917 ab durften, d. h. ohne Rücksicht darauf

zu nehmen, ob ein Dampfer ein Fracht- oder Passagierdampfer, ein feindliches oder neutrales, ein bewaffnetes oder unbewaffnetes Schiff war. Es wäre ebenso sehr wesentlich gewesen, wenn wir 1917 statt 125 Ubooten deren 250 in der Front gehabt hätten. Gewiß. Aber, Freunde, das Entscheidende war beides nicht. So wie der Siebenjährige Krieg nicht durch Friedrichs Niederlage bei Kolin oder Hochkirch zu seinen Ungunsten entschieden ist, sondern letzten Endes zu seinen Gunsten durch seine unüberwindliche Standhaftigkeit und Unbeugsamkeit, so liegt auch die Entscheidung des Weltkrieges darin, daß das deutsche Volk nicht ausgehalten hat, daß es sich selbst und seiner Vergangenheit untreu geworden ist, daß es fremden Völkern mehr vertraut hat als sich selbst. Die Uboote blieben treu bis zum Schluß, sie hätten auch weiter ihre schwere, opferreiche Aufgabe erfüllt und hätten sie zum Heile Deutschlands gelöst, wenn ihnen die treulosen Meuterer nicht in den Arm gefallen wären. So glänzt neben der schmachvollen Untreue ihre Treue, die vornehmste Tugend unserer Vorfahren von jeher, umso heller. Unsterblich wird der Ruhm bleiben, den sie sich und uns erworben haben, und es erhöht nur den Ruhm der Ubootsleute, wenn die Entente uns 1918 alle Uboote ohne eine einzige Ausnahme weggenommen hat, weil sie erfahren hatte, welche ungeheuren Gefahren sie ihr gebracht hatte.

Doch laßt uns noch eins betrachten: ihr Ziel haben die Uboote nicht erreicht. Wie aber war die Wirkung ihrer Erfolge auf den Landkrieg? General Ludendorff hat bereits im Sommer 1917 hervorgehoben, wie sich die Entlastung der Westfront durch den Ubootkrieg fühlbar machte. Die schwersten Angriffe der Entente während des ganzen Krieges, die Flandern-Offensive Herbst 1917, galt der Einnahme der Ubootsstützpunkte in Flandern. Vom 1. Februar bis 31. Dezember 1917 versenkten unsere Uboote 27 Truppentransportdampfer und 565 Schiffe mit Kriegsmaterial, darunter 97 Schiffe mit Munition. 13 000 Geschütze mit rund 65 000 Mann Bedienung brauchte allein England zur Bewaffnung seiner Handelsschiffe gegen Uboote. 221 140 Minen, 96 403 Wasserbomben, 11 060 Torpedos, 15 886 Kilometer Drahttauwerk für Netze, Minensuchen und -räumen stellte England während des Krieges her — alles in erster Linie gegen die Uboote. Zwischen 5 und 10 000 Fischdampfer und sonstige Bewachungsfahrzeuge, mehrere hundert Zerstörer und Uboote, ebensoviele Ubootsfallen, Tausende von Fliegern, Motorbooten waren dauernd gegen Uboote tätig. Denkt euch alle diese Fahrzeuge, dies Material und Personal, das die Abwehr der Uboote erforderte, an der Westfront gebraucht, wie sehr hätte es unseren Kämpfern zu Lande das Leben erschwert. Und weiter! Die von Ubooten versenkten Schiffe mußten neu gebaut, die beschädigten repariert werden. Der englische Minister Churchill klagt am 11. Januar 1918 im Unterhaus: „Ich habe um Hunderttausende von Tonnen den Granatstahl vermindern müssen, für dessen Verarbeitung die Fabrikanlagen bereit

stehen, für den die Zünder bereit liegen, für den die Geschütze bereit stehen, für den das Geschützpersonal bereit ist, nur aus Mangel an Schiffen." Am 1. Januar 1917 liegen Handelsschiffe im Gesamtraumgehalt von 100 000 Tonnen in englischen Häfen zur Reparatur, am 1. Januar 1918 — infolge des Ubootskrieges — Schiffe im Gesamtraumgehalt von 1 000 000 Tonnen. Welche ungeheuren Kräfte an Menschen und Material band der Ubootskrieg, die sonst für den Landkrieg von der Entente hätten verwendet werden können!



Das Bayerische Infanterie-Leib-Regiment stürmt den Kemmelberg am 25. April 1918.

Von Hauptmann a. D. Hans Freiherrn v. Pranckh,
damals Bataillonskommandeur im Infanterie-Leib-Regiment.

Die Schlacht von Armentières ist um die Mitte April 1918 zum Stehen gekommen, die tiefste deutsche Einbruchstelle liegt vorwärts der Trümmer der Stadt Bailleul. Hier hat das Alpenkorps am 13. und 14. April hart und blutig gekämpft. Hochländer und englische Garden haben zähen Widerstand geleistet; dann stand das Korps einige Tage in zweiter Gefechtslinie und nun wurde es herausgezogen und liegt bei Lille und soll am 25. April den Kemmelberg stürmen. Die Bataillone zählen noch etwas über 500 Mann. —

Der deutsche Angriffsbefehl vom 22. April lautet: „Die 4. Armee greift erneut an. Dem Alpenkorps fällt dabei die Wegnahme des das Gelände weithin beherrschenden Kemmel zu." Und dann folgten lange technische Anordnungen.

Der Tagesbefehl des Generals Breton der 154. französischen Infanterie-Division lautete am 22. April: „Von heute dem 22. April abends ab, fällt den Regimentern der Division die Verteidigung eines der wichtigsten Abschnitte der Flandernfront zu: des Kemmelberges, zusammen mit einer Division des XIV. Korps, und der Straße Dranoutre-Neuve Eglise im Verein mit einer anderen französischen Division. Vor allem handelt es sich darum — wie bei Caurrières, wie bei Craonne — die ‚Boches' um jeden Preis daran zu hindern, auch nur einen Daumen breit Boden zu gewinnen, im Gegenteil, ihnen solchen zu entreißen. Es handelt sich auch darum, soviele als möglich von ihnen zu erschlagen, und endlich auch darum, Gefangene zu machen, eine Aufgabe, welche erleichtert wird durch den vollkommenen Mangel an Stacheldrahthindernissen und Grabensystemen beim Feind. Wir haben den Vorteil einer Stellung, aus der wir die ‚Boches', die in den Sümpfen der Douve liegen, beherrschen. In unserer physischen Verfassung sind wir dem Feind bedeutend überlegen; unsere Feinde sind ermüdet durch harte Kampftage im schlammigen Gelände. Durch die Entschlossenheit und den Eifer der Truppenteile, durch die Zähigkeit und den Opfermut aller unserer Leute, der Infanteristen wie der Schützen und der Maschinengewehr-

mannschaften werden wir auch fernerhin dem ‚Boche' überlegen bleiben, werden ihn vernichten." Und so ging es noch in einigen Sätzen tönender Worte weiter, und die Unterführer suchten ihren Soldaten ihre Überlegenheit in noch kräftigeren Worten als ihr Divisionskommandeur zu versichern. —

Das Ergebnis: Am Mittag des 25. April ist der Kemmelberg und ein gut Stück Flandernebene dahinter genommen und an die 7000 Mann des französischen XIV. Korps sind gefangen.

Der Kemmelhügel ist weithin kenntlich; steil ragt er aus dem Dunst der Flandernebene auf, ist an die 100 m hoch; bei Nacht zeichnet sich sein Umriß scharf vom Mündungsfeuerschein feindlicher Batterien ab. — Dichtes Buschwerk bedeckt seine Abhänge, hohe Eichen ragen darüber hinaus, Wiesenflecke liegen grün eingestreut im dunkleren Wald und am kleinen Kemmel stehen gar noch ein paar Bauernhäuser mit Giebel und Dach. Nur ab und zu stört ein erdbrauner Granattrichter das friedliche Bild. —

Über die vielfachen Verteidigungsanlagen, die die Abhänge durchziehen und die im Innern des Berges gebaut sind, ist nur wenig bekannt; die Erdbeobachtung aus der Ferne und die Luftaufklärung können die dichte Bodenbedeckung nicht durchdringen, und mit Gewandtheit und Überlegung hat der Verteidiger sein künstliches Deckungsmaterial eingebaut, ohne zu sparen. Wohl sind am Hügelfuß Barackenlager aus Wellblech und Brettern zu erkennen, und Erdaufwürfe ziehen kreuz und quer, aber wo sind die gedeckten Gräben und die Stacheldrahtfelder, die versenkten Beton-Räume, die verdeckten Zugänge zu tiefen Stollen?

Es liegen wohl ein paar hundert Verteidiger bereit in den Stollen, die man überall vermuten mag, und sie haben alle Kriegsmittel bei sich liegen, die Erfahrung und Technik erfinden ließen. Aber beim Sturm wird übermächtiges Feuer vor uns herwalzen, der Berg wird sich in Rauch und Staub und Flammen hüllen, seine Abhänge werden zerrissen und zerpflügt, und wenn wir nur der eigenen Feuerwalze nah genug folgen, wird dem Feind alles Hindernis und alle Kunst und Hinterlist umsonst. —

Den eigentlichen Kemmelberg wird das Alpenkorps packen in anderthalb Tausend Meter breitem Streifen; die Trümmerstätte von Dranoutre am Südausläufer des Berges greift die 5te bayerische Reserve-Division an, das Kemmeldorf im Norden fällt der Garde-Reserve-Division zu. Die beiden Kemmelgipfel, der „große" und der „kleine" liegen im Abschnitt des bayerischen Infanterie-Leibregiments.

In der Abenddämmerung des 23. April marschieren die Angriffstruppen vor. In Reihenkolonnen windet sich die Infanterie durch die tiefe Artillerie-Zone, gerade als wieder der Feuerkampf auflebt Es ist ein schlimmer Weg, den uns da die Erkunder-Patrouillen führen durch zertrichtertes altes Stellungsland, durch



aufgewühlten Boden, durch Sumpflöcher und verfilzte Hindernisse, über Gebäudetrümmer und durch zerstörte Barackenlager; kleine gelbe Flammen springen am Boden dahin, begleitet von zerreißenden Detonationen, Sprengstücke gellen über die Erde oder pfeifen und schwirren durch die Luft und immer wieder das Brausen und Heulen der heranfahrenden neuen Lagen.

Keuchend und hastend folgt man dem Vordermann und achtet auf nichts anderes, als ihm hart auf den Fersen zu bleiben; der Atem fliegt, die Füße stolpern, aber vorwärts, rasch vorwärts, aus dem Feuer heraus. Die schwebenden weißen Leuchtkugeln kommen immer näher und der finstere Umriß des Kemmel deckt schon ein gut Teil des fahlen Nachthimmels. Dann sind wir plötzlich bei flüsternden Leuten, die aus Erdlöchern und flachen Deckungen uns ganz leis anrufen und uns zuwinken; es sind die, die wir ablösen sollen. — Da ist nicht viel zu übergeben und zu übernehmen, denn die Orientierung gibt der Feind selbst; seine Posten sind nah, oft genug lassen sie ihre Maschinengewehre bellen und dann sieht man die kleinen Flämmchen ganz deutlich zucken, 200 oder 300 m sind sie entfernt. Es ist Mitternacht, als die Abgelösten nach rückwärts schleichen, in die Nacht hinter uns, in der die Funken springen und die Splitter schwirren — Die Ablösung ging gut, die Verluste blieben sehr gering.

Wir liegen auf einem alten Acker, der sanft zum Kemmel ansteigt, haben den sumpfigen Grund des Douvebaches dicht hinter uns liegen; finster steigt der Kemmel vor uns an, häufig schweben weiße Leuchtkugeln über seinen Abhängen, beleuchten seine Bäume und Wiesen und die noch ragenden weißen Giebel; am Kemmelfuß zucken häufig die kleinen gelben Flammen.

Der zweite Teil der Nacht vergeht in Spatenarbeit; die Schützenlöcher werden vertieft und vergrößert, denn in der kommenden Nacht müssen wohl doppelt soviel Leute darin Deckung finden. Der Morgen bringt ganz dichten Nebel und da schläft der Kampf ein, sogar das Störungsfeuer der Artillerien wird seltener. Erst um Mittag weicht der Nebel einem fahlen Sonnenschein, und nun liegt man und starrt zwischen Erdschollen hindurch auf den nahen Kemmel und auf sein Gewirr aus Busch und Baum, das Hinterlist und Verderben so gut birgt, das man gerne noch erforschen möchte, bevor man morgen darüber weg muß. Man verfolgt den Angriffsstreifen, den das Bataillon nehmen muß, man sucht mit dem Fernglas in Geländefalten und allen Trichtern, in Mauertrümmern und Wellblechfetzen und findet nichts. — Ruhig, fast friedlich liegen die Wiesenflecke und die Halbruinen ehemaliger Bauernhäuser; keine Bewegung, kein geringstes Anzeichen eines Verteidigers. Rauchbäume steigen wohl ab und zu auf, oben am Kemmelrand, wenn eine neue deutsche Batterie sich einschießt, und häufig hämmern Maschinengewehre irgendwoher, aus dem Buschwerk.

Und so wie wir hier liegen und starren und forschen, so liegen auch drüben die Verteidiger und starren aus guter Deckung auf uns unten im Grund, und suchen jedes Sumpfloch und jede Geländefalte ab; sie möchten erkennen, ob wir kommen, ob wir da sind, ob wir stürmen werden.

Als es wieder dämmert, setzt plötzlich das feindliche Artilleriefeuer mit voller Heftigkeit ein. — Will er eine Probe halten? Ahnt er die Stürmer? Oder will er sie schrecken? — Rote Leuchtzeichen steigen auf, dann grüne, und dann brüllt es hinter dem Kemmel in roter Flammenglut und heult und braust vielhundertfach heran, schlägt in den Douvebachgrund, daß Schlammsäulen aufsteigen, und auf den Ackerboden, daß die Feuerfunken sprühen; Rauch und Dampf ballt sich zu Wolken, und kriecht dann langsam über den Boden dahin. Zwei Stunden lang dauert dieses tolle Feuer, dann läßt es allmählich nach.

Und nun sind kostbare Viertelstunden. — Heraus aus den Deckungen und Löchern und noch ein paar Meter vorgekrochen, gegen den Kemmel, und mit dem Spaten gewühlt und gehastet — denn wer in den nächsten Stunden zunächst am Feinde sitzt, der ist am sichersten vor seinem Artilleriefeuer.

Aber die Feindposten halten scharfe Wacht und haben Munition und Gewehrgranaten genug; und während wir liegen und wühlen und nur den Spaten führen, erleiden wir manchen schmerzlichen Verlust im scharfen nahen Postenfeuer.

Dann kommen keuchend und schwer schleppend die letzten Verstärkungen an, Pioniere, Minenwerfer, Flammenwerfer. Die hatten starken Verlust und Ausfall an Mann und Material den langen Feuerweg entlang. Schweigend, hastig, möglichst leis arbeitet alles an den feuchten Schollen, bückt sich tief, wenn die Maschinengewehre schnarren oder wenn neue Lagen heranbrausen, um kurz hinter der Linie zu detonieren. Soviel Erfahrung hat jeder: die nächsten Stunden bringen noch ganz anderen Eisenhagel, und dem entgeht man noch am besten, wenn man nah am Feind und tief im Boden eingewühlt ist.

Ein blasser Mond scheint durch die diesige Luft und oft verdecken ihn die Rauchwolken, die hinter uns aus dem Boden steigen. Die Verluste im feindlichen Postenfeuer waren schwer, nun geht es schon besser, da ein halber Meter Boden schon gut schützt. In einem Grabenstück sind die Verwundeten zusammengetragen und der Arzt verbindet schweigend in der Dunkelheit.

So wird es 3 Uhr früh. — Die deutschen Batterien, die bisher geschwiegen haben, setzen nun mit ihrer Angriffsvorbereitung ein. — Ein dumpfer Donner rollt hinter uns, der Himmel im Norden und Osten rötet sich wie ferner Wetterschein im immerwährenden Mündungsfeuer und dichte Lagen von Gasgranaten beginnen ohne



Unterlaß ihr leises Flüstern über uns. Leis und fast vorsichtig verzischen sie auch drüben hinter dem Kemmel.

Beim Franzosen springen Leuchtsterne aller Farben empor und wütend und hastig bricht sein Sperrfeuer los, hinter uns, in den Douvebachgrund, auf den Bahndamm. Erdbrocken, heiße Splitter, Staub wirbelt bis in unsere Gräben, wir liegen in den Boden gedrückt, über uns weg bellen die französischen Maschinengewehre und ihre Gewehrgranaten fallen häufiger im Zwischenland.

Der Angriff hat begonnen; nun ist jede Verbindung nach rückwärts abgeschnitten. Das Toben des feindlichen Sperrfeuers im Douvebachgrund wird anhalten, die Waffenwirkungen auf beiden Seiten werden sich noch steigern in den Morgenstunden, wenn die Infanterien den Entscheidungskampf beginnen. Gar mancher von den Stürmern hat gute Nerven; so harte, daß er einschlafen kann mitten im Höllenlärm der entbrannten Schlacht; oder sind sie alle so müde, daß sie in Schlaf fallen, kaum daß die Spatenarbeit ruht? —

Die Luft erfüllt sich mit Staub und Rauch zu einem grauen Nebel, den die Leuchtsterne kaum mehr durchdringen; der Kemmelabhang verschwindet in einer weißlichen Gasnebelwand, die langsam gegen uns heranschleicht. Bald beginnen die Augen zu tränen und es ist Zeit, die Gasmasken aufzunehmen. — Es will fast scheinen, als ob das Feindfeuer nachläßt; es ist wohl die Wirkung der Gasgranaten und man freut sich über den beginnenden Erfolg. — Der unermeßliche Flug der deutschen Gasgranaten flüstert aber unablässig über uns hinweg. — Das dauert so an die 3 Stunden; um 6 Uhr morgens ist alles grau und undurchdringlich trüb.

Da wandelt sich das Gasfeuer in Brisanzfeuer. Plötzlich hört das leise Flüstern in der Luft auf und verändert sich in das Brausen und Winseln und Heulen der Brisanzgranaten. Nah voraus nun donnerndes Krachen, Erdbrunnen, die zur Höhe fahren, Flammen, die feurig aufzucken, Erdbrocken und schwirrende Splitter, die jetzt von der Feindseite her über unsere Gräben pfeifen. Die Wände der Erddeckungen bröckeln und springen, Schollen lösen sich in den Erschütterungen, die die Erde in Stößen bewegt, der Lärm wird ungeheuer. — Schwere und mittlere Minenwerfer haben eingegriffen.

Nun steigt kein feindlicher Leuchtstern mehr am Kemmelabhang auf, auch das Hämmern der Maschinengewehre wird seltener. Sie sind wohl alle in die Stollen zurückgekrochen und die Außenposten liegen wohl hart an ihre Deckungen gedrückt. Brüllend, stampfend, tobend wälzt sich das Vernichtungsfeuer den Abhang hinauf und dann wieder herunter, es zerfetzt, zerschmeißt, vernichtet, es scheint übermächtig, es übertönt die Lagen, die der Feind jetzt wieder häufiger in den Douvebachgrund hinter uns schmettert. — Manchmal aber knattern noch ein oder zwei Maschinengewehre nah vor uns, hastig, nervös. Das ist schlimmes Zeichen — denn es bedeutet, daß der Feind noch zwischen uns und dem Vernichtungsfeuer lebt.

Aber es wird Zeit, sich sturmfertig zu machen; es ist noch eine Viertelstunde bis zum Sturmbeginn. Stahlhelme lugen zwischen den Stollen, Tornister werden gehoben und auf den Rücken geschwungen, man reinigt noch einmal das Gewehr vom Lehm und Staub, faßt nach den Handgranaten.

Dann kriechen vorn ein paar aus den Löchern, und dann springt einer auf und hinter ihm zehn, zwanzig in lichter Schützenlinie.

Kaum daß sie recht stehen und ein paar Schritte noch gebückt vorlaufen, stürzen einzelne zu Boden und andere fallen schwer nach vorn — und mitten im Lärm des nahen Trommelfeuers rast vor uns das französische Maschinengewehr. — Das ist schlimmer Sturmbeginn. — Das ganze Bataillon hat die ersten Schritte der ersten Welle beobachtet und den Mißerfolg.

Da ist aber schon der Führer der Minenwerfer an seinem Gerät und hat sein Ziel erkannt, den noch ragenden Giebel, der weißlich aus dem grauen Nebel ragt, und der Maschinengewehrführer hat schon zwei Gewehre in Stellung und die hageln gleich los. — Es dauert kaum Sekunden, dann fahren unsere Minen drüben in den Giebel, daß roter Ziegeldampf in Wolken aufsteigt, und es dauert keine Minute, da liegt das Haus in Trümmern und in diese Vernichtung hinein rasen die Maschinengewehre mit tausendfachem Kugelhagel. Der Kampf ist rasch entschieden.

Alle Leute sind aufgesprungen, drängen nun nach vorwärts in den Rauch und in die graue, trübe Finsternis, der tobenden Feuerwand nach, die den Kemmelfuß zerpflügt. Auch nebenan hat der Sturmbeginn schweren Verlust gebracht. Im Augenblick des Antretens sind ganz schwere Detonationen in die ersten Wellen gefahren, zwei ganze Gruppen sind ausgefallen — waren es eigene schwere Minen? Waren es französische Granaten? —

Aber nun geht es rasch und unaufhaltsam vorwärts. — In Haufen und in dichten Wellen ist alles aus dem Boden gesprungen, alles hastet und drängt, nur heraus aus den Löchern und vor, nah hinter die Feuerwelle, die uns bei der Sturmfahrt vorangeht. —

Die Führer teilen rasch die neuen „ersten Wellen" ein, eine zweite Stürmerwelle folgt in kurzem Abstand, dann folgen in Reihenkolonnen schwer schleppende und tragende Gestalten, die Maschinengewehrschützen und die Minenwerferleute. —

Ganz vorn, beinah am Rand der Hölle, die die Feuerwalze schafft, schreiten die besten und härtesten Soldaten. Sie müssen im Splitterhagel der eigenen Geschosse stehen, sie verschwinden oft im Rauch der Granaten und das Feuerlicht der Explosionen beleuchtet ihre ragenden Gestalten; die stürmen durch die doppelte Gefahr, des eigenen Vernichtungsfeuers und des feindlichen Widerstandes, auf den sie als die Ersten stoßen müssen.

Zweimal kommt es zu einem kurzen Handgranatenkampf, als graublaue Gestalten aus halbverschütteten Stolleneingängen springen



und Maschinengewehre hinter sich herzerren wollen; einmal bringen sie gar eins in Stellung, aber die Handgranaten der ersten Welle zerschmeißen Waffe und Bedienung, eh noch das Werkzeug in Feuergang kommt. Die meisten Verteidiger denken nicht mehr an Widerstand; wenn die Feuerwelle über sie hinweggebraust ist, sind die deutschen Stürmer schon vor ihnen, und da ist es besser, die Hände hochzuheben. — Immer häufiger kommen die blauen Gestalten aus dem Boden gekrochen, sind erdbeschmiert, haben starre verstörte Augen, werfen rasch die Arme in die Höhe, schütteln die Hände in der Luft, rufen wohl auch etwas dazu, aber im Lärm versteht man nichts; sie laufen uns dann entgegen und traben auch dann noch in Rudeln nach rückwärts, wenn sie die Wellen der Stürmer durchschritten haben, die auf die Gefangenen kaum achten. Alle Blicke hängen gespannt an der donnernden Wolkenwand, die den Berg hinaufflammt. Erdklumpen wirbeln in der Luft, die hohen Eichen springen oft senkrecht zur Höhe, fallen dann quer und berstend, splittern in den Boden, häufen Äste und Vernichtungsgewirr, in das immer wieder neue Explosionen zerstörend fahren. Da stirbt der Frühling am Kemmel und die grünende Erde wandelt sich in graues, ödes Trichterland. —

Durch den Staub und Rauch dringen die Stürmer langsam bergan, die Füße waten durch rauchende zerstampfte Schollen, man springt über Ästgewirr und windet sich durch Drahtfetzen, es geht über Scherben und Trümmer von Wellblech und Mauerwerk. Es scheint ganz selbstverständlich: man schreitet bergan in einer grauen Dämmerung, man folgt einem ungeheuren Toben, das rastlos voranrollt, es braucht kein Kommando und es gibt nur einen Gedanken: vorwärts. — Das ist Sturm.

Von rückwärts schließt schon das Bataillon in zweiter Linie auf; auch sie in Schützenwellen und kurzen Kolonnen, drängen immerzu vorwärts; auch sie haben schwer gelitten. Eine Sperrfeuerwelle des Feindes hat unter sie eingeschlagen im Augenblick des Sturmbeginns und der Kommandeur ist gefallen, da er das Zeichen zum Antreten gab. —

Nun haben wir fast den ganzen Kemmelhang erstiegen; die erste Welle steht hart unter der Höhenlinie, auf der die Feuerwalze tobt. — Der Sieg scheint nah. —

Der Morgenwind zerreißt die Rauchwand am Kamm, als die Granatenwalze den jenseitigen Abhang hinabrollt und — da bellt ein Maschinengewehr und gleich darauf ein zweites — das sind ja Franzosen, die in Feuerstellung kamen. Vorn bei der ersten Welle hastige Bewegung, Handgranaten fliegen, zerplatzen, Gewehrschüsse, ein Laufen und Drängen nach vorwärts, häufiges Stolpern, Stürzen und der verfluchte Feuerlärm der französischen Maschinengewehre will nicht enden. —

Da springen drei zusammen vor, der vorderste hält einen roten Feuerstrahl und lenkt ihn gegen graues Gemäuer, das knapp vor ihm aus dem Boden ragt. Ganz schwarzer Rauch quillt mächtig auf und die drei dringen hinter der Feuerzunge in die dunkle Wolke ein. Da fährt plötzlich der Feuerstrahl senkrecht zur Höhe und die Flammen fallen zur Erde zurück und unter den Flammen fallen drei brave Pioniere. Sie waren ein paar Schritte am Sieg, und sind dann doch gefallen alle drei.

Und nun peitscht Maschinengewehrhagel die Kemmelabhänge. Vorwärts zwischen Stürzenden und Fallenden und Wiederaufraffenden und Schreienden; da ist ein Stück Hohlweg, schon dicht am Kemmelrand, dort hinein und von dort noch rasch das letzte Ende im offenen Gelände genommen — es sind 50 Schritt zum Hügelrand — aber die 50 Schritt sind hundertfacher Tod. —

Fünf halbunterirdische Betonräume liegen da, gerade den Höhenrand entlang, die Schußscharten hart am Boden beherrschen diese letzten 50—70 Schritt, die in sanfter Neigung uns vom Erfolg trennen; ein Gewirr von Ast- und Drahtwerk bedeckt die Blöcke selbst und ihre nächste Umgebung, so daß man auch jetzt aus allernächster Nähe und nach der Vernichtungsarbeit der Feuerwalze die Umrisse kaum erkennt Dem Trommelfeuer aber haben die Panzerwände offenbar vollen Widerstand geleistet. Aus den Schußscharten am Boden zuckt fast unaufhörlich die tödliche kleine gelbe Stichflamme der Maschinengewehre; Gefallene, Verwundete, Sterbende liegen vielfach auf dem schmalen Wiesenstück, das vom Hohlwege bergwärts liegt.

Ein Minenwerfer und ein paar Schuß Munition sind bis in den Hohlweg gekommen, der führende Offizier ist voraus, er springt zum Hohlwegrand und erkundet aufrecht stehend; jetzt hat er sein Ziel und er wendet sich zurück und ruft es hinab, und plötzlich greifen seine Hände in die Luft — sie greifen nach dem Leben — und er stürzt in den Hohlweg zurück.

Infanteristen kriechen zum Hohlwegrand, langsam, vorsichtig, schieben die Gewehre vor sich her und liegen im Anschlag gegen die Scharten — und lösen dann doch keinen Schuß mehr, da sie im Anschlag zum Tod erstarren.

Ein Maschinengewehr mit aufgesetzter Trommel wird hochgeworfen und hat kaum fünf Schuß getan, als der Richtschütze umsinkt und das Gewehr zu Scherben zerhackt wird. — Es hilft nichts. — Das ganze Bataillon liegt im Hohlweg gedrängt und darüber weg schnurren und pfeifen die Garben der feindlichen Gewehre.

Aber nebenan am großen Kemmel, da geht es gut vorwärts. Sein Gipfel liegt weiter nach Nordwesten zurück; donnernd wütet da oben noch die Feuerwalze in mächtigen Rauchwolken, und dicht darunter steigen sieghaft die weißen Leuchtsterne des vordringenden

III. Bataillons empor. Nach wenigen Minuten sind die Leuchtsterne oben am Gipfel und dann drüben am Nordabhang — das ist Sieg — der große Kemmel ist erstürmt, und da nebenan, im glücklicheren Abschnitt, beginnt bereits die Verfolgung nach Westen in die Ebene.

Aber links wütet den ganzen Abhang des kleinen Kemmel entlang der Nahkampf und die Verluste häufen sich grausam.

Wir aber liegen wie festgenagelt im Hohlweg. Da ist noch ein Flammenwerfer gebrauchsfähig. Ein paar Maschinengewehre bringen wir in Stellung, und unter ihrem Schutz ein neuer Versuch zum Flammenangriff. — Voraus springt der Offizier und kommt fast 15 Schritte aus dem Hohlweg, dann bricht er, durch den Hals geschossen, zusammen, und die Pioniere fallen, bevor sie noch ihren Führer erreicht haben.

Jetzt klafft schon eine breite Lücke am Berghang zwischen beiden Bataillonen, und das erkennt der Verteidiger. Der französische Oberst-Brigadier versuchte, seinem Divisionskommandeur noch eine Meldung darüber durch Brieftauben zu senden.

Und der Gegenangriff kommt wirklich. Die Gräben und Trichter, die bisher so leer am Abhang des großen Kemmel lagen, beleben sich plötzlich; blaugraue Helme lugen zwischen den Schollen und schon schlägt Flankenfeuer in unseren Hohlweg.

Wir aber werfen 10 Maschinengewehre nebeneinander und ohne Zwischenraum in Stellung, und die hageln mit fürchterlicher Wirkung hinüber. Der Kampf dauert kurz, kaum ein paar Minuten. Vernichtung drüben. — Als der Hang wieder leer und leblos und öd im Sonnenschein liegt, enden wir unser verderbliches Feuer.

Und jetzt lastet die Kampfesstille und quält der Sonnenschein. Über uns weg rauscht und stöhnt noch der Granatenflug und fern aus der Ebene dröhnt der Donner der einschlagenden Walze bis zu uns; die Granaten zerstören und zerreißen da draußen umsonst, da ihnen kein Stürmer folgt. Rauch und Dampfwolken sind gewichen einem blauen Frühlingshimmel, strahlender Sonnenschein liegt über dem zerschundenen Hügel. Im Hohlweg kauert Mann an Mann das ganze Bataillon; Tote und Sterbende zwischen den Lebenden. Die Toten starren mit großen offenen Augen in den Himmel, in die Sonne und haben bleiche starre Fäuste und die Lebenden haben forschende fragende Augen, den ernsten gespannten Ausdruck im Gesicht, den das Ausharren gibt zwischen Sieg und Tod. Die dreihundert Mann schweigen und reden kein unnützes Wort, nur die Schwerverwundeten und die Sterbenden stöhnen und die Krankenträger helfen und haben leise Worte.

So eng ist der Raum, um den die letzte Entscheidung gehen wird, daß keine Hilfswaffe mehr wirken kann, daß es ein Waffengang werden muß zwischen den Infanterien allein. Da liegen Engländer und Franzosen gedrängt hinter Panzermauerwerk und klammern sich an einen letzten Rest von Geländevorteil und Befestigungs-

kunst, und gegenüber liegen die Stürmer, auch sie zusammengedrängt und hinter Wänden aus Lehm, die ein Zufall finden ließ, und dazwischen sind 50 Meter Land und auf dem herrscht der Tod.

Und dann gelingt es doch. Drei Mann sind kriechend und sich windend durch Trichter, dann durch Hindernis und Buschgewirr herangekommen an die Wand des untersten Blockhauses und fanden die eine Wand eingeschlagen durch Granatenexplosion, und fanden tote Verteidiger. Ein schmaler, sehr tiefer Graben, mit Drahtgeflecht überdeckt, führt bergan zum nächsten Blockhaus. Hier im Graben werden Franzosen überrascht, eine Handgranate endet alle Gegenwehr. Handgranaten fliegen in den schmalen Treppengang, der in den zweiten Betonraum hinabführt. Rasch vorwärts drängend können die drei noch bis zum letzten Hügelabsatz gelangen, da prallen sie mit Franzosen zusammen, die gerade wieder zur Verstärkung der Blockhausbesatzung eilen wollen. Im Graben beginnt ein wütender Kampf, die deutsche Patrouille liegt an eine Panzerwand gedrängt, die den Graben sperrt, und mit Handgranaten und Gewehrschüssen wehren sie sich der Übermacht. „Maschinengewehr" brüllt einer vom Höhenrand herab gegen den Hohlweg, und immer wieder das gleiche hilfefordernde Wort. Von unten war aber der kühne Patrouillenvorstoß beobachtet worden, und ein Kompagnieführer war gleich mit vielen Freiwilligen nachgeeilt, und da ist ein Maschinengewehr vorn, und im entscheidenden Augenblick kommt es noch in Feuerstellung und fegt in den Graben der Länge nach und erfaßt die ersten Franzosen auf 10 Schritt Entfernung. — Aufbrüllend stürzen die übereinander, die hintersten können noch hinter die nächste Schulterwehr weichen. Der Höhenrand ist genommen, drei Mann und die Maschinengewehrbedienung klammern sich ans dritte Blockhaus und haben auch da einen schweren Stand, denn der Verteidiger hält noch die allernächsten Verteidigungsanlagen mit erbittertem Widerstand. — Aber beim Hohlweg ist Luft geschaffen.

Um die gleiche Zeit haben sich Patrouillen und kleine Abteilungen aller drei Bataillone selbsttätig an den Nordabhang des kleinen Kemmel herangearbeitet. Dort beginnt der Widerstand der Verteidiger unsicher zu werden. Zwar versuchen Engländer einen letzten Anlauf und versuchen einen Durchbruch nach Westen, aber die Einkreisung ist bereits vollkommen, aller Kampf bleibt aussichtslos. Um die Stolleneingänge wird noch kurz und erbittert gerungen; hier entscheiden Leuchtpistolenschüsse, die die Wirkung der Flammenwerfer ersetzen müssen.

Es ist Mittag, als an die 40 Offiziere und 500 Mann die Waffen strecken. Ein französischer Oberst-Brigadier, der Abschnittskommandant, ist unter den Gefangenen.

Ungleich glücklicher und mit rascherem, entscheidenderem Erfolg hatte das III. Bataillon gekämpft. Hart an der Feuerwalze heranbleibend, hatte es den großen Kemmel in ununterbrochenem Anlauf

genommen, hatte am Nord- und Westabhang allen Widerstand überrannt, war in die Ebene vorgedrungen, hat Batterien noch im Feuern genommen, hat englische Reserven vernichtet und zerstreut, die in Eile zum gefährdeten Berg heranmarschierten. Mit den zurückflutenden Feindtruppen war es in das große Barackenlager bei Brulooce eingedrungen und hielt erst, als die Feuerwalze als Feuerkranz ums Tagesziel liegen blieb. Die Beute an Waffen und Gefangenen zählte es gar nicht, es blieb immerzu im Überrennen und im Vordringen. —

Nun klaffte eine breite Lücke in der Front der Feinde gerade an der Stelle, die sie für die stärkste, die unangreifbarste gehalten hatten; die Truppen der ersten Linien waren vernichtet, die Reserven geworfen und zerstreut, die Geschütze ausgeschaltet, die Führung desorganisiert, die Nachrichtenverbindungen zerstört, die Verwirrung war beim Feind deutlich zu erkennen.

Und dieser Sieg, diese Stunden der deutschen Überlegenheit mußten ungenutzt bleiben.

Da lagen die gelichteten Kompagnien der Kemmelstürmer, sie hofften auf den Befehl und die Möglichkeit der weiteren Verfolgung, sie erwarteten die Ergänzung der Munition und der erschöpften Kampfmittel, sie blickten zurück auf den Hügel und suchten nach den Batterien, die hätten folgen können, sie hofften auf das Nachkommen des ganzen großen Apparats, der zum Kämpfen und neuem Angreifen nötig ist — und das eroberte Schlachtfeld blieb leer, entsetzlich leer. —

Und diese unwiederbringlichen Stunden des Sieges brachten deutlicher die grausame Erkenntnis, daß der Mangel an allen Mitteln schon so fürchterlich ist, daß Deutschland seinen Soldaten, die gesiegt haben, nimmer das geben kann, was sie brauchen um weiter zu siegen. Noch einmal hatte der Deutsche Soldat gesiegt, der Soldat, der siegreich kämpft im vierten Jahr, der aufrecht im Feuer steht seit 44 Monaten, der kaum Rast und Ruhe erfahren hat seit 1200 Tagen, den Feuer, Hunger und Entbehrung aller Art hart gemacht hat und der alles trägt und alles leidet und Soldat bleiben will gegen eine Welt voll Feind — weil er allen Glauben und alle Zuversicht im Herzen trägt: Deutschland.

Der Angriff hat die Mittel erschöpft. Der Mangel bringt Stillstand. Und der Feind hat Hilfe und Mittel der ganzen Welt.

Am Abend stehen Engländer und Franzosen in neuer Front. In Eile haben sie neue Reserven herangeworfen, Patrouillen fühlen vor, Maschinengewehre hämmern und schweres Feuer schlägt in unsere dünnen Linien, die sich zur Abwehr gegliedert haben.

Die Kompagnien zählen 30, vielleicht 40 Mann. — —





Truppenverbandplatz.

Von Hans Spatz, damals Feldhilfs- und Bataillonsarzt im Bayerischen Infanterie-Leib-Regiment.

Sturmbereit! In den Lüften heult es und saust es, da rauscht, singt und braust der Orkan, die stolze wilde Jagd unsres Vorbereitungs- und Vernichtungsfeuers. Es ist wie eine Fanfare des Jüngsten Gerichts, ein Akkord, der in allen faßbaren und unfaßbaren Oktaven schwingt. Ringsum schwärzeste Nacht, kaum ein Wetterleuchten zuckt auf von den Mündungen unsrer gut versteckten Batterien und drüben versinkt die eiserne Meute lautlos, lichtlos hinter dem Berge und den Bäumen, die uns decken. Erstickender Pulver- und Gasgeruch verbreitet sich, wir legen die Masken an.

Der Feind schweigt. — Mählich ahnt man die Dämmerung und da ist auch schon Bewegung unter den Mannen, die im Grase, in den Wellblechbaracken umher sich noch einmal grimmig in ihre Mäntel gerollt hatten und den Schlaf suchten, oder still hinauflauschten und Gedanken, Hoffnungen, Ahnungen, Erinnerungen in ihrem Innern auf- und niedertauchen ließen.

Kommandorufe ertönen, verworren klingts von Flintenläufen, Stahlhelmen und Feldkesseln. Einzelne suchen rufend ihre Gruppe und fluchend tappen die Tragtierführer im Dunkeln, um ihren ungebärdigen Maultieren die schwere Last aufzupacken. — Bald verschlingt der Hexensabbath der Lüfte wieder jedes irdische Geräusch, und das neblige Dämmergrau die trotzigen Schatten der Abmarschierenden.

Nur der Arzt und das Häuflein seiner Gehilfen müssen zurückbleiben und sich rüsten, allen Jammer ruhig, gefaßt und tätig aufzunehmen, den der Sturm da vorn notwendig mit sich bringen wird. Es ist gut, daß es so viel Arbeit gibt, daß keine Muße zu unfruchtbaren Grübeleien bleibt.

In den alten englischen Wellblechhütten werden Tragen als Operationstisch aufgestellt, Verbandmittel aller Art bereitgelegt, Spritzen ausgekocht und lange kräftige Stangen zurecht gemacht, um mit zusammengeknöpften Zeltbahnen oder Mänteln vereint als Nottragen zu dienen. In großen Korbflaschen herbeigeschlepptes Wasser wird zu Getränken und Desinfektionsmitteln verarbeitet.

Bald kommen Leichtverwundete an und mit ihnen ein Gewirr von unklaren Gerüchten über die Lage. Da sprechen die ersten französischen Gefangenen deutlicher: es geht vorwärts! „Pour nous la guerre est fini, camarade!“ grinsen sie und wollen ihren Marsch nach hinten fortsetzen. So leichten Kaufs kommen sie aber nicht davon, sie müssen alle vor dem Verbandplatz Halt machen und warten, bis man sie mit Verwundeten-Tragen weiterschickt, Leichtverwundete laufen als Aufsicht nebenher.

Der Arzt steht nun ganz auf sich selbst, denn kein Mensch hat Zeit, jetzt an ihn zu denken, ihm Berichte oder Befehle zu schicken. Etwas Instinkt macht auch all das überflüssig. Wenn die Scharen der Gefangenen dichter werden und die Erzählungen unsrer Verwundeten immer bestimmter und übereinstimmender von Erfolgen melden, dann muß er sich losreißen aus seinem Schaffen, muß alle Tornister und Sanitätstaschen füllen und noch außerdem in Säcken oder Bündeln soviel Verbandmittel mitschleppen, als nur möglich und muß marschieren, dem Gewehrgeknatter zu; das Feld hinter ihm gehört jetzt den Sanitätskompagnien.

Heraus aus den schützenden Hecken! und da liegt der Berg Kemmel, das Ziel! Breit und stattlich dehnt er sich und raucht und dampft an allen Ecken und Enden. Nun noch über ein weites deckungsloses Feld, wo die Schrapnellwölkchen tanzen und wir treffen hingekauert an Wegböschungen, Bahngeleisen und Gehöften unsre Reserven und vernehmen die frohe Kunde, daß der Kemmel unser ist. Nach langem Hin und Her in schauerlichen Wäldern, wo man in engen Hohlwegen buchstäblich auf Leichen schreitet, graben wir uns am Gipfelhang des kleinen Kemmels ein, stülpen ein Wellblechdach darüber und hissen das rote Kreuz.

Jenseits des Berges hat sich der Angriff festgelaufen; es ist Zeit seine Opfer zu suchen und zu bergen — und schon regt sich drüben wieder frische Artillerie, ballt sich mehr und mehr, um einen Vergeltungshagel über die Sieger auszuschütten.

Immerhin, ein wenig Ruhe hat nun die ermattete Truppe, sie liegen in Löchern und Gräben umher und rasten.

Nur die Krankenträger sind unablässig tätig, sie kriechen und schleichen oft im gezielten Maschinengewehrfeuer überallhin, wo man Stöhnen und Hilferufe hört, sie legen Verbandpäckchen an, binden die verblutenden Glieder ab und bergen unter tausend Gefahren und Mühen die Verwundeten. Schier übermenschlicher Kräfte bedarf es, die edle Last durch das tückische Gelände, durch Löcher, Draht und Gestrüpp bergauf, bergab zu schleppen und sie nicht von sich zu werfen, wenn rechts und links Granaten niederfahren und mit körperlicher Gewalt einen zu Boden drücken wollen in Deckung. Die wackern Krankenträger schreiten aufrecht hindurch.

Meist tragen sie ihre Bürde zu zweit wie ein Wild im Zelttuch an einer Stange. Ob auch die Schultern wund werden vom Druck

des Holzes, ob die Knie wanken und der Atem keuchend geht unter der schwülen Gasmaske, ob es auch den Kameraden niederstreckt — ein andrer hilft — sie machen ihren Weg.

So kommt Gruppe um Gruppe an, legt ihre Last dem Arzt zu Füßen und wendet sich nach kurzem Verschnaufen wieder frontwärts, denn da und dort, an jener Hecke, in jenem Wiesengrund, an jenem Bahndamm sah einer einen Kameraden fallen und hörte noch lange hinter sich sein Rufen, als er weiter mußte dem fliehenden Feinde nach. Andre wieder berichten von einzelnen Gehöften, alten Baracken und Unterständen, wo man zu erstem, notdürftigem Schutze, aber unversorgt, Verwundete angesammelt hat; von verschütteten Höhlen und Stollen wissen sie zu sagen, aus denen noch leise, fernher Wimmern klinge. Überall unsägliche Not, unsägliches Leiden! Wer flöge nicht hin, Todgeweihte zu retten und sei er auch schlaf- und rastlos seit langen Tagen und Nächten!

Am Verbandplatz ruht keine Hand, mit Scheren und Messern schneidet man die mit Blut und Dreck verfilzten Kleider, das zerfetzte Schuhwerk auf, verbindet die Wunden, legt Schienen an, um den Weitertransport erträglicher zu machen; man spritzt belebende Mittel ein, die entfliehenden Lebensgeister zu bannen oder Morphium, wohltätiges Vergessen über den Leidenden zu breiten.

Bald staut sich die Masse der Schwerverletzten, die Seite an Seite liegen von Mantel, Zeltbahn oder Decke verhüllt; die Träger der Sanitätskompagnie — sie müssen den weiten Weg zum Hauptverbandplatz zu Vieren tragen — schaffen es nicht mehr. Kein Fußbreit Boden in unserer mangelhaften Deckung ist unbelegt, nur mit Mühe gelangt man zu den Einzelnen und versorgt sie, so gut es gehen mag in der fürchterlichen Enge.

In kurzen Abständen brausen Feuerüberfälle über uns hin, das Wimmern der Schwerverletzten erstirbt, prasselnd hageln Schauer von Erd- und Geschoßbrocken auf unser Blechdach, Splitter singen und zischen umher und wild drängen vorüberziehende Reserven auf uns ein, Deckung suchend treten sie auf die hilflosen Verwundeten, deren Aufschrei sich mengt mit dem ohnmächtigen Warnen und Schimpfen der Sanitätsleute.

Ein Kassandraschicksal trägt der Arzt; er muß vielen im Geiste das Todesurteil sprechen, muß langes Siechtum ohne Rettung, muß ewige Verstümmelung und bitterste Not bei vielen voraussehen. Und sie haben doch fast alle so kindliche Zuversicht und sind so glücklich, aus der Hölle der Schlacht geborgen zu sein.

Ein braver Sanitäts-Unteroffizier kommt bleich wie der Tod mit zerschmettertem Oberarm zu Fuß an. Obwohl der Arm nur noch an schmaler Muskelbrücke hängt, gönnt er sich trotz allen Zuredens nicht fünf Minuten Rast, in zäher Energie wankt er weiter dem Hauptverbandplatz zu: „Vielleicht kann man mir dort

doch noch helfen, operieren, wenn ich nur rasch, rasch hinkomme, ich muß meinen rechten Arm behalten — muß!"

Auch der Oberst sucht zuweilen seine Verwundeten auf, man sieht ihm den furchtbaren Druck dieser Tage an, er spricht nicht viel; einmal kniet er zu einem todwunden Manne hin und heftet ihm das Kreuz an die Brust und streichelt ihm Gesicht und Haar. —

Dann wird es Nacht, der Zu- und Abtransport der Verwundeten stockt und man legt sich mitten unter sie hinein, um ein wenig zu schlafen. Halb im Traum hört man fernher den dumpfen Abschuß schwerer Geschütze, hört es näher und näher brausen und klingen; es ist, als ob ein gewaltiger Geist durch ein tiefes Tal zöge, das um und um von Wäldern eherner Lanzen starrte; und wo das Große vorbeistreicht, da fangen die Lanzen an erzitternd mitzuschwingen in seinem feierlichen Rhythmus und tausendfältig mitzuklingen — näher und näher heran. Und dann fährts über einem nieder, ein Titan schlägt mit wuchtigem Hammer gegen das Deckengebälk der Unterwelt und — Krachen, Staub und Steingeprassel gießt sich aus.

Werden neue Opfer herbeigebracht, so muß das dürftige Licht einer elektrischen Taschenlampe oder eines sorgfältig abgeblendeten Kerzenstummels zu ihrer Versorgung genügen, denn in den Lüften ziehen spähend Flieger ihre Kreise.

So wird es Tag und wieder Nacht und wieder Tag; erbarmungslos hämmern trostlose Eindrücke von Menschenleiden, Menschenvergehen und Menschenkleinheit auf uns ein, rastlos folgt Feuerüberfall auf Feuerüberfall und rückt uns plastisch die Wahrscheinlichkeit vor Herz und Sinne, im Handumdrehen als Zerschlagener zu röcheln unter den Zerschlagenen rings umher. Die Nerven spannen sich wie Stricke, man glaubt das körperlich zu empfinden, und daß sie nicht klingend reißen, dankt man nur dem unablässigen, voll ergriffenen Tätigsein.

Am vierten oder fünften Morgen endlich kommt Ablösung. Wir prüfen lange den Berghang, den wir im Abmarsch überschreiten müssen: Da scheint eine Lücke zu sein in dem Aufspringen der Einschlagwolken — doch schon schließt sie eine rauchende Gruppe; oder dort — ist das nicht die vergessene Gasse für unser Entkommen?! — Krach! — auch da die Waberlohe!

Was hilft Überlegen und Berechnung, hier herrscht Schicksal! Mitten hindurch! —



Durchbruch.

Von Hans Caspar von Zobeltitz, Major a. D., damals Hauptmann im Generalstab und erster Generalstabsoffizier der 227. Infanterie-Division.

Die kurze Marschkolonne der 7. Kompagnie des Infanterie-Regiments 477 schob sich Schritt für Schritt aus dem Trümmerhaufen Beuvraines nach Süden heraus — der Front zu. Die Juninacht dämmerte im Sternschein. Schwül, drückend und durchstaubt war die Luft. Die Truppe war erst eine halbe Stunde unterwegs, von den Bereitschaftsplätzen zur Bereitschaftsstellung — erst eine halbe Stunde, und doch rann der Schweiß von aller Stirnen. Der Weg war zertrichtert, granatendurchfetzt, — es war ein Vorwärtsquälen. Alle Augenblicke gab es ein Stocken, ein Aufeinanderprallen der Glieder mit leisen Flüchen und kurzen Scherzworten, wie's traf.

Der Leutnant Perl führte vorn. Die beiden Unteroffiziere vom ersten Zuge folgten, dann die Kolonne. Sie wußten alle, um was es sich handelte, wem sie entgegenmarschierten. Die Nerven waren zum Reißen angespannt. Eine merkwürdige Stille lag über dem Feld; nur der trockne Lehm knirschte unter den schweren Stiefeln, und Schanzzeug und Waffen klapperten mit dem dumpfen Geräusch, das die Ohren der Grauen kannten. Dicht neben dem Wege stand Batterie bei Batterie in Stellung. Die Kanoniere nahmen das Buschwerk von den Geschützen, das Rohr und Lafette dem Flieger verborgen hatte. Munition wurde geschleppt; still, fast lautlos, aber fieberhaft tätig, auch hier rann der Schweiß.

Der Leutnant vorn hob die Hand: Halt! Die Unteroffiziere hängten die Gewehre ab und kauerten sich hin. Hinter ihnen die Kolonne. „Wenn wir bloß erst durch die verfluchte Artillerie durch wären!" sagte Lange, der von Hause Fabrikarbeiter war, „wenn sie töppern, töppern sie hierher." — „Sie schießen ja nicht!" — „Merkwürdig genug, nach dem Radau gestern Nacht!" — „Wenn sie noch doller schießen würden wie gestern, würdest du's noch merkwürdiger finden." Gillerts Stimme war ganz ruhig. — „Ob sie was gemerkt haben drüben, Karl?" — „Wenn schon...." Man winkte. Es ging weiter. — — —

Die Siebente kam in zweite Linie, zweihundert Meter hinter den vordersten Graben, aus dem der Angriff losbrechen sollte. Sie hatte keinen Schuß bekommen auf dem Wege bis zu dem zerfallenen Stellungsstück, in dem sie den Augenblick des Sturmes abwarten sollte. Über sie weg hatte es gepfiffen, und seitwärts von ihnen hatte

es eingeschlagen; aber vereinzelt, als ob es sagen wollte: Achtung, ich bin da.

Der Kompagnieführer ging von Zug zu Zug, er zeigte noch einmal die Angriffsrichtung: „Also — so 'rüber." Nicken antwortete: Jawohl! Allen war es klar: So 'rüber und dann immer grade aus. Und dazwischen lag die feindliche Stellung; und vor ihr der Draht und in ihr die Maschinengewehre und hinter ihr die Artillerie. Aber trotzdem: So 'rüber und immer grade aus! Angriff — jawohl!

Lange kroch zu Gillert heran. „Verfluchte Geschichte," sagte er. Gillert, der Bauer, lag auf dem Rücken und sah in den Himmel; jetzt drehte er den Kopf zu dem Freunde, mit dem er schon durch manche dicke Sache gegangen war. „Halt's Maul und mach nicht flau. Haste Angst?" — „Das nich! Aber ob's klappt?" — „Wird schon klappen — mußt nur an nischt denken." Lange war ein paar Atemzüge still. „Wenn nur Fiekchen nicht erwartete", sagte er dann. Gillert pfiff leise durch die Zähne. „An nischt denken, Paul — an nischt denken. Ich hab auch meine Dreie zu Haus."

Eine Zehnzentimeter-Kanone bellte hinter ihnen auf, scharf, peitschend. Und dann setzte das ganze Orchester ein. Die Beiden fuhren auf und mit ihnen die Leute um sie herum. „Köpfe runter!" schrie Gillert. Drüben gingen die Leuchtkugeln hoch; zehn, zwanzig zu gleicher Zeit; sie flammten taghell über den Gräben. Gillert sah auf die Uhr: „Stimmt," sagte er, „zwei Uhr dreißig — in zwei Stunden...."

Über ihnen war die Luft voll Schwirren und Sausen, hinter ihnen dröhnten hunderte von Abschüssen. Lange staunte: „Das fluscht mal wieder!" — Gillert nickte: „Sie werden's sich schon sauber ausgedacht haben."

Sie sahen rückwärts, hinein in die Linien der deutschen Artillerie. Die Hölle schien da losgelassen. Kilometerbreit blitzte Mündungsfeuer bei Mündungsfeuer auf, ein helles, langes, zuckendes Band, dessen Widerleuchten den Himmel flammend machte. Wie ein mächtiges Rollen ging es durch die Luft, schütternd, dröhnend, mit majestätischer Gewalt. Und von Zeit zu Zeit wurde dies Dröhnen durchpeitscht und zerrissen von dem scharfen knalligen Schlage eines riesenhaften Flachfeuergeschützes. Gillert wußte, es stand auf dem Schienenstrang bei Rue de l'Abbaye, umgeben von einem Kranz von Trichtern, den die feindlichen Granaten in das Erdreich gerissen. Aber es stand trotzdem und bellte.

Der Donner schwoll an, ebbte ab und schwoll wieder; das Konzert des Sieges. Zentnerlasten um Zentnerlasten Eisen flogen in den Feind. Einen Augenblick dachte Lange, der Arbeiter, an all die Abertausende von Händen, die sich daheim gemüht hatten, dies Eisen zu gießen, zu drehen, zu bohren, das Pulver zu mengen, die Zünder zu feilen; dachte an die Aberhunderte von Zügen, die herangerollt waren, die Massen zur Front zu bringen. Arbeit, Arbeit! —

Ein Gewölbe fliegenden Stahls baute sich über der Infanterie auf. Daß nicht Granate auf Granate schlug hoch oben, daß jede ihren eigenen Weg fand, den Weg hinein in den Feind, zermalmend, zerschlagend, vergiftend! — Drüben erntete jetzt der Tod. Wo der Flieger mit Auge und Lichtbild eine Batterie, ein Lager, ein Grabenstück, eine Deckung gefunden hatte, regnete es nun Eisen, floß Franzosenblut. Bis tief hinein in das erklügelte Befestigungssystem des Feindes griff die Eisenklaue der Artillerie, zerstörte, zündete, warf Berechnungen über den Haufen und tötete, tötete! Vorbereitung für den Sieg der Deutschen. Ein eiserner Wille klang durch den Geschützdonner, hämmerte auf den Feind, hämmerte aber auch auf die Herzen der harrenden Infanterie, die da stürmen sollte, hämmerte sie voll Mut und Vertrauen, schlug die letzte Feigheit tot. Man konnte nicht mehr an Daheim denken und nicht mehr an das eigene kleine Ich; man konnte nur noch hören, wie die Geschütze donnerten, wie die Geschosse in den Lüften sangen, nur noch denken, daß sich drüben Wege bahnten, Wege des Sieges! „Es fluscht!" sagte Lange noch einmal. —

.... Knapp dreihundert Meter hinter der Siebenten stand eine Haubitzbatterie des Feldartillerie-Regiments 92 mit heißen Rohren. Sie schoß ihr Programm ab. Der Führer, der kleine, drahtige, dunkle Oberleutnant Gerber saß dicht hinter den Geschützen und kommandierte seine Schießlisten herunter. Neben ihm der Leutnant Eppinghaus, groß, hager, wie ein Professor mit seiner Brille und seinen immer etwas zu langen Haaren, rechnete und rechnete, verglich und prüfte, änderte Zahlen und war dabei stockruhig, als ob er am Schreibtisch säße. Er wußte, was an diesen Zahlen klebte, die er da im Schein seiner Taschenlampe niederschrieb, denen er die Witterungseinflüsse dieser Nacht einimpfte, damit die Granaten richtig säßen im lebenden Ziel. Jeder Irrtum war ein Verlust, eine Schwächung der Wirkung.

„Feuerpause!" Gerber reckte sich und mit ihm streckten die Kanoniere den gekrümmten Rücken. Einen Augenblick ruhten alle Hände in der Batterie. Selbst Eppinghaus sah von seiner Todesliste auf. Dann flogen nasse Tücher über die Rohre, es dampfte. Die hemdärmligen Kanoniere hingen sich die Röcke um die Schultern, denn der Morgenwind ging kühl. Es schien jetzt fast still, wo die eigenen Geschütze schwiegen; erst nach und nach empfanden die Ohren den Donner der anderen Batterien. Gerber stieß den Leutnant an: „Hören Sie!" Durch Eppinghaus' Augen ging ein Leuchten. „Grandios!" sagte er und war schon wieder bei Tabellen, Zahlen und Rechnen. Über seine Schulter sah Gerber in die Liste: „Wie weit sind Sie, Eppinghaus?" — „Bei 3 Uhr 55, Herr Oberleutnant — fast fertig." — „Das ist gut." — Es scheint alles gut zu gehen; der Gegner schießt fast nicht mehr wieder. Als er vorhin die paar Dicken hinter uns setzte und den einen vor uns, hatte ich schon

Sorge, daß wir zugedeckt würden!" — Der Leutnant sagte laut ein paar Zahlen vor sich hin: „72,3 — 1240 — 1260 — 72,9," dann hob er den Kopf; „So — ich hab' nichts gemerkt; aber sie werden drüben die Nase bald voll kriegen." — Gerber ging von Geschütz zu Geschütz. Die Mannschaften schleppten schon wieder Munition. Plötzlich sauste es über ihnen. Alles lag platt auf dem Boden. Drei Einschläge folgten unmittelbar, Sand spritzte, Eisenstücke flogen, es stank. Irgendeiner in der Batterie schrie: „Gas". „Quatsch", brüllte Gerber. Da folgte die zweite Lage und dann die dritte mitten in die Batterie hinein. Zwei Aufschreie gellten. Einen Augenblick Verwirrung, Durcheinander. Es sauste wieder heran, detonierte wieder, diesmal aber hundert Meter vor den Geschützen. Gerber stand aufgerichtet. „An die Geschütze!" kommandierte er und zu den Mannschaften, die bei ihm lagen: „Los, Jungs, es ist ja nichts, sie streuen bloß so rum." Dann lief er zu Eppinghaus. Der lag hintenüber, hielt sich das Bein, biß sich auf die Lippen. Neben ihm hockte ein Unteroffizier. „Was ist?" rief Gerber. Eppinghaus richtete sich schon wieder auf. „Nichts — nur eine Schramme — der Knochen scheint heil. Machen Herr Oberleutnant man weiter. Ich muß bloß ein bißchen gewickelt werden, dann rechne ich gleich wieder." — „Tut's weh?" — „Das schon — hilft nichts. — Aber daß ich nachher nun nicht mitkann!"

Gerber hatte seine Liste wieder in der Hand. Zahlen flogen in die Batterie. Die Rohre wurden hochgekurbelt: „Feuer!" Sie spieen! — Das feindliche Feuer schlug wo anders in Erde und Fleisch. Hier arbeitete der Wille weiter. Eppinghaus saß gekrümmt und rechnete: „4^10 — 1350 — 1370 — 70,8" .... und endlich 4^30 Uhr „Feuer vorverlegen!"

..... Der Morgen kroch herauf und legte Nebelschwaden über das Feld. Alles stand in grauem Dunst. Unteroffizier Gillert sah nach der Uhr. 10 nach vier. Da brüllten dicht neben und dicht vor der Siebenten Geschütze auf, die bisher geschwiegen. Sie wühlten ihr Eisen in die vordersten feindlichen Gräben, rissen an den Drahthindernissen, machten die letzten Maschinengewehre mundtot. Sturmvorbereitung! Gillert kannte das bereits von der Düna her, wo er mit einem anderen Regiment angegriffen hatte, damals, als er den Streifschuß am Kopf erhielt. Er wußte auch, wie diese vordersten Batterien in den letzten Nächten vor dem Sturm vorgeschafft wurden, lautlos, Meter um Meter von Menschenkraft gezerrt; dann halb in der Erde unter Gras und Sträuchern verdeckt; die Infanterie hatte helfen müssen und er mit. Man atmete auf, wenn sie standen, ehe der Tag mit seinem verratenden Licht kam, man atmete auf, wenn der Tag verging, ohne daß sie vom Feind entdeckt wurden und mit ihnen der ganze Gedanke des Angriffs. Aber nun spieen sie dicht vor die eigenen Linien, daß sich die deutsche Infanterie ducken mußte vor den Splittern, die dem Feinde galten.

Noch zehn Minuten. Die Artillerie raste. Die Luft schien zu bersten. — Nur noch einzeln fielen feindliche Granaten in die eigenen Linien, nur noch einzeln tackten Maschinengewehre von drüben. Lachhaft einzeln. Das eigene Feuer hatte gute Wirkung getan. Wie man das fühlte, empfand. Es wird gehen; es muß gehen! Wieder wird es ein Loch geben in den feindlichen Wall, eine Bresche wie zwischen Cambrai und Quentin, wie am Damenweg. Eine Bresche, durch die der deutsche Sieg eindringen kann ins feindliche Mark; einen Riß, der auch die verruchten Ketten sprengte, die die Heimat mit Hunger und Verelendung umzwängten. Ja, die Heimat — das war der Kern, das Ziel, der Anfangs- und Schlußgedanke. Sie mußte frei werden, herrlich frei .... wie? durch einen Sieg, durch viele Siege. Den Weg zu diesen Siegen mußten die da hinten wissen, errechnen, erdenken und der da oben leiten. Ja — der da oben. Nur nicht wanken. „So 'rüber und dann immer grade aus!" Das war das Rezept für die Heimat. Und die Artillerie mischte die Medizin vor.

Noch fünf Minuten. Jetzt krachten die wüsten Schläge schwerer Minen vorn auf. Die letzten Keile wurden in die feindlichen Gräben und ihre Verdrahtung geklotzt. Rums — rums — das rollte; der Boden zitterte, schwankte. Gut so! — Gewiß, alles konnten sie drüben mit Artillerie und Minen nicht totschlagen. In Stollen und Erdlöchern, unter Eisen und Beton lebte es noch weiter und raffte sich auf, wenn die stürmende Infanterie kam. Aus den Trümmern krochen sie empor mit den Maschinengewehren, wie man selbst an der Somme, in der Champagne und in Flandern aus Dreck, Schutt und Schlamm wieder den Kopf gehoben hatte und Feuer gegeben mit dem letzten Mut und der letzten Kraft der Nerven, wie man selbst standgehalten hatte gegen den Sturm nach heulenden Stunden im Trommelfeuer. Aber man war ein anderer Kerl wie der Engländer, wie der Franzose, wie ihre farbigen Brüder, wie dies feige, schuftige Gewimmel, das die Kugeln scheute, von denen zwei Deutsche, zwei wahre Deutsche mit einem Maschinengewehr oft Hunderten Halt geboten. Man war ein anderer Kerl. Man kam drüber weg, dran vorbei. Was, Lange — was, Gillert?! man — Ihr — wir .....

Und selbst, wenn es traf. Wer dachte im Krachen jetzt an das? an dies Letzte? Wenige nur — einige — denen das Herz in der Hose saß .... Denen sie daheim etwas eingeblasen hatten von Freiheit, vom Frieden um jeden Preis, von neuen Ideen — denen sie mit weisen Lehren das Herz aus dem Leibe geredet hatten und den Mut aus der Seele. Aber die andern: So 'rüber und immer grade aus — jawohl. Vielleicht lag da irgendwo der Tod — oder ein Arm — oder ein Bein. Daran dachte man jetzt nicht mehr. Der Kanonendonner hatte es herausgehämmert. Jetzt war Freude im Herzen der Tüchtigen, daß man auch mal mittun konnte, daß man den Schuften, den Wür-

gern an die Gurgel kam, den Schurken, die Weib und Kind verhungern ließen ohne Gnade, die Deutschland morden wollten — unser Deutschland!

Der Zeiger rückte. Die letzten Minen krachten. Leutnant Perl stand schon aufgerichtet, Gillert und Lange sahen über ihre Gruppen. „Gleich — gleich — alles fertig!“ Die Herzen schlugen doch. Nicht vor Furcht — nein, aber ob es glückte! ob man das Loch riß? Wo werden wir in einer Stunde sein? ob drüben an der Waldhöhe oder schon drüber weg oder noch davor? Wo werden wir heut Abend sein? Ob da hinten, wo das Dorf im Tale der Matz liegen soll? wie hieß es doch, was hat der Leutnant gesagt? Ricquebourg? Ressons? — Wie der Nebel steht, dick und düsig — keine 50 Schritt faßt das Auge, trotzdem es fast Tag ist. Wie eine Wand steht er. Da hinein! Ob wir den Weg finden? wie war's doch gleich? erst die Höhe hinan und dann etwas links in ein Trümmerdorf hinein und dann immer das Tal entlang? Wie war's doch gleich? Vorwärts — und immer vorwärts. Und Fiekchen erwartet zuhause und Gillert hat seine Dreie .... letzte Gedanken. Da winkt Leutnant Perl und läuft los, in den Nebel hinein, und Gillert hinterher und Lange und all die andern, und vor ihnen und neben ihnen und hinter ihnen; überall steht's vom Boden auf und stürzt vor, eine rasende Masse. Drüben tacken nun doch Maschinengewehre auf! Über die Köpfe pfeift's und um die Köpfe — egal — man hört's kaum. Vorwärts! Aber in einer Grabenecke preßt sich doch einer in den Grund und drückt sich wie ein Hase in der Ackerfurche — Schuft! —

...... Vier Uhr dreißig. Die 92er-Batterie verlegte ihr Feuer vor. Gerber hielt noch immer die Liste in der Hand. Er ließ seine Granaten vor der Infanterie herlaufen. 2450 — 2500 — 2550 — 2600! Lage um Lage sauste in den Nebel hinein, mit dem jetzt die Sonne kämpfte.

Eppinghaus lag lang ausgestreckt in einer Bodenrinne, einen Fetzen Zeltbahn unter dem Kopf. Er war blaß und schwach, fühlte in seinem Bein, das wie abgestorben war, jeden Pulsschlag. Er hörte die steigende Zahlenreihe Gerbers mit all dem artilleristischen Drum und Dran: er hatte ihr die letzte Genauigkeit gegeben. Nun ging da vorne der Tanz los — der Sturm — das Vorwärts. Ob es die Infanterie wohl schaffte, ob sie durchkam? Das Herz klopfte ihm im Wunsche nach Gelingen. Aber eine verteufelte Aufgabe war es. Er kannte das Gelände da vorn, hatte es hundertmal und mehr mit dem Glase durchforscht, hatte die verdrahteten und gespickten Ränder von Biermont und Manceau gesehen, die steilen, waldgekrönten Höhen von Gury. Da hinüber, da hinauf! Eine verteufelte Aufgabe — und wenn nur noch der fünfte Mann drüben am Leben geblieben war nach der Kanonade — nur der fünfte und der feuerte, dann konnte alles liegen bleiben. Ob sie es schaffte — die Infanterie.

„3200 — 3250 — 3300 — 3350!" Wie die Zeit lief. Jetzt mußten sie vorne schon Manceau hinter sich haben. Jetzt mußten bald die Pferde herankommen und dann protzte die Batterie auf und jagte der Infanterie nach, eilte an die Seite der Begleitbatterien, die gleich mit den ersten Sturmwellen losgebrochen waren. Dann ging es hinein in jenes unbekannte Land des freien Kampfes, hinein in den Angriff, hinein in die Mannestat, heraus aus dem Schema des Stellungskrieges, aus den Formeln und dem Rechnen in Bewegung und Freiheit. Und er mußte liegen bleiben — ihn schaffte man zurück — er lag fest in irgendeinem Lazarett, gebunden, untätig. Wie er sich gesehnt hatte einmal freizukommen von dem Zahlengewirr, einmal wirklich zu fechten, zu kämpfen, nicht nur immer feuernd und befeuert still zu stehen — wie er sich gesehnt hatte! Ein Hoffnungsdom brach zusammen.

Die Sonne warf den Nebel auseinander. Immer noch schlug das Feuer von ein paar feindlichen Batterien in und um die deutschen Stellungen, in und um die deutschen Geschütze. Der Franzose schoß wie mit erblindeten Augen; er konnte die Lage wohl nicht übersehen, wußte nicht, wo seine Infanterie, wo der Angreifer war; — aber er schoß bis zum letzten, ja sein Feuer schwoll hier und da wieder an, legte sich auf die Wege zur Front, seine alten Ziele, die Wege, die die Nachstrebenden durcheilen mußten.

Fünf Uhr fünfzehn. Die Pferde kamen. Die Batterie schwieg. Gerber rief: „Aufprotzen!" Dann trat er zu Eppinghaus und gab ihm die Hand. „Haben Sie Dank — und gute Besserung. Kommen Sie bald ausgeflickt wieder zu uns — irgendwohin, wo es wieder vorwärts geht!" — „Sind Nachrichten von vorn da, Herr Oberleutnant?" — „Diestelhorst ist zurückgekommen; er hat nicht viel sehen können bei dem Nebel vorhin; aber die ersten Gräben sind glatt genommen!" — Das bebrillte Gesicht strahlte: „Herrlich — und ich kann nicht mit!" — „Das nächste Mal, Eppinghaus — und nun: Dank und auf Wiedersehn!" — „Alles Gute da vorn für die Batterie."

Gerber saß im Sattel und winkte noch einmal. Die Batterie rollte an. —

..... Gillert stürzte vorwärts durch den Nebel. Vor sich sah er schattenhaft die Gestalten der vorderen Sturmwellen. Über den ersten deutschen Graben springt er mit einem Satz, eilt durch das zerschnittene, niedergetretene eigene Drahthindernis, findet im feindlichen eine Lücke, durch die er sich durchwinden kann, den anderen nach und wieder andere nach sich ziehend. Rechts sieht er eine feldgraue Gestalt tot über die Pfähle des Verhaus hängen, zur Linken windet sich etwas am Boden, zuckt, stöhnt .... nur nicht sehen, nicht hören — vorwärts. Der vorderste feindliche Graben ist fast eingeebnet, ... umgedreht ist das Erdreich. Ein paar Kappen liegen herum, Fetzen himmelblauen Tuches hier, Waffenteile dort. Mit starren, stumpfen Gesichtern, verwirrt von der Gewalt des

Feuers, stehen einige Franzosen da — die Waffen hat man ihnen zerbrochen — nun läßt man sie allein — man hat niemand zu ihrer Bewachung, vorn ist jeder Mann nötig.

Weiter — weiter. Nur hasten, eilen, damit der Gegner nicht zum Besinnen kommt. Nur vorwärts, damit man die Kugeln nicht merkt, die einen umsausen; ihrer nicht denkt. Gillert weiß nicht mehr, wohin es geht; weiß nicht mehr, wieviel Gräben er schon übersprang, wieviel Hindernisse er durchkletterte. Er sieht aber vor sich den kleinen Leutnant Perl, sieht hinter sich seine Leute. Sonst Nebel, Nebel. Aber die Sonne flimmert schon durch; Hitze drückt schon und Schweiß rinnt.

Plötzlich pfeift es von links her in Gillerts Gruppe, — hageldicht. Und schon stürzt der Wilke neben dem Unteroffizier lautlos zu Boden, schlägt noch einmal mit Armen und muckst sich nicht mehr. Noch zwanzig Schritt geht es vorwärts, dann kommt das Feuer ihnen in den Rücken, es geht nicht mehr, es zwingt sie nieder. Da liegen sie platt gegen den Boden gedrückt, tatenlos fest. Über ihnen pfeift es, haarscharf über ihnen..... Vorsichtig hebt Gillert den Kopf und zählt seine Leute; ja, sie sind da — sieben noch, nur der Wilke fehlt — armer Kerl. Mitten zwischen seinen Kerls liegt auch der Leutnant und winkt: „Ducken!" Da zerreißt die Sonne den Nebel, und mit einem Male kann man um sich sehen, hundert Meter, zweihundert Meter. Und Gillert erkennt die Ecke, wo der Feind sitzt, eine Buschgruppe, in die ein Grabenstück eingeschnitten, halb rückwärts von ihm; drei, vier Maschinengewehre müssen in dem Nest stecken; sie rattern nach allen Seiten; und um die Ecke herum im Halbkreis liegt die eigne Infanterie überall auf der Nase — auch Lange mit seiner Gruppe. Da schreit der Perl plötzlich in das Peitschen des feindlichen Feuers hinein: „Liegen bleiben!", schreit's so laut, daß es jeder hören muß und springt dann auf und stürzt gebückt zurück; um ihn herum zischt Kugel um Kugel. Gillert verfolgt ihn, wie er 50 Meter läuft, sich hinwirft, wieder rennt und sich wieder hinwirft, und denkt jetzt müssen sie ihn treffen, jetzt muß er fallen. Aber er sieht auch die Gruppe, die da am Boden klebt, etwas weiter zurück, um ein dunkles Etwas herum und denkt sich, daß das der leichte Minenwerfer sein wird. Und dann ist der Leutnant da — bei denen — und nun wibbelt und kribbelt es dort — und schon zieht die erste Mine durch die Luft, schlägt dicht neben dem Busch ein. Aber die Maschinengewehre tackten weiter. „Handgranaten los," schreit Gillert, „und wenn die nächste Mine sitzt, dann los!" Aber die nächste sitzt noch nicht — trotzdem stürzt Gillert links seitwärts .... und mit ihm ein paar Brave, kommt zehn Schritt näher heran an das Nest. Wieder kommt eine Mine und wieder eine, immer dicht herum um den Busch, und jedesmal stockt drüben eine Sekunde das Feuer, und jedesmal kommen sie zehn Schritte vor. Aber lange dauert es, unendlich lange; —

Stunden scheinen zu vergehen, und es sind doch nur Minuten. Bis endlich eine Mine mitten hineinschlägt in die Ecke. Da dauert es ein paar Atemzüge länger, bis die Franzosen den Finger wieder im Abzug haben, und schon sind Gillert und drei seiner Gruppe über ihnen mit Handgranaten; von den anderen Seiten stürmen sie auch heran und schießen dazwischen. Überall kommt Bewegung in die Linien; der Leutnant Perl ist auch wieder da und winkt und gibt die Richtung an. Wirklich eine richtige Schützenlinie wird's, die vorwärts, springt, südwärts das Tal entlang. Gillert sieht sie entlang, sieht ein paar Leute von Langes Gruppe, aber ihn nicht. „Wo ist Unteroffizier Lange?" ruft er hinüber. Sie zucken mit den Achseln. Und Gillert denkt an das Fieken, das daheim ihren Ersten erwartet. —

..... Der stürmenden Infanterie waren Pioniere gefolgt. Sie bahnten Wege durch das Gewirr von Gräben und Draht; eine saure Arbeit, denn noch immer streuten die Franzosen mit ihren Batterien das Gebiet ab. Unvollkommene Wege waren es, aber auch die Batterie Gerber gelangte auf ihnen hinüber, vorwärts in das eroberte Gelände; langsam ging es. und die Stunden liefen davon. Kilometerweit war die Infanterie vor, stieg schon den Höhenzug hinauf, der sich beim Park Sechelles quer vor den Angriff legte. Gerber eilte mit seinem Stabe seiner Batterie voran, irgendwo den Abteilungsstab zu finden oder den Infanterie-Kommandeur, an den er Anschluß halten mußte. Eine Aufgabe wollte er haben, mittun, mithelfen wollte er. Er galoppierte an, straffte sich im Sattel, sah auf die Gefangenen herab, die jetzt in Trupps zu 20 und 30 zurückfluteten, rief einem Verwundeten, der zum Verbandplatz humpelte, zu: „Wie steht's denn vorn?" und erhielt die frohe Antwort: „Gut steht's!" Eine Jubelstimmung faßte Gerber, eine Stimmung, wie er sie seit 1915 nicht gekannt hatte, seit den Tagen des Vorbrechens über den Narew. Vorwärts — vorwärts; wie es die Infanterie wieder geschafft hatte! Und dann sah er auch die dichten Trichterlinien um die feindlichen Gräben und war stolz auf die Arbeit seiner Waffe.

„Gerber — Gerber!" Der Ordonnanzoffizier von den 477ern rief ihn an. Er parierte durch. „Hallo, Klugmann — wie geht's?" — „Gut geht's, aber jetzt stoppt's da oben ein bißchen — haben Sie Ihre Batterie ran?" — „Dicht auf!" — „Famos — da können Sie helfen...." und Klugmann wies zu einer Buschgruppe am Secheller Hang: „Bis dahin etwa können Sie vor." Gerber gab einem Unteroffizier die Weisung die Batterie nachzuziehen und sagte dann: „Klugmann, wir kommen! Ich erkunde gleich die Stellung!" Wieder ging's im Galopp südwärts. —

..... Oben auf dem Höhenrand empfing die Infanterie ein Höllenfeuer. Feindliche Schützen und Maschinengewehre lagen irgendwo, unerkennbar, unfaßbar im ersten Augenblick. Auch Artillerie

hatte der Gegner wieder — trotz der vielen eroberten Geschütze, die im genommenen Gelände standen. Der Angriff stockte, lag fest. Unteroffizier Gillerts Gruppe war auf fünf Mann zusammengeschmolzen; es hatte noch manchen Kleinkampf gesetzt auf dem Wege bis zu dieser Höhe. Nun klemmte er sich mit seinen Leuten hinter eine Erdkette, dicht neben ein Maschinengewehr. Er preßte die Zähne zusammen. „Verflucht, hier konnte man nicht vor, wenn nicht Artillerie rankam und half!" Jetzt fing es drüben an sich zu bewegen, zwischen Hecken und Erdschollen schoben sich Menschen hin und her, etwa 400 Meter vor ihnen. Schon tackte das erste, deutsche Maschinengewehr gegen das Ziel. Aber kaum hatte es das Feuer eröffnet, als es auch von drüben losging von drei Stellen zugleich und über sie wegpfiff und in sie hinein. Minuten verstrichen, dann folgten Schrapnells; das deutsche Maschinengewehr schwieg. Drüben huschte es weiter, kroch vorwärts, schob sich heran. Gillerts Blut ging schneller. Er fühlte, irgendetwas kam, stand dicht bevor. —

.... Die Batterie Gerber kam grade noch im richtigen Augenblick. Durch einen Eisenhagel hatte sie sich vorgekämpft. Eine Schrapnellwand hatte die feindliche Artillerie hinter die deutschen Schützen gelegt — durch die mußte sie durch. Und schaffte es, wenn auch nur mit drei Geschützen, bis hinauf auf die Höhe, bis dicht hinter die vorderste Linie, hinein in das feindliche Gewehrstrichfeuer — eine tolle Stellung. Die Geschütze wurden rumgerissen, die Bespannungen jagten zurück. Gerber lachte — schön war das — wie 1914, wie bei den ersten Siegen. Mitten in der Batterie stand er und kommandierte... Da brach es von drüben los! —

Gillert sah es mit einem Male aufstehen, aus dem Boden wachsen, Mann bei Mann — Massen. „Schwarze!" brüllte einer neben ihm wie in Angst — „Schießen" schrie er, sprang selbst auf, lief zum Maschinengewehr, stieß den Richtschützen beiseite, schmiß sich hin — und tack — tack — tack schlug das Eisen in die schwarzen Franzosen.

Und gleichzeitig fuhren die Granaten der 92er dazwischen, sie saßen, sie rissen die Leiber auseinander, die Glieder in Fetzen. Der Tod mähte.

Da stockte der Anprall, stand; die Schwarzen warfen sich auf den deckungslosen Hang. Kugeln, Granaten peitschten sie wieder auf, daß sie zurückfluteten. „Auf!" schrie Gillert, „nach!" — „Auf — marsch — marsch" schrie Perl, der Leutnant. Da erhob sich die ganze Linie: vorwärts, vorwärts.

Allen voran Gillert, der Bauer. „Sieg!" ruft er, „Sieg!" Bis er plötzlich die Arme hochschlägt mitten im Lauf und zusammensinkt. Und über ihn weg stürmen die andern — vorwärts, vorwärts.....



Das letzte Mal an der Front, Juli—August 1918.

Von Oberleutnant a. D. Lothar Freiherrn v. Richthofen, damals Leutnant und Führer der Jagdstaffel Richthofen.

Am 21. April 1918 fiel Manfred.

Zuerst glaubte ich es nicht; die Nachrichten in den Zeitungen waren aber so ausführlich — es mußte wahr sein.

Ich lag im Kieferlazarett in Düsseldorf und hatte meinem Bruder nicht geholfen! Wie oft hatten wir uns gegenseitig das Leben gerettet — bei seinem letzten Fluge hatte ich Manfred im Stich gelassen.

Meine Eltern, alle meine Verwandten und Bekannten bestürmten mich nicht wieder raus zu gehen. Doch meinen Schwur Rache zu nehmen mußte ich erfüllen, koste es was es wolle. Alles hatte sich gegen mich verschworen. Der Kommandierende General der Luftstreitkräfte bot mir im Hauptquartier eine sehr angenehme Adjutantenstelle an. Meine Ärzte wollten mich nicht wieder hinauslassen, sie schrieben mich nicht „K.-V.". Ehe dies bekannt wurde, mußte ich an der Front sein, sonst wurde ich nicht zu meiner Jagdstaffel gelassen. Der normale Weg wieder ins Feld zu kommen dauerte 14 Tage bis 4 Wochen. In wenigen Tagen mußte mein ärztliches Attest bei meinem Ersatztruppenteil in Hannover bekannt sein, dann war es zu spät. Fürchterlich! Ich selbst war mir nicht ganz klar, ob mein rechtes Auge, das bei der letzten Verwundung verletzt worden war, im Luftkampf genügen würde: das konnte kein Mensch beurteilen, das mußte ich selbst an der Front ausprobieren.

Nun kannte ich beim Generalkommando den Herrn, der die Personalien bearbeitete. Also antelephonieren. Erklärte, sei wieder gesund, wollte die Staffel wieder übernehmen. „Machen wir!" war die Antwort. Gleich auf die Bahn gesetzt und ins Hauptquartier gefahren, war eins. Dort meldete ich mich beim Kommandierenden General auf der Durchreise zur Front als vollkommen wieder hergestellt. Diese Lüge war nötig, denn ich wäre sonst im letzten Augenblick noch angehalten worden. In Verviers wurde ich rührend behandelt. Bei Tisch saß ich zwischen General v. Höppner und dem Chef Thomsen. Abends wurde ich im Automobil zur Bahn gebracht; für die damalige Gummiknappheit, etwas Fabelhaftes. Schlafwagen. Nächster Morgen Maubeuge. Dort bei strömendem

Regen Abholung mit Flugzeug: Koffer mit in der Maschine. Nach anderthalb Stunden in Braisne bei Laon gelandet.

Am selben Tage noch einen Frontflug gemacht, in der Hoffnung einen Engländer zu töten. Im neuen Typ, fremdem Flugzeug mit neuen Maschinengewehren und an einer neuen Front, natürlich ohne Karte, war zuviel verlangt. Ich war froh, als ich nach einem Luftkampf, in dem ich weder mit meiner Maschine fertig wurde, noch wußte wo ich war, wieder glücklich auf unserm Flughafen landete. Zu meinem großen Kummer war ein Engländer abgeschossen worden. Es war überhaupt eine glänzende Gelegenheit gewesen, nur war ich meines Auges wegen, das noch sehr störte, nicht ganz im Bilde. Ich hatte kaum Freund von Feind unterscheiden, meine Maschine kaum steuern können, da sämtliche Bedienungshebel verkehrt angebracht waren. Für gewöhnlich nämlich muß man seine Maschine erst vollkommen neu für sich einrichten und des öfteren einfliegen, ebenso seine Maschinengewehre einschießen. Ich war todunglücklich, zweifelte schon an meinem Auge. Meine Eltern waren noch nicht benachrichtigt, daß ich wieder an der Front war. Meinem Vater hatte ich versprechen müssen nur mit gesundem Auge wieder hinauszugehen. Ich mußte erst einen abschießen, um das zu beweisen, machte mich also mit Eifer an meine Maschine.

Einige Tage später hieß es: Heut ist der 500. Abschuß des Jagdgeschwaders Richthofen fällig. Der Geschwaderführer meinte, der stände ihm zu, aber da er am nächsten Tage auf Urlaub fuhr, flog er nicht mehr mit.

Ich freute mich mit meiner Staffel wieder etwas abzuschießen. Leider war sie gar nicht einexerziert, eine Unterstützung also nicht zu erwarten. Aber man sieht ja nicht, wer in der Maschine drinsitzt; so mußten sie eben nur durch ihr Vorhandensein wirken.

In 3000—4000 Meter Höhe an der Front angekommen, sehe ich etwa 100 feindliche Flugzeuge herannahen, die äußerst geschickt zusammenfliegen. Unsichtiges Wetter, dicker Nebel lag in der Luft, so daß man sehr schlecht sah. Ich versuchte nun die letzten der Feinde anzugreifen, um niemand im Rücken zu haben. Am Feinde angelangt, sehe ich mich um, wer nicht hinter mir ist, ist die Staffel. Sie kam wohl hinterher, jedoch zu weit, um sich an dem bevorstehenden Kampfe beteiligen zu können. Also werde ich es ihnen mal vormachen.

Drei einzelne englische Einsitzer fliegen vor mir, über mir. Vor mir, unter mir, ein dickes, eng zusammenfliegendes französisches Doppelsitzergeschwader: etwa 20 Maschinen. Da konnte ich nicht allein hineinstoßen. Ich nahm mir also den Mittelsten der Oberen aufs Korn. Gleich bei den ersten Schüssen muß ich getroffen haben. Die Maschine stürzte und fing sich nach 50 m wieder, aber steuerlos. Für alle Fälle verschoß ich noch meine übrigen Patronen auf den Kerl. Er sollte brennen, tat es aber nicht, weil ich gar keine

Brennmunition bei mir hatte, was ich nicht wußte. Ich beobachtete noch den Aufschlag.

Aber halt, wo bin ich? Orientierung verloren! Nach der Sonne will ich zurückfliegen, da werde ich von oben von einem englischen Einsitzer angegriffen. Von oben ist er schon im Vorteil, außerdem habe ich keine Patronen mehr. Von meiner Staffel nichts zu sehen. Ich muß also auf mich schießen lassen, versuchen kein sicheres Ziel zu bieten, und mich im Kampfe nach unserer Front zu schlängeln, um bei einem Schuß durch den Motor bei uns landen zu können. Nachdem der Engländer etwa hundert Schuß auf mich verfeuert hat, läßt er plötzlich aus unerklärlichen Gründen von mir ab.

Froh den Tommy los zu sein, fliege ich wieder Richtung Heimat.

Noch bin ich nicht an der Front angekommen, da greift mich ein neuer Lord von vorn oben an. Wieder winde ich mich nach allen Richtungen, um ihm nicht ein sicheres Ziel zu bieten. Nachdem ich einige Treffer in die Maschine bekommen, läßt auch dieser mich ungerupft davon. Ich bin nur nach der allgemeinen Himmelsrichtung geflogen, komme aber in die Nähe meines Flughafens.

Dort angekommen, bin ich der Erste zurück. Ganz allmählich erscheint einer nach dem andern. Zum Schluß fehlen noch drei, die nicht mehr vor Dunkelheit eintreffen.

Nun folgt ein böser Abend und eine böse Nacht, in der ich mir dauernd Vorwürfe mache, nicht genug aufgepaßt zu haben. „Wo gehobelt wird, da fallen Späne", tröstet mich einer meiner Kameraden.

Am nächsten Morgen erscheint einer der Vermißten — er hatte sich verflogen. Dann läutet es vom Armeeflugpark an: Da war auch einer der Versprengten gelandet. Zum Schluß fehlt noch einer — der war im Luftkampf leicht am Bein verwundet worden. Beim Heruntergehen muß er kurz über der Erde das Bewußtsein verloren haben, wenigstens hat er sich beim Landen das Genick gebrochen. Schade, das war ein ordentlicher Pilot! Die Besten fallen immer, das ist leider bei der Jagdfliegerei so besonders der Fall.

Am nächsten Tag fuhr der Geschwaderführer auf Urlaub. Von da ab führte ich das Jagdgeschwader bis zu meiner letzten Verwundung. Den 500. Abschuß hatte ich noch vorher zur Strecke gebracht, zehn Minuten später schoß Loewenhardt den 501. ab.

Nun kam der Rückzug von der Marne, der Anfang zu unserm Ende. Die Franzosen griffen mit weit überlegenen Kräften unsere, bei dem Vormarsch abgekämpften Divisionen an.

Kurz vorher war unser mißglückter Angriff bei Reims. Die Franzosen hatten aus beiden vorhergehenden Angriffen etwas gelernt. Erst ließen sie uns auf das schleunigst verlassene Vorgelände trommeln, dann, als wir dies Stück vorrückten, standen wir vor einer ausgezeichneten Stellung, vor unverbrauchten Kräften selbst im Trommelfeuer. So endete unser letzter Angriff bei Reims.

Da griffen die Franzosen an der Marne mit noch nie dagewesener

Heftigkeit an. Unsere Divisionen in Flandern, die dort zu einem neuen Angriff aufgestellt waren, wurden schleunigst gegen die Franzosen geholt. Ein trauriges Bild. Kompagnien in Stärke von fünfzig Mann, geführt von Unteroffizieren. Die letzte Reserve! Keine Bahnlinie war da, den kämpfenden Truppen an der Marne Nachschub zu bringen. Erst Munition, dann Lebensmittel mußten mit Lastautos herangeschafft werden. Die Stellung war gegen einen starken Angriff nicht haltbar. Der ganze Nachschub mußte über den Chemin des Dames gehen, so auch unsere sieben Sachen zur Erkundung eines rückwärtigen Flugplatzes.

Wir kamen in Baracken auf die Pusieux-Ferme bei Laon. An dieser Front schoß ich noch zwei Flugzeuge ab, einen Franzosen und einen Amerikaner.

Mittlerweile war ich bei meiner Ersatzabteilung in der Heimat händeringend gesucht worden. Ein Telegramm nach dem andern wurde nach mir ausgesandt. Der Deserteur war nicht zu finden. Man überlegte, ob Stubenarrest als Strafe genüge. Da stand ich plötzlich mit dem 30. Luftsiege, dem 500. des Jagdgeschwaders, im Heeresbericht. Nie wieder machten mir die Heimatbehörden Schwierigkeiten. Der 30. Luftsieg war auch die erste Nachricht für meinen Vater, daß ich wieder draußen war.

Nun zurück zu meinen letzten Abschüssen bei Laon. Beide machten es mir sehr leicht. Der Amerikaner war ein ganzer Anfänger. Sie flogen zu viert, wir zu dritt. Ich war etwas höher als der Amerikaner. Im Augenblick war ich ran, etwa 50 Schuß und das feindliche Flugzeug stürzte steuerlos ab. Ein Herr, der mit mir flog, meinte, er hätte den Amerikaner auch abschießen wollen. Gerade hätte er ihn als Feind erkannt, als er mich dahinter sah, und schon stürzte der Yankee ab. Schnelle Erfassung der Situation bedeutet eben für den Jagdflieger das Leben. So hatte der Amerikaner wohl überhaupt nichts von mir gemerkt, eigentlich ein schöner Tod.

Der Franzose lebte etwas länger. Der Kerl flog mit sechs andern zusammen und wir zu dritt. Ich war als Erster ran, griff mir den letzten heraus. Er versuchte in seiner Angst sich mir durch Sturz- und Kurvenfliegen zu entziehen. Ich ließ nicht locker und schoß ihn ab. Nicht einen Schuß verfeuerte er dabei auf mich; er kam nicht dazu. Ich flog dabei mit zwei Anfängern, die mich beinahe rammten. Einer davon rammte dann später wirklich jemand, und zwar Loewenhardt. Der andere brachte mir einige Treffer bei, weil ich zwischen ihm und dem Franzosen flog. Er hatte in seiner Aufregung nur den Franzosen, nicht aber mich gesehen.

Für einen erfahrenen Jagdflieger ist es das einfachste nur Einsitzer anzugreifen. Fliegt man geschickt, kommt eben der andere gar nicht zu Schuß. Man sitzt immer hinter dem Feind, der bloß vornheraus schießen kann. Die meisten „Kanonen" haben immer

mehr Einsitzer als Doppelsitzer abgeschossen, nur Manfred und ich nicht. Einen Doppelsitzer anzugreifen ist sehr unangenehm, der schießt nämlich auch hinten heraus, und von da aus greift man immer an. Außerdem schossen die Feinde dabei mit Leuchtmunition, so daß man beim Angriff in die sichtbare Maschinengewehrgarbe des Gegners fliegen mußte. Rechts und links von einem sah man die feindlichen Geschosse sausen. In dieser immerhin aufregenden Lage ruhig bleiben und ruhig zielen konnten die wenigsten. Die es konnten, zogen dennoch Einsitzer vor. Mein Bruder legte schriftlich nieder, man könne Flugzeuge nur von hinten abschießen; das wird von mir bestritten, da ich selbst fünf Engländer von vorn abschoß.

Acht Tage etwa lagen wir auf unserer Pusieux-Ferme. Durch meine letzten Abschüsse hatte ich nun auch einen Franzosen und einen Amerikaner erledigt, während sonst nur Engländer auf meiner Abschußliste stehen. Inzwischen war der Flugbetrieb an unserem Frontabschnitt sehr abgeflaut. Wir meldeten dies, um an eine belebtere Front zu gelangen. Man sagte uns, an der ganzen Front wäre nichts los. Es hieß Jagdgeschwader 1 bezieht Winterquartiere bei der 2. Armee nahe Péronne.

Ich flog als Kommandeur des Jagdgeschwaders hin, um mir die Sache anzusehn. Dort empfing mich der Kommandeur der Flieger der 2. Armee, um mir den Flugplatz anzuweisen, auf den wir übersiedeln sollten. In acht Tagen würden wir dann Holz für unsere Baracken bekommen. Für dieses Jahr sei es mit Flugbetrieb und Offensiven zu Ende, außerdem sei man unterrichtet, daß der Feind abgekämpft wäre. Im ganzen hätte der Gegner noch zehn unverbrauchte Divisionen. Er erzählte mir genau die augenblicklichen Standorte dieser Divisionen. So war anscheinend die Orientierung der höchsten Stellen, wenige Tage vor dem größten feindlichen Angriff dieses Krieges. Der Feind hatte in der versteckten Vorbereitung von Angriffen von uns gelernt.

Zwei Tage darauf werde ich in aller Frühe im Bett angeklingelt, das Geschwader müsse heute noch den neuen Flugplatz bei Péronne beziehen. Das ist ohne Vorbereitung bei dem Drum und Dran einer Staffel nicht möglich. Der neue Flugplatz lag über 60 km ab. Ja es müsse sein, die Engländer hätten die Nacht getrommelt, sie seien seit den Morgenstunden auf dem Abschnitt der ganzen 2. und 3. Armee in unaufhaltsamem Vorrücken. Bis weit hinten in die Etappe hinge der Himmel voller Engländer, die Bomben schmissen und aufklärten. Kein einziges Flugzeug an dem Frontabschnitt sei mehr in Ordnung. Gleich beim Morgengrauen erschienen auf jedem dortigen Flugplatz Engländer, warfen Bomben und schossen mit Maschinengewehren die in den Hallen und draußen stehenden Flugzeuge unbrauchbar. Über unsern Flugplätzen hingen die Engländer, im Falle sich doch noch ein Häschen in die Lüfte wagen könnte, um es dann gleich über dem Platze abzuschießen.

Nette Lage! Den Tag wollte ich gerade nichts unternehmen, weil mir hundeelend zu Mut war. Ich stand nunmehr auf und trommelte meine Staffelführer zusammen. Loewenhardt mußte auf den neuen Platz, um dort alles vorzubereiten. Ich fühlte mich außerstande zu fliegen. Um 2 Uhr nachmittags kam Loewenhardt wieder. Er hatte einen abgeschossen und brauchte neue Patronen, schilderte mir den dortigen Betrieb, wie ich es am Morgen schon erfahren hatte. Um 4[30] Uhr beschlossen wir zu starten, für diesen Mordsbetrieb die Anfänger zu Hause zu lassen.

Am selben Nachmittag, von 5 Uhr ab schoß das Geschwader noch 14 Engländer ab. Udet, Loewenhardt und ich je drei.

Ich flog mit Loewenhardt und den besten Leuten aus unseren beiden Staffeln. Bei meiner Staffel sah es sehr schwach aus. Eigentlich taugte da bloß noch einer was. Bei Loewenhardts Staffel war es ähnlich. Die Besten waren gefallen, der Nachwuchs taugte sehr wenig.

Wir starteten, zu etwa acht Maschinen. Über die Kathedrale von Laon ging es nach Norden über das alte Somme-Schlachtfeld hin. Wir waren nicht frontwärts geflogen, um uns nicht an einem anderen Frontabschnitt in einen Kampf zu verwickeln, wodurch wir von unserer Aufgabe abgelenkt worden wären. Wir kamen somit von hinten auf unsere neue Front zu, und waren noch nicht in Höhe unsrer Flughäfen, als die Luft auch schon von Engländern wimmelte.

Gerade über einem deutschen Flughafen, der sich später als der unsrige herausstellte, stießen wir auf ein englisches Bombengeschwader, welches dort eben seine Eier gelegt hatte. Loewenhardt und ich (die andern hatten das letzte Stück nicht so schnell fliegen können) griffen den Gegner an. Die übrigen kamen erst im Laufe des Kampfes heran. Wir flogen in etwa 4000 m Höhe, 100 m tiefer war eine durchbrochene Wolkenschicht. Als ich nun einen angriff, verschwand die ganze Bande in diesem Wolkenfetzen, das heißt, sie kamen alle Augenblicke wieder zum Vorschein, verschwanden aber kurz darauf unter der altbewährten Tarnkappe. Altbewährt! Wie viele sind mir durch diese Wolkenschichten durch die Lappen gegangen! Ich selbst hatte in entscheidenden Augenblicken nie einen deckenden Wolkenfetzen zu meiner Rettung.

Ich griff also einen an. Hatte mich gerade auf den Lord eingeschossen; bei den nächsten Schüssen mußte der Kerl fallen. Da verschwindet mein Gegner, ein Doppelsitzer, der tüchtig hinten heraus auf mich schießt, in einer Wolkenschicht. Eine Sekunde später ich desgleichen. Scheußliche Lage! Welches Tempo nun einschlagen, um meinen Gegner nicht einfach zu rammen? Fliege ich zu langsam, kann ich von hinten durch eigene Leute gerammt werden; sie müssen inzwischen heran sein. Der Kampf hat begonnen, von allen Seiten übertönt Maschinengewehrfeuer das Geräusch des Motors. Ich wähle also ein Mittelding der Geschwindigkeit, in der

Hoffnung, die andern dächten ebenso. Eine solche Lage ist unangenehmer, als ein offener Luftkampf. Loewenhardt war wenige Meter von mir entfernt auch in der Wolke verschwunden. Der Nebel ist in dieser so dicht, daß man nicht einmal seine ganze Maschine übersieht.

Ein momenthaftes Hellerwerden, und plötzlich aus der Wolke heraus! Der erste Blick: Wo ist Freund und Feind? Das da ist mein Gegner. Der nächste Wolkenfetzen ist diesmal sehr viel weiter entfernt. Vor diesem muß ich den Lord erledigt haben. Durch die letzte Wolke bin ich ein ganzes Stück von ihm getrennt worden, da er natürlich mit äußerster Geschwindigkeit flog. Meine Nähe war ihm wohl unangenehm; wahrscheinlich hatte er schon einige Treffer abbekommen. Nun beginnt die Hetzjagd! Gelingt es ihm den nächsten Wolkenfetzen zu erreichen, so ist er wieder geborgen, wahrscheinlich für immer vor mir gerettet. Dieser Zwischenraum innerhalb der Wolkenballen ist besonders groß. Jetzt oder nie! Ich gebe also dem Motor die äußerste Leistungsfähigkeit, krümme mich ganz in meiner Maschine zusammen und sause hinterher. Jetzt heißt es bis auf 50 m heran und dann Schluß machen. Bei äußerster Beanspruchung meines Motors gelingt es mir Meter auf Meter aufzuholen. Mein Gegner, der inzwischen bemerkte, daß ich die Verfolgung wieder aufgenommen habe, beginnt sofort das Feuer auf mich von neuem zu eröffnen. Rechts und links von mir, an meinem Kopf vorbei, sausen die leuchtenden Geschosse des feindlichen Beobachters. Ohne einen Schuß abzugeben rücke ich ihm mehr und mehr zu Leibe. Unheimlich für ihn, daß ich nicht schoß, denn darin kam meine feste Absicht zum Ausdruck, ihn zu erledigen. Nur auf kurze Entfernung, wie etwa 50 m, kann man sicher treffen. Unheimlich für mich bei der Verfolgung war, daß der Kerl so viel schoß. Oft waren die Geschoßgarben verdammt nah um mich herum. Ich duckte mich noch mehr, um ihm ein möglichst kleines Ziel zu bieten. Jedes der Geschosse, die ich alle fliegen sah, konnte den sicheren Tod bringen. Oft kribbelte es mir in den Fingern, zu früh mit schießen anzufangen, aber die Gefahr, mich zu verschießen, ehe ich dicht am Feinde war, war zu groß. Außerdem wollte ich mit meinen Patronen im Gurt noch andere Engländer erledigen. Also sparen!

Mittlerweile bin ich auf 100 bis 50 m herangekommen. Mein Gegner hat auch nicht einmal Ladehemmung und schießt wie ein Blödsinniger. Flogen mir die Garben zu sehr um den Kopf, gab ich immer einige Schreckschüsse ab. Der Erfolg blieb niemals aus. Jedesmal merkte ich, wie er vor Angst zu zielen vergaß. So, nun war der Augenblick gekommen, nun war ich auf die nötige Entfernung heran. Mit eisiger Ruhe nahm ich ihn aufs Korn, nun ging es um Sein oder Nichtsein, die Treffmöglichkeiten waren für beide dieselben. Es war höchste Zeit. Die rettende Wolke ist schon

in erschreckender Nähe. Ich schieße. Meine Lichtspurmunition sehe ich im Rumpf des feindlichen Flugzeugs verschwinden. Mein Feuer übertönt das des Gegners. Die Wolke rückt immer näher. Jetzt muß er drin verschwinden. Vielleicht fünf Meter sitze ich hinter meinem Gegner. Er muß fallen. Da, ich sehe eine kleine Flamme in der Mitte des Rumpfes, im nächsten Augenblick besteht das feindliche Flugzeug aus einem Feuerballen von etwa fünf Meter Durchmesser. Und ich? Mit knapper Not, kann ich noch gerade mein Flugzeug darüber wegreißen. Um Haaresbreite. Die Berührung mit dem Feuermeer hätte genügt, daß ich genau so zerplatzt wäre.

Wenn ich ein Pferd, das sich in voller Karriere befindet, plötzlich zum Stehen bringe, so grob bildlich war das Hilfsmittel, das ich meiner Maschine geben mußte.

Die Reste meines Engländers flatterten wie irrende Papierfetzen langsam der Erde zu. Wunderbar, daß man in solchen Augenblicken nicht die Spur von Mitleid fühlte; im Gegenteil, man freute sich; vielleicht nicht gerade an dem Anblick, aber manchmal auch das. Man freut sich wohl mehr, durch Erledigung des Gegners der Gefahr entronnen zu sein; denn erst bei völliger Entwaffnung des Feindes ist man seines eigenen Lebens sicher.

Für den Augenblick hatte ich genug. Währenddessen sah ich nach den andern. Loewenhardt war mit seinem Engländer gerade in der Wolke verschwunden. Die übrigen hatten auch keinen erwischt. Keiner hatte mehr recht Lust die Jagd hinter den Kerls fortzusetzen. Sie flogen zu geschickt in den Wolkenschichten. Es gab an dem Tage genug andere, die herumflogen, die machten es uns vielleicht bequemer.

Wir sammelten uns denn und gingen auf Suche. Inzwischen kamen immer dichtere Wolken und eine geschlossene Wolkendecke in etwa 1500 m Höhe. Wir fliegen an der Front auf und ab. Plötzlich sehen wir 5 km hinter unserer Front unsere Flugabwehrgeschütze schießen. Die Sprengpunkte der platzenden Schrapnells sehen wir dicht unter den Wolken. Wir fliegen hin, sehen den Engländer. Wir sind noch nicht auf Schußentfernung heran, da zieht der Lord nach oben in die Wolken und verschwindet darin. Wir bleiben darunter und erwarten, daß der Engländer mal herausstößt, um sich zu orientieren. Er erscheint nicht mehr, flog wahrscheinlich so lange nach der Uhr nach Westen, bis er sich sagte, über eigenem Gebiet und außer Gefahr zu sein.

Plötzlich wird wieder einige Kilometer hinter unserer Front ein einzelner Engländer, ein Einsitzer, diesmal aber in etwa 500 m von unseren Flugabwehrgeschützen beschossen. Das war übrigens der Haupterfolg unserer Abwehrgeschütze, daß sie dem Jagdflieger durch ihre platzenden Schrapnells zeigten, wo sich der Feind befand. Durch die Sprengwölkchen aufmerksam gemacht, eilten wir hinzu; wir befanden uns zwischen dem Engländer und der Front. Er mußte, wollte er nach Hause fliegen, unsern Weg kreuzen.

Loewenhardt und ich fliegen auf ihn zu. Versucht er rechts herum auszureißen, ist er mein Opfer, links herum Loewenhardts. Zuerst hatte Loewenhardt richtig gerechnet. Denn der Lord bog zunächst nach seiner Seite aus, verfolgt von Loewenhardt. Ich paßte nach der andern Seite auf, daß er uns dort nicht entwiche.

Bald sah der Engländer ein, daß da kein Entrinnen sei, und versuchte es nun nach der rechten Seite — dort war ich.

Er hatte eine sehr schnelle Maschine und wollte im Bogen um mich herum nach seiner Front entkommen. Ich hatte den inneren und kürzeren Bogen. Seine Maschine dagegen war in dieser geringen Höhe schneller als die meinige. Ich hatte eine Maschine, deren Motor in geringer Höhe nichts besonderes leistete. Dagegen in größeren Höhen, durch Zugabe von erneutem Gas — eine damals noch neue Erfindung am Vergaser — erheblich mehr leistete. Es war ein richtiges Wettrennen. Ich hatte den kürzeren Weg, er die bessere Maschine.

Trotzdem ich Höhengas einstellte, war der Kerl mindestens ebenso schnell. Um immer größere Geschwindigkeit aus den Maschinen herauszuholen kamen wir stetig tiefer. So, jetzt war ich durch das Abschneiden an ihn heran. In Baumhöhe jagten wir der Front zu.

In dieser Höhe schießt es sich sehr schlecht, da man zuviel mit der Maschine beschäftigt ist und auf jeden höheren Baum und die Propellerböen seines Vordermannes zu sehr aufpassen muß. Die Propellerböe ist dabei das Unangenehmere, da sie immer ganz unerwartet kommt. Jeder Propeller hinterläßt in der Luft einen Wirbel. Ich bin selbst einmal, durch so einen Wirbel, man nennt es bei uns Propellerwind, einige, das heißt reichlich 100 m senkrecht heruntergestürzt. Dasselbe habe ich bei Manfred gesehen. Natürlich war es in größeren Höhen, wo das weiter nichts ausmachte, nur eine sehr große Beanspruchung der Maschine. Anders aber ist es, wenn man höchstens 10 m unter sich hat; man kann dann nur durch rechtzeitiges Bemerken und richtiges Parieren der Böe vielleicht die Maschine vor dem sonst sicheren Zerschmettern retten. Es ist auf alle Fälle sehr ungemütlich, da man sich auch zu genauem Zielen scharf konzentrieren muß.

In etwa 10 m Höhe sause ich also hinter dem Engländer her. Immer kann ich nur einzelne Schüsse abgeben, da ich zu sehr mit anderem beschäftigt bin. Unten sehe ich die verschiedenartigsten Waffen von Truppen, die erstaunt der wilden Jagd nachblicken.

Da jetzt habe ich ihn getroffen. Er schreitet zur Landung — oder ist es bloß eine Finte? Schnell noch ein paar Schüsse darauf gebrannt! Mit dieser wahnsinnigen Fahrt will er anscheinend landen. Er saust wenigstens der Erde zu, ganz als ob er landen wolle, und dann in den Boden. Splitter fliegen nach allen Seiten. Ich muß wieder meine Maschine hochreißen, um nicht von den herum-

stiebenden Stücken getroffen zu werden. Mit knapper Not komme ich noch über den nächsten Baum weg, dann erst bemerke ich, daß ich in eine tiefe Mulde geraten bin. Mühselig, mit kochendem, voll laufendem Motor komme ich ohne die Baumspitzen zu berühren, aus der Mulde heraus. Der Engländer war diesseits erledigt; am Leben wird er nach diesem Aufprall kaum geblieben sein. Ich konnte mich wenigstens nicht mehr um ihn kümmern, denn ich mußte, um meinen Motor zu kühlen, höhere Schichten aufsuchen.

Ich habe auch nie erfahren, was aus Nr. 34 geworden ist. Es waren keine Meldungen in diesen Tagen von vorn zu bekommen, die Telephonleitungen waren sämtlich zerschossen, außerdem war alles ziemlich kopflos, denn es ging zurück, und das war die deutsche Truppe nicht gewöhnt.

Nach dem Abschuß hatte ich für diesen Flug genug. Winkte Loewenhardt zu, er war auch mit einverstanden, wir flogen nach Haus, das heißt auf den neuen Flugplatz, der uns zum Benzinauffüllen und Patronen-Gurten zugewiesen war.

Ich war sehr froh über diesen Flug, passe auf nichts auf, lande zunächst mit Rückenwind, dann auf einem neuem Platz, es ging ausgerechnet noch in dieser Richtung bergab, kurz und gut Entschuldigungen gibt es immer und gibt es noch viel mehr — ich lande mit zuviel Fahrt, komme mit dem Platz nicht ganz aus, rolle noch mit einer Tragfläche gegen ein Zelt, das für meine Maschine bereit stand, mein schöner, roter Vogel nimmt das übel, und die Tragfläche geht entzwei. Meine Freude war zunächst etwas getrübt, als ich nun so neben meiner treuen Maschine stand. Es war zu dumm und ärgerlich, bei diesem Hochbetrieb. Aber man muß nicht undankbar sein, tröstete ich mich.

Wir wurden mit großem Hallo von unsern vorangeschickten Monteuren und der dortigen Jagdstaffel empfangen. Denn sie hatten uns ankommen sehen und mein erster Abschuß war von allen beobachtet worden. Wir beschlossen sofort die Maschinen wieder in Ordnung bringen zu lassen, um gleich starten zu können. Währenddessen tranken wir dort eine Tasse Tee. Die dortige Jagdstaffel 37 unter einem sehr liebenswürdigen Leutnant Meyer hatte den Tag ganz unerwartet auch so einiges erlebt. Man war aber recht guter Stimmung. Wie sollte man auch nicht, denn jedem Jagdflieger mußte ja das Herz im Leibe hüpfen, wenn so viele abschußreife Engländer in der Luft herumschwirren.

Während wir noch beim Tee sitzen, hören wir plötzlich das jedem bekannte Geräusch, wenn Fliegerbomben herunterfallen. Dicht neben uns, in die Nähe unserer Maschinen, fliegen einige Bomben. Von den Engländern ist nichts zu sehen, sie haben ihre Bomben durch die Wolken fallen lassen. Es hält uns nicht länger, wir eilen auf den Flugplatz, noch sind unsere Maschinen nicht alle fertig. Einige davon weisen Löcher auf; da sind Bombensplitter durch-

gegangen. Wir sind reichlich empört über diese Frechheit der Lords. Wessen Maschine fertig ist, der setzt sich rein. Ich muß mir eine borgen. Zuerst habe ich Pech, erwische eine, da leckt der Benzintank gerade im Augenblick des Startens. Schnell auf eine andere und los. Zum ersten Akt komme ich infolgedessen zu spät. Beim Start sehe ich noch einen brennenden Engländer zur Erde stürzen.

Ungefähr an der Front erreiche ich die übrigen. Keiner erkennt mich; ich fliege ja die Maschine eines andern. Ich fliege denn als Leutnant Just mit. Der Flugbetrieb hat schon gegen den Vormittag sehr abgenommen. Vielleicht machen die Engländer auch bloß Vesperpause.

Mit meiner Maschine bin ich übel reingefallen. Zunächst sitze ich viel zu eng darin, alle Steuerhebel sind unbequem erreichbar. Die Verwindung kann ich nicht ganz ausschlagen, da kein Platz in der Maschine, kann infolgedessen auch keine ordentlichen Kurven machen. Mit einem geschickten feindlichen Jagdflieger darf ich mich nicht einlassen.

Wir sind etwa fünf, da werden wir plötzlich aus der Sonne von zehn feindlichen Einsitzern angegriffen. Sie fliegen sehr geschickt zusammen. Ich mache eine große Kurve und bekomme gerade den Letzten zu fassen. Der Kerl macht einen senkrechten Sturzflug, ich hinterher. In dieser Lage treffe ich ihn wohl tödlich, denn er behält bis in den Boden die gleiche Flugrichtung bei.

Nunmehr ist es auch Zeit nach Hause zu fliegen, 60 km bis zur Pusieux-Ferme. Wir zählen die Abschüsse des Geschwaders zusammen, und siehe es sind vierzehn.

Dafür bekamen wir denn auch eine Belobigung vom Kronprinzen für unser tatkräftiges Eingreifen.

Den nächsten Tag schossen Loewenhardt und ich wieder je zwei Engländer ab. Mit Loewenhardt flog es sich zu schön, beinahe wie mit Manfred, wenigstens am ersten damit zu vergleichen. Wir hatten uns in kurzer Zeit sehr gut aufeinander eingestellt und konnten uns glänzend in der Luft verständigen. Ich war selig, seit Manfred wieder jemanden gefunden zu haben, auf den man sich verlassen konnte. Loewenhardt äußerte sich ähnlich über mich.

Meine Doppelsitzer brannten beide. In einem schoß ich beide Insassen tot. Das Flugzeug hatte aber wieder die berühmten Gummizüge und stürzte nicht ab. Diese Gummizüge waren bei den Engländern eine Einrichtung, wodurch die Steuerhebel sich selbständig in ihre Normallage richteten, sobald die Steuer in der Luft losgelassen wurden oder wenn, wie hier, der Führer totgeschossen wurde. Dadurch stürzte das Flugzeug nicht ab, sondern konnte sich noch länger in der Luft halten. Nur der Brandmunition hatte ich es zu verdanken, daß mir dieser Abschuß anerkannt wurde, denn er fing schließlich an zu brennen. Sonst wäre die steuerlose Maschine noch viele Kilometer vom Winde weitergetrieben worden.

Am nächsten Tage fiel Loewenhardt. In dieser Gegend war Manfreds letzter Flugplatz gewesen und ich hatte hier als Beobachter oft meine Bomben auf feindliche Truppenlager geworfen. Loewenhardt hatte sich nun den Tag vorher den Fuß verstaucht. Tags darauf, an seinem Todestag, hatte er nun ein ganz dickes Bein. Ich sagte ihm noch, er solle auf den wohl verdienten Urlaub fahren, denn es war wirklich ein Unsinn, er konnte kaum stehen. Erfolglos. Der Flugbetrieb hatte gegen die ersten Tage schon nachgelassen. Wir starteten gegen 11 Uhr. Den Tag hatten wir auch alle Anfänger mitgenommen, für die es in den ersten Tagen zu gefährlich war. Loewenhardt führte. Wir waren gegen zwölf Flugzeuge, Staffel 10 und 11 zusammen. Wie wir etwa 3—4000 m hoch an der Front waren, sahen wir mehrere feindliche Geschwader, durchschnittlich zwanzig Flugzeuge, sich der Front nähern.

Eins nach dem anderen überschritten sie unsere Front. Mit allem war ich sehr einverstanden. Sie mußten ja sämtlich wieder an uns vorbei, sobald sie nach Hause wollten. Ein Geschwader kam uns besonders günstig. Da hätten wir mit unsern zwölf Maschinen ordentlich drin aufräumen können. Da kam ein einzelner Engländer wenige 100 m unter uns durch. Loewenhardt wollte ihn wohl schnell noch mitnehmen: die übrigen Lords hatten ja noch Zeit. Er stellte seine Maschine rasch auf den Kopf und griff den einzelnen Einsitzer an. Die ganze Anfängerhorde stürzte hinter Loewenhardt her, als ob sie alle den einen Engländer abschießen wollten. Laut schimpfend blieb ich als einziger oben. Allein die feindlichen Geschwader anzugreifen, wäre Wahnsinn gewesen. Also ging ich in langsamem Gleitfluge hinterher und besah mir das Treiben da unten. Das Bild war folgendes: Dicht hinter dem Engländer saß Loewenhardt in seiner knallgelben Maschine. Ich sah sofort, daß da jeder andere überflüssig. Fünf oder vier sahen dies aber nicht, sondern flogen dicht hinter Loewenhardt, um sich anscheinend mit an dem Kampf zu beteiligen. Wie oft konnte man da sagen, daß Einer bloß einen abschießen kann. Nur für den Fall, daß der betreffende Ladehemmung hat und abbiegt, soll eingegriffen werden. Plötzlich sehe ich also, wie der Engländer, eine Rauchfahne hinter sich herziehend, senkrecht abstürzt. Gleichzeitig fast, was ist das! Hinter dem abgeschossenen Engländer fliegt nicht mehr Loewenhardt, sondern ein wildes Durcheinander von Tausenden von Splittern. Ich mache sofort einen senkrechten Sturzflug, um zu sehen, was da eigentlich los ist. Loewenhardt ist gerammt!, wird mir sofort klar. In die Nähe gekommen, sehe ich, wie aus dem Kuddel-Muddel von Splittern ein Fallschirm herausfällt und sich entwickelt. Ich hoffte zuerst es sei Loewenhardt, bei näherer Betrachtung aber hatte der Betreffende Pelzhandschuhe an, es war also nicht Loewenhardt, denn er hatte keine solchen bei diesem Flug mitgenommen. Ich beobachte dann noch, wo der Fallschirm landet und wo die gelbe Maschine hinfällt. Den

nicht abgesprungenen Loewenhardt, dessen Fallschirm sich nicht entwickelt hatte, sehe ich nicht, da ich noch zu weit entfernt bin.

Dann fliegen wir nach Hause, alle sind sehr niedergedrückt. Mit dem Automobil wird gleich nach vorn gefahren, um näheres festzustellen. Sie bringen unverletzt den Herrn wieder, der mit Loewenhardt zusammenstieß, von diesem selbst ist außer der Maschine nichts zu finden. Erst acht Tage später wurde die Leiche von unserer Infanterie geborgen.

Den Nachmittag und den nächsten Tag mußte ich einen rückwärtigen Flughafen aufsuchen; die Engländer rückten Schritt für Schritt weiter vor. Dann flog ich mit Udet. Einmal greifen wir ein größeres, englisches Doppelsitzgeschwader an. Nur er und ich sind die Angreifer. Ich schieße denn auf größere Entfernung, wohl die größte, auf die ich je geschossen habe, auf etwa 200 m, da ich auch keine Lust habe, mich als einziger in das feindliche Geschwader hinein zu begeben. Ich ziele genau, und gebe mir größte Mühe. Zwanzig bis vierzig Maschinengewehre erwidern mein Feuer. Nachdem ich so fast meine ganzen Patronen verschossen habe, merke ich plötzlich, daß mein Gegner eine andere Richtung einschlägt. Dabei fängt er an zu rauchen. Ich mache zunächst Schluß mit Schießen, um ihm auf nähere Entfernung den Rest zu geben. Das Flugzeug macht eine große Kurve, platzt dann plötzlich auseinander und fängt an zu brennen. Der Rumpf trennt sich von den Tragflächen und stürzt wie ein Meteor zur Erde. Die Tragflächen bersten auseinander, schwanken langsam der Erde zu.

Am nächsten Tage beziehen wir den zweiten rückwärtigen Flughafen. Es ist ein altes englisches Truppenlager, lauter Wellblechbaracken nebeneinander aufgereiht in einer Mulde. Alle vier Staffeln des Geschwaders haben darin Platz. Die Engländer waren gezwungen, sie zu bauen, als wir die Siegfriedstellung bezogen, und auf einem Landstrich von manchmal 50 km Tiefe und einigen 100 km Breite nicht einen Stein auf dem andern ließen. In dieser Gegend war ich auf unserm ersten Vormarsch als Dragoner, dann als Beobachter während der Sommeschlacht gewesen. Es waren die schönsten Landstriche, die ich von Frankreich kennen lernte.

Selbigen Tages flog ich noch mit Just, Monicke und Vetter Ulf (Richthofen) los. An der Front in 4000—5000 m angekommen, sehen wir, daß es in allen Richtungen von Engländern wimmelt. Nur waren sie alle noch viel höher. Plötzlich wurden wir von sieben bis acht Sophis Kameles angegriffen. Einen, der besonders frech einen meiner Begleiter angriff, bekam ich zu fassen. Nach kaum zwanzig Schuß fing er an zu brennen und verschwand, bis auf die Erde brennend, in der Tiefe; ebenso bekamen Just und mein Vetter jeder einen zur Strecke. Ich sah das noch, als ich von hinten von einem Kamel angegriffen wurde. Kurz kehrt. Nun entwickelte sich ein längerer Kampf. Ich hatte es mit keinem Anfänger zu tun, das

merkte ich sofort. Außerdem war es ein sogenannter Wimpelmann, d. h. er trug an beiden Tragflächen links und rechts je einen langen Wimpel, meistens in Nationalfarben. Das betreffende Flugzeug war immer das Führerflugzeug. Der Kerl flog außerordentlich geschickt, so daß ich kaum einmal richtig zum Schuß kam. Sobald ich hinter ihm saß und losschießen wollte, machte er kurz kehrt und schoß seinerseits auf mich. Durch diesen Kurvenkampf kamen wir immer tiefer. Dadurch war ich im Vorteil, weil wir ein ganzes Stück diesseits waren. Nur noch 500 m hoch, versuchte er seinen letzten Trick: mir zu entwischen. Er machte einen Sturzflug und tat als ob er landen wolle. In so einem Falle, der gleich der Übergabe anzusehen ist, pflegt man sonst seinen Gegner in Ruhe zu lassen. Ich aber kannte meinen Pappenheimer nur zu gut, denn mir war auf dieselbe Weise schon mal einer entronnen. Ich blieb also immer dicht auf; und richtig, in 10 m Höhe versucht er noch einmal zu entkommen. Die Jagd geht also weiter. Viele Patronen hatte ich nicht mehr, also sparen. Ich gebe immer nur einzelne Schüsse ab mit dem einen Maschinengewehr, was nur noch schießt. Dabei schieße ich ihm, wie er mir später erzählt, dicht am Ohr vorbei, das Visier seines rechten Maschinengewehrs kaput. Darauf landet er denn. Eine Landung inmitten von Löchern und Schützengräben, wie ich sie nicht wieder gesehen habe. Er hat auch viel Glück dabei gehabt. 5 m hinter einem alten Schützengraben steht die Maschine. Wie er mir später erzählte, hätte er dem freiwilligen Tode die Gefangenschaft vorgezogen.

Ich fliege dann gleich nach Hause, setze mich dort ins Auto, um an die Abschußstelle zu fahren. Nach einigem Suchen finde ich ihn und nehme ihn auf unsern Flugplatz mit. Dort saß er drei Stunden, nachdem er sich von seinen Kameraden in England getrennt hatte, bei einer gemütlichen Tasse Tee. Er blieb bis zum nächsten Morgen bei uns; Kapitän Summers, 27 Jahre alt. Er war drüben Geschwaderführer gewesen, hatte auch schon manchen abgeschossen, wieviel verriet er uns nicht. Kurz vor dem Abendessen erlebte er noch seine Maschine, die mittlerweile herangeholt worden war. Er mußte immer in seinen Pelzstiefeln herumlaufen, denn darunter trugen die Engländer nie Schuhe, was in so einem Falle sehr unpraktisch war. Wer weiß, wie lange er gebraucht haben wird, um in dem lederlosen Deutschland wieder zu Schuhen zu kommen. Seine Maschine war ganz neu, den Motor kannten wir noch nicht. Er wurde dann bei uns geflogen, um gleich in die Heimat geschickt zu werden. So konnte die neueste Errungenschaft drüben gleich für uns verwertet werden. Die Maschine wies einige Treffer auf, aber keine gefährlichen. Abends unterhielten wir uns mit dem Lord bei einem Glase Wein. Sehr belustigte uns damals die Antwort auf die Frage, wie lange der Krieg noch dauern würde? — „Nun, bis wir ihn gewonnen haben!" — Abends sollte er eigentlich mit Lastauto nach St. Quentin

geschafft werden. Da tat er mir leid, denn er hätte dann sicher die Nacht im Freien verbringen müssen. Ich schlug ihm vor, mir sein Ehrenwort zu geben, daß er des Nachts keinen Fluchtversuch machen würde. Das tat er denn mit dem Bemerken: bis morgen früh um 9 Uhr. Von da ab wollte er jede Gelegenheit zur Flucht benutzen. Ich schenkte ihm zum Andenken an diesen Tag noch eine Photographie von mir.

In der Wellblechbaracke brachte ich nur noch eine Nacht zu. Morgens beim Aufwachen wurde mir noch klar: heute ist ja der 13., dein Pechtag, an dem du schon zweimal verwundet worden bist. Abergläubisch darf man nicht sein. Ich wollte nun gerade fliegen, mir die letzten Bedenken wegen des 13. zu vertreiben. Einen anderen Tag wäre ich vielleicht gar nicht gestartet, denn ich hatte drei verschiedene, dringende Autofahrten zu erledigen. Aber nein, heute muß der Bann mit dem 13. gebrochen werden. Den Tag flog Just leider nicht mit, weil seine Maschine einen Schaden hatte. Eine Menge Engländer an der Front. Ich greife einen Doppelsitzer an; sehe in meinem Feuer den Beobachter zusammenbrechen, in den nächsten Sekunden muß das Flugzeug fallen. Der Führer scheint auch schon verwundet; da sehe ich mich nach meiner Staffel um, statt dessen verfolgen mich sechs Lords. Schnell lasse ich notgedrungen von meinem Opfer ab, um nun meinerseits auszureißen. Dies gelingt auch ganz gut. Sie lassen denn auch alle von mir ab, nur einer folgt auf mehrere 100 m Zwischenraum. Ich lasse mich zunächst verfolgen, um ihn von den anderen zu trennen und dann mit ihm allein zu tun zu haben. Auf etwa 600 m schießt der Kerl auf mich. Ich fliege ruhig weiter, denn auf die Entfernung kann man ja nicht treffen. Plötzlich ein wahnsinniger Schmerz in meinem rechten Bein. Ich hatte meinen Schuß weg. Der einzige Treffer in der ganzen Maschine. Ich hatte zunächst solche Schmerzen, daß ich unfähig war, mein Steuer zu bedienen. Mein rechtes Bein war aus dem Steuer rausgefallen, ich konnte es nicht bewegen und hielt es mit beiden Händen fest. Nachdem ich einige 1000 m so abgestürzt war, kam die Erde in bedenkliche Nähe. Ich sah nach dem Höhenmesser: nur noch 500 m hoch. Also war es Zeit, meine Maschine wieder in die Hand zu bekommen. Dem Fallschirm traute ich nicht. Auch hatte ich nicht mehr die Kräfte hinauszuspringen. Einen Augenblick schien es, als verließen mich die Kräfte und Sinne. Da nahm ich mein rechtes Bein in beide Hände und stellte es in das Seitensteuer. Nun konnte ich meine Maschine wieder aufrichten und gradaus fliegen. Ich landete, wo ich zufällig war. Erwischte einen Fleck im Trichtergelände der alten Sommeschlacht, wo die Landung möglich war. Durch den Blutverlust war ich so geschwächt, daß ich mich keine Minute länger mehr hätte in der Luft halten können.

Tags zuvor war ein Herr meiner Staffel durch Blutverlust mit einer ganz leichten Verwundung tödlich abgestürzt.

Ein Kerl.

Von Walter Bloem, im Felde Hauptmann d. R. und Bataillons-Kommandeur im Grenadierregiment Nr. 12.

Herren und Kerls... Ich habe gelesen, die deutsche Armee habe aus Herren und Kerls bestanden; zwischen beiden habe eine Kluft geklafft, in der schließlich der Sieg und Deutschlands Zukunft versunken sei.

Wer hat das behauptet? Männer, die dabei gewesen sind? Schwerlich.

Nein — die Herren und die Kerls haben sich ganz ausgezeichnet vertragen — solange es Herren und Kerls vom alten Schlage gewesen sind. Erst als die abgeschossen waren, und die grausige Not unseres Vaterlandes uns zwang, die zusammengeschmolzenen Kompagnien und Batterien mit deutschsprechenden Menschen männlichen Geschlechtes aufzufüllen, die nie so recht gewußt haben, was ein Herr, noch was ein Kerl ist — da ist der zur Attrappe gewordene Riesenbau des deutschen Heeres zusammengebrochen.

Ich will von einem von den Millionen Kerls erzählen — von einem, der ein wirklicher Kerl war. Seine Geschichte ist nicht romantisch und heroisch, aber sie ist wahr.

Willy hieß dieser Kerl, Willy Elberling. Er war in Breslau geboren, hatte in Berlin das Schlächterhandwerk erlernt und bei den zwölften Grenadieren in Frankfurt an der Oder seine Ausbildung zum „Kerl" erhalten — das heißt zu einem Soldaten, zu einem deutschen, zu einem preußischen Soldaten — zu einem von jenen Millionen Kerls, die unter Führung der „Herren" vier Jahre lang dem Ansturm des Erdballs die Spitze geboten haben.

Als ich am zweiten Mobilmachungstage die Ehre hatte, die Führung der zweiten Kompagnie der Zwölfer zu übernehmen, da wurde der Reservist Willy Elberling, den ich nie gesehen hatte, mir vom Feldwebel als geeignet für den Posten eines Kompagnieschlächters vorgestellt. Es war ein stämmiger, untersetzter Bursch mit mächtigen Schultern und einem Auge, dessen grenzenlose schlesische Gutmütigkeit durch einen Schuß weltstädtischer Pfiffigkeit einen höchst angenehmen Beigeschmack bekommen hatte.

In den stolzen Wochen des Siegessturmes der Armee Kluck ist er bei Tag und Nacht für das leibliche Wohl der zweiten Kompagnie

bemüht gewesen. Gedenk' ich des Bildes, das er mir in jenen Wochen bot, dann steht vor mir eine Gestalt in einem von vieler „Blutarbeit" nachgerade fleckig, speckig und dreckig gewordenen Feldwams, die Ärmel aufgekrempelt, die sehnenstarken Arme bis über die Ellenbogen in die Farbe seines Handwerks getaucht und bis zum halben Unterarm in Schweinsgekröse versenkt — schwitzenden Angesichts, oft todmüde von unermüdlichem Schaffen, aber immer vergnügt, immer rastlos tätig, uns zu versorgen... Er war auch unter jener kleinen Schar der Getreuen, die mich in das Bauernwägelchen hoben, das den ersten Feldhauptmann der Königlichen Zweiten, am Tage des Erstarrens der Front, aus dem Feldlazarett im Hinterlande der Aisne zum Verwundetenzuge führte, in dem er heimwärts rollen sollte — zum ersten von vielen Malen.

Dann habe ich diesen Willy erst wiedergesehen, als ich, von einer leichten, am Njemen erwischten Verwundung und einer schweren Herzerkrankung genesen, im Sommer 1916 beim Ersatzbataillon meiner Grenadiere mich kriegsverwendungsfähig gemeldet hatte und auf das Freiwerden einer Bataillonskommandeurstelle wartete. Ich hatte durch den Adjutanten bei den Genesungskompagnien anfragen lassen, ob einer von meiner alten Kompagnie darunter sei, der Lust habe, als mein Bursche wieder mit auszurücken. (Mein Bursche vom Vormarsch war längst gefallen.)

Es klopfte eine schwere Faust an meine Hotelzimmertür im „Prinzen von Preußen" — und auf mein Herein stand im Rahmen — die wohlbekannte Gestalt meines weiland Kompagnieschlächters!

„Grenadier Elberling meldet sich als Bursche zum Herrn Hauptmann kommandiert!"

Die Freude des Wiedersehens kann nur ermessen, wer selber ein „Herr" gewesen ist und solche „Kerls" unter sich gehabt hat, wie diese zwölften Grenadiere . . .

Die stämmige Gestalt war etwas klapprig geworden, das vierkantige Gesicht etwas schmal. Einen schweren Typhus überstanden — jetzt aber wieder tadellos in Knochen —!

Was ich damals nicht gewußt und erst zwei Jahre später durch einen Zufall erfahren habe, ist dies: daß Willy überhaupt nicht kriegs-, sondern nur garnisonverwendungsfähig war. Er hatte sich freiwillig gemeldet aus Heimweh nach seinen Kameraden und aus Anhänglichkeit an den „Herrn" Hauptmann und war nur auf sein dringendes Bitten überhaupt hinausgelassen worden. Und das, obwohl der jüngste Rekrut im Ersatzbataillon wußte, daß unser Regiment da draußen bei einem nahe bevorstehenden gewaltigen Angriff in vorderster Linie stehen würde...

Und auch das habe ich erst viel später erfahren, daß dieser Willy vor seinem Typhus, während des Stellungskampfes an der Aisne, eine Sache gemacht hatte, die ihm auch der Zehnte nicht nachmacht: Eine große Wagenkolonne war von der Front ins

Hintergelände gesandt worden, um Vieh beizutreiben. Rückkehrend wird diese Kolonne in einem Hohlweg von schwerem Artilleriefeuer überschüttet, zwei Pferde eines vor dem Karren der 2./12. hintrottenden Wagens werden von Granatsplittern getötet, versperren den Hohlweg, nageln die rückwärtigen Gespanne an den Ort der gräßlichen Gefahr fest. Willy springt vom Wagen, packt — damals noch im Vollbesitze seiner Enakskräfte — die sterbenden Rösser und bringt es fertig, sie die Böschung des Hohlweges hinanzustemmen — alles inmitten der niederkrachenden französischen Granaten. Der Weg ist frei, die Kolonne trabt an und kann ohne weitere Verluste den Schreckenspaß hinter sich lassen.

Eine Belohnung hatte der Bescheidene nicht bekommen. Ich habe ihn noch nachträglich für diese Sache zum Kreuz eingegeben — das er sich auch später noch mehrfach verdient hat.

Also Willy und ich zogen zusammen gen Westen. — Es ist eine kleine Odyssee geworden, bis wir im Waldlager bei Mangiennes vor Verdun an einem im Schneeschlamm schier versinkenden Februarmorgen unser geliebtes Regiment wieder erreichten.

Welch ein Wiedersehen zwischen den zweiunddreißig noch Übriggebliebenen von den Zweihundertfünfzig des Ausmarsches und ihrem ersten Kompagnieführer! Nun, das alles werde ich vielleicht an anderer Stelle noch einmal erzählen . . . bleiben wir bei Willy.

Er war also nun mein Bursche. Eine Mutter, eine Gattin hätte den Erstling, den Geliebten nicht zärtlicher umsorgen können, als Willys derbe Schlächterfäuste seinen „Herrn". Er wusch meine Wäsche in den Lehmpfützen um unser Waldquartier, er stopfte ganze Wagenladungen prächtigsten Eichenholzes in das glühende Eisenöfchen im Schlafzimmer meiner aus dünnen Tannenbrettern roh zusammengehauenen „Stabsbaracke" — er knöpfte mir abends den Schlafsack um die grauberockten, lederbehosten Knochen, als sei ich ein Püppchen, das in Watte gewickelt werden muß...

Als wir am Morgen des zweiundzwanzigsten Februar zum Sturm wider Verdun ausrückten, war er tief geknickt: ich hatte befohlen, daß er zurückbleiben müsse und erst auf die Nachricht, daß mein Bataillon „eingesetzt" sein würde, mit Verpflegung nachkommen dürfte. Es kamen die fürchterlichen Tage des Angriffs... Das Bataillon stürmte am 23. Februar den Fosseswald und die Chambrettes-Ferme, am folgenden Tage zwei „Vorstellungen" vor dem Fort Douaumont, geriet beim Ansturm auf das Fort selbst in das Flankenfeuer des Chauffourwaldes und des feuerspeienden D o r f e s Douaumont, verlor in diesen zwei Tagen fünfhundert von achthundertfünfzig Mann und mußte sich mit dem Rest am Abend, vierhundert Meter vor den Maschinengewehrstellungen des Dorfrandes, in den fußtief beschneiten, hartgefrorenen Boden eingraben. Am folgenden Morgen erkannte uns die französische Artillerie und hatte in wenigen Minuten das Bataillon bis auf hundertzehn Mann

zusammengeschossen. Die zog ich, nachdem ich zehn Minuten lang inmitten eines Platzregens von Granaten auf den Tod gewartet, nach rechts vorwärts hinter die ansteigende Höhe des Chauffour-Waldes und wurde hier am Nachmittage vom herrlich anstürmenden ersten Bataillon des Schwesterregiments 52 abgelöst.

Das alles hatte ich erlebt — ohne Willy. Von Willy keine Spur. Nur einmal, als wir gerade von prasselnden Maschinengewehrgarben an den schneebedeckten Boden geleimt die Stunde unserer Geburt verfluchten, kam durch das Geprassel von hinten eine Gestalt gesprungen, warf sich neben mir zu Boden und drückte mir eine Feldflasche kalten Kaffees in die Hand. Es war ein mir unbekannter Grenadier, dessen Namen ich mir sagen ließ, aber leider im Wirbel der Ereignisse vergessen habe. Er erklärte, Elberling sei unterwegs, um mich aufzusuchen, und habe ihn beauftragt, auf getrenntem Wege ebenfalls nach mir auszuspähen, um mich inmitten des Grausens der zwanzig Kilometer tief wütenden Schlacht auszuspähen und mir, sollte er mich erreichen, wenigstens zu trinken zu bringen. Der Kaffee war von dicken Eisklumpen durchsetzt, aber er war Himmelsmanna, denn ich hatte seit zwei Tagen weder einen Tropfen zu trinken noch einen Bissen zu essen bekommen.

Nun waren wir also abgelöst und wankten, unsere Verwundeten ohne Ausnahme mit uns schleppend, durch Nacht und Granatengebelfer zum Fosseswalde zurück, wo wir nach dem Befehl des Regiments „Reservestellung beziehen" sollten — wir armseligen, verschmachteten, zu Tode erschöpften Hundertzehn. Im Fosseswalde, den wir zwei Tage früher in herrlichem Ansturm genommen — und der heute nur noch ein unbeschreiblicher Wust von umgestürzten Bäumen, zersplitterten Ästen, Leichen, Leichenfetzen, haustiefen Zweiundvierziger-Trichtern war. In einem solchen Trichter schlug ich mein Stabsquartier auf — und da war auf einmal — Willy.

In meiner Nervosität schnauzte ich ihn fürchterlich an — er habe mich schmählich im Stiche gelassen. Da es stockfinster war, konnte ich sein Gesicht nicht sehen... Plötzlich hörte ich ihn bitterlich schluchzen, und als eine in der Nähe einschlagende Granate sein Gesicht für einen Augenblick erhellte, sah ich die blanken Tränen über sein hageres Gesicht laufen. Ich erkannte sofort mein Unrecht... und andere Burschen bestätigten ihm, daß er mich die ganzen drei Tage und zwei Nächte, hilflos und verzweifelt auf dem Schlachtfeld umherirrend, gesucht, gesucht, gesucht habe, fast ohne sich Rast und Schlaf zu gönnen... Nun, ich habe ihn getröstet.

Aber der arme Junge hat am selben Abend noch einen zweiten Anpfiff besehen.

Ein Granattrichter voll Schneewasser, mit einem toten Franzosen darin, bedarf immerhin einer gewissen Zurichtung, bevor er als Bataillonsstabsquartier mit Telephonzentrale und Schreibstube verwendbar ist. Es gelang mir, einige in der Nähe zwischen Baum-



und Menschentrümmern kampierende Pioniere zur Mitarbeit zu veranlassen, und ich gesellte ihnen noch zwei, von meinen Patrouillen gefangen genommene Siamesen bei. Der Trichter bekam ein Dach aus den herumliegenden entwurzelten und zersplitterten Stämmen. Es wurde mit Astwerk durchflochten, und nach einer halben Stunde konnten wir „einziehen". Da sich das alles bei keiner anderen Beleuchtung als derjenigen der funkelnden Sterne, der platzenden Granaten und der vorn ohne Unterlaß aufsteigenden Signalraketen abspielte, entdeckte ich erst zu spät, daß mit meinen Helfern, den Pionieren, auch meine prächtige braunwollene Schlafdecke abgerückt war. Und da bekam Willy seinen zweiten, diesmal allerdings verdienten Anpfiff, weil er nicht besser aufgepaßt hatte. Wiederum setzte es Tränen — es lagen eben drei furchtbare Schlachttage und -Nächte und der Verlust unzähliger lieber Kameraden hinter uns, da werden auch harte Kriegsknechte nervös. Schluchzend stotterte der Gescholtene: „Herr Hauptmann — ick — ick — wer' schonst 'ne andre besorjen." Alsbald war er verschwunden und kam nach einer Viertelstunde mit einer famosen fast neuen Wolldecke zurück. Die hat zwei Jahre lang bei mir Dienst getan, bis sie in der „Kaiserschlacht" abhanden gekommen ist. Woher er sie hatte? Na, ich habe nicht gefragt. Er hatte sie eben „besorjt".

Ich muß mich nun ein wenig kürzer fassen. Nach drei grausigen Wochen „in der Reservestellung" wurde ich am 10. März durch einen Fernspruch, der mich in einem Unterstande des Hassoule-Waldes erreichte, vom Schlachtfelde weg in den Generalstab des Feldheeres versetzt. Nun kamen 1¾ Jahre voll härtester, aufreibender Arbeit, aber immerhin war es doch eine Art Etappendasein, das meine den Fünfzig sich bedenklich nähernden Knochen nicht ganz so stramm mitnahm als die Schlachten. Willy hatte es nun so gut, wie er es als „g.v.-Mann" verdiente. Er hat mich auf zahllosen hochinteressanten Reisen begleitet — an der Westfront entlang, zur Ostfront, nach Berlin... Als Reisemarschall ist er dringend zu empfehlen. Ich brauchte mich um nichts als um meinen Dienst zu kümmern.

Als Leiter einer nahezu selbständigen Unterformation des Generalstabes hatte ich sieben Offiziere und ein größeres Personal von Schreibern, Hilfsdienstdamen und Ordonnanzen unter mir. Als Bursche des Chefs schwoll Willy ein bischen an. Mir blieb er blindlings treu. Ich wollte ihn zum Unteroffizier eingeben und hätte ihn dann mit Aufsichtspflichten betraut. Aber dann hätte er aufhören müssen, mein Bursche zu sein, und darum bat er mich flehentlich, ich möchte ihn Gefreiten bleiben lassen. — Aber die übrigen Angehörigen der Formation hatten gelegentlich unter Willys gehobenem Selbstbewußtsein — als Inhabers einer Vertrauensstellung beim Chef — zu leiden. Und eines Tages hat sich der Gute sogar soweit vergessen, einem Unteroffizier von der Schreibstube, Studenten der

Philosophie in höheren Semestern, derartig grob zu kommen, daß ich die Sache im Interesse der Disziplin nicht gütlich schlichten, sondern dem Rechte seinen Lauf lassen und blutenden Herzens meinen Willy zu — vierzehn Tagen Arrest eingeben mußte.... Willy war wie vor den Kopf geschlagen. Ich glaube, das vergißt er mir sein Leben lang nicht.... Und ich? Dem alten Brutus kann es nicht anders zu Mute gewesen sein, als er seine Söhne hinrichten ließ...

Immerhin: er hat mich's nicht entgelten lassen. Wenn er auch schwerlich ahnte, wie viel Herzblut mich seine Bestrafung gekostet hatte — das eine hat er sicherlich begriffen, daß ich selber erheblich mitbestraft wurde, weil ich mich zwei Wochen mit einer Aushilfe begnügen mußte. Er hatte mich zu sehr verwöhnt.

Zu Neujahr 1917 meldete ich mich wieder in die Front, und nach etlichem Bitten wurde mir ein dreimonatiges Kommando zu meiner alten 5. Division bewilligt. Willy war damals gesundheitlich in sehr schlechter Verfassung. Die Rückstände seines Typhus machten ihm immer noch hart zu schaffen. Er gehörte von Rechts wegen in ein Heimatsanatorium. Außerdem hatte er sich gelegentlich eines Urlaubs in Berlin verlobt. Ich sagte ihm also:

„Kerlchen, ich gehe wieder raus. Du aber wirst diesmal nicht mitgenommen. Du schaffst es nicht da draußen. Du gehst zurück in die Garnison."

Willy antwortete: „Det jloobt Herr Hauptmann ja woll selbst nich."

Damit war der Fall erledigt, und wir stießen zusammen wieder zu unserm Regiment. Ich wurde zum Kommandeur des zweiten Bataillons ernannt.

Es zuckt mir in den Fingern, all das Erschütternde und Ungeheure zu erzählen, das wir zusammen bei der großen Frühjahrsoffensive erlebt haben. Aber ich darf ja, will ja hier nur von Willy erzählen. Und es dürfen nur die Hauptsachen sein, sonst gibt's ein Buch und keine „Geschichte".

Wir waren in der Nacht vom 20. zum 21. März als Division des zweiten Treffens in die Aufmarschstellung eingerückt. Am folgenden Morgen brach das Unwetter los: die vor uns kämpfenden Badener überrannten die erste und zweite englische Stellung westlich St. Quentin. Wir rückten nach, wurden aber schon am Morgen des zweiten Kampftages zwischen der 28. und der 88. Division in die vorderste Linie eingesetzt und mit dem Feinde handgemein. Unser Schwesterregiment 52, in Verbindung mit unserm ersten Bataillon, stürmte den Holnon-Wald und die dritte englische Stellung. In der Nacht vom 22. zum 23. März lagen wir unmittelbar vor der vierten englischen Linie, die wir am folgenden Morgen stürmen sollten. Im Morgengrauen hat der Engländer seine letzte Linie geräumt. Wir rückten in toller Angriffsstimmung nach, um möglichst zugleich mit den feindlichen Nachhuten die Somme zu überschreiten.

Aber das glückte nicht. Als wir am Hügelrande des Sommetales ankamen, waren die Brücken bereits gesprengt, und der Feind stand drüben, entschlossen, uns den Übergang mit allen Kräften zu wehren.

Befehl an uns: den Übergang um jeden Preis zu erzwingen. Um's kurz zu machen: wir haben ihn erzwungen. Am 24. März morgens halb fünf haben das erste und zweite Bataillon als erste Bataillone der ganzen Armee Hutier den 25 Meter breiten Sommekanal überschritten, obwohl der Feind am jenseitigen Ufer in endloser Schützenlinie aufgebaut stand, alle zwanzig Schritt ein Maschinengewehr. Wie wir das fertig gebracht haben? Mir ist's noch heute ein Rätsel. Aber — wir haben's geschafft. Freilich: es hat gekostet. Sogar im Hindenburgbuch ist diese Waffentat kurz erwähnt.

Und Willy? Also hört zu.

Zunächst galt es für uns, vom hohen Hügelsaum, an dem das Dorf Villecourt sich hinzog, zum anderthalb Kilometer breiten Sumpfgelände des Sommetales hinunter zu gelangen — den kahlen Hang hinab, während drüben der Engländer mit Maschinengewehren stand, bereit, uns einzeln abzuschießen. Da half nichts — wir mußten durch. In rasendem Lauf sprangen wir den Steilhang hinab, und was durchgekommen war, fand sich eine Viertelstunde später in dem sumpfigen, dschungelartig verschlungenen Buschwerk des Talgrundes zusammen. Hier nahm die englische Artillerie sich unser an und beschmiß uns mit einem Schrapnellhagel, wie ich ihn in allen meinen Schlachten doch noch nicht erlebt hatte. Zum Glück konnte der Feind uns nicht mehr sehen, und so sausten die Schrapnells haarscharf über unsere tief ins triefende Moor geduckten Leiber hinweg. Mein Sohn, mit seinen damals neunzehn Jahren auch schon ein alter Kriegsmann mit dem E.K. I., der als mein Ordonnanzoffizier dicht neben mir lag, sah mich von der Seite an: „Vater — so tief hab' ich doch noch nicht in der ... Tinte gesessen ..."

„Wo ist Willy?" fragte ich. Willy war bis zu der Rutschpartie hangabwärts an meiner Seite gewesen.

Walter der Junge wußte auch nicht, wo Willy hingeraten war. Aber ein Mann von der Siebenten, der halbrechts hinter mir lag behauptete, er habe ihn beim Bergabspringen stürzen gesehen.

Stürzen? Nun — hoffentlich nur ein Purzeln . . . oder eine Verwundung — mehr . . . durfte es nicht sein. . . Bei Gott, es wäre schade um ihn. . .

Die Schrapnells orgelten wie toll hart über uns hin. Wir durften kaum die Köpfe heben. Plötzlich kommt von hinten was gesprungen, plumpst hart neben mir an die Erde — ich sehe einen Stahlhelm, darunter eine scheußliche Maske, bestehend aus wild ums Gesicht geknoteten Gazestreifen von Verbandpäckchen, alles von Güssen Bluts durchsickert und verklebt . . . aus der Maske tönen lallende Laute — ich rufe zwischen Jauchzen, Mitleid und Lachreiz:

„Willy — bist du's?!"

Da bricht hinter der Maske ein klägliches Schluchzen los, stammelnde Wortbrocken dazwischen:

„Herr Hauptm ... janze Nase ... kaputjefallen ..."

„Wenn der Kopp man janz is!" tröste ich. „Also, mein Kerlchen, sowie der Englischmann das Schießen aufgibt, läßt du dich zum Verbandplatz bringen, und in drei Tagen bist du daheim bei Brauten. Also freu' dich doch, Junge!"

Schluchzen ... ersticktes Gegurgel ...

„— jeht doch nicht ... wat soll Herr Hauptmann ... anfangen ... ohne mir?!"

Ja, was würde ich anfangen?!

Einstweilen schleppte der Verwundete noch immer meinen schweren Rucksack, meine Wolldecke, die er vor Verdun „besorjt" hatte... Wer würde sie mir nun nachtragen?!

Als die Engländer anfingen sich ein wenig zu beruhigen, traf ich Anstalt zu weiterem Eindringen in das versumpfte, von zahllosen Wasser und Wässerchen durchzogene Somme-Dschungel. Meines guten Willy konnte ich mich nun nicht länger annehmen. Einer meiner Meldeläufer mußte mein Gepäck aufladen. Willy wurde einem Leichtverwundeten anvertraut — aber es kostete ein Donnerwetter, ihn zum Zurückgehen zu bewegen. Mir war erbärmlich zu Mute — wenn man tausend Mann zu führen und für sie zu sorgen hat, braucht man schon wen, der für einen selber sorgt. Wer würde das nun machen?

Und richtig: zwei Stunden später schlug eine Granate in den Stab ein, tötete einen Fahnenjunker und verwundete dreizehn Mann. Da hat der Meldeläufer meine schöne Wolldecke schmählich im Stich gelassen.

In der Nacht erzwangen wir den Sommeübergang — nach unbeschreiblichen Leiden und Schrecknissen. Drüben bauten wir uns als „Brückenkopf" auf, des Gegenstoßes der Engländer gewärtig. Im Morgengrauen sah ich über die kaum anderthalb Fuß breite Brücke, die meine Pioniere über den Kanal gestoßen, eine wohlbekannte Gestalt heranhumpeln — es war Willy. Er hatte sich einen ganz manierlichen Verband um seine zerknautschte Nase legen lassen — und war nicht heimatwärts, nicht zu Brauten gefahren. Er kam in die Schlacht zurück — durch das wütende Sperrfeuer, das der Engländer zwischen uns, die Stürmer, und unsere Reserven legte. Er wollte bei seinem Hauptmann bleiben. Er ist bei ihm geblieben, in den grausigen Stunden, da wir den wütenden Gegenstoß der Engländer abwehrten, bis wir in der Frühe des spät erwachten Märzmorgens zum Sturm antraten und die jenseitigen Höhen nahmen. Droben galt's noch einen weiteren starken Gegenangriff der Engländer zusammenzuschießen. Inzwischen waren die Brücken in unserm Rücken hergestellt, Verstärkungen rückten in hellen Haufen heran,

wir traten, von feindlichen Fliegern aus der Höhe mit Bomben beschmissen, aus den Dickichten und Mauertrümmern von englischen Nachzüglern beknallt, den weiteren Vormarsch an, und da — da hat mich die vierte Feindeskugel erwischt und mir das linke Kniegelenk durchbohrt und den Oberschenkel gespalten.

Willy und Walter der Junge haben mich mit Unterstützung von ein paar Grenadieren auf eine Leiter gelegt und ins Feldlazarett gebracht. Willy ist alsbald auf Grund seines Gesundheitszustandes heimgeschickt worden.

Damit ist meine und Willys Kriegslaufbahn zu Ende gewesen — und damit endet auch meine Geschichte von einem unter Millionen — einem Kerl, der seinem Herrn treu gewesen ist durch hundertfache Todesschrecken hindurch. Romantisch ist sie nicht, die Geschichte, aber sie ist wahr. Und gottlob — sie erzählt ausnahmsweise von einem, der übriggeblieben ist. Er übt in Breslau sein Handwerk aus, das er wie wenige versteht. Und dann und wann werden wir einander im Leben noch einmal begegnen und von den größten Erlebnissen unseres armen Erdendaseins erzählen, als die guten Kameraden, die wir einander in vier schweren Kriegsjahren gewesen sind.

Deutsche Treue, Treue zwischen Herr und Kerl... Diese Treue war's, die uns stark gemacht hat, der Welt das Schauspiel eines Männer-, eines Volkstrotzes zu geben, wie sie es nie zuvor erlebt hat und schwerlich ein zweites Mal erleben wird. Millionen haben diese Treue gehalten, und unter diesen Millionen begehrt kaum einer, ob „Mann" oder „Herr", für sich einen stolzeren Ehrentitel, als daß man von ihm einst sagen möge:

Er war ein Kerl.



Deutsche Asienkämpfer 1918.

Von Generalmajor a. D. Werner v. Frankenberg und Proschlitz, damals Oberst und Kommandeur der Brigade Pascha II (Asienkorps).

Wir genossen in vollen Zügen die Freude des Wiedersehens in der Heimat in den wundervollen Apriltagen des Jahres 1920. Unter uns, rings um den Balkon meiner Wohnung, wiegte sich im lauen Winde das frische, hellgrüne Blättermeer, nur hie und da wie zur Zier unterbrochen von Wipfeln, die mit weißen und rosa Spitzentüchern behangen schienen. Unhörbar wehte der Blütenschnee zur Erde. Ein tiefblauer Himmel, wie er nordischen Tagen so selten geschenkt wird und wie er uns beide so sehr an den Orient erinnerte, wölbte sich über diesem freundlichen Bilde des Friedens. —

Er sah träumerisch in die Ferne. — Etwas blaß und schmal war er noch, mein alter, guter Schulfreund und Kriegskamerad; nur zwei feine schmale Linien zogen sich rot über die weiße Stirn und Schläfe.

Es war auch ein wenig viel gewesen, erst die Ruhr und Malaria in der Fieberebene der Palästinaküste, dann das Geschoß des langen Inders vom Pundjab, das von dem wirren Geröll hoch über Jericho abgeirrt haarscharf die Schläfe gestreift hatte, schließlich der Säbelhieb des australischen Reiters auf dem ermattenden Rückzuge zum Jordan, im weg- und wasserlosen Gebirge, unter erbarmungsloser, tropischer Sonnenglut und zu guter Letzt die lange Gefangenschaft in Ägypten mit ihren seelischen Qualen und den Rückfällen des tropischen Fiebers.

Jahrelang hatten wir an allen europäischen Fronten Seite an Seite gefochten. Dann kam der Tag, an dem Freiwillige für das deutsche Asienkorps aufgerufen wurden.

Wir meldeten uns beide, kannten und liebten wir doch den Orient mit seiner strahlenden Sonne, seiner Farbenpracht und seinem bunten, wechselnden, oft mühseligen und entbehrungsreichen, niemals aber eintönigen oder gleichförmigen Leben.

Er zog hinaus, ich blieb zurück. Der russische Winter hatte meiner Gesundheit schon damals allzusehr zugesetzt.

Heute endlich führte uns der Friede wieder zusammen. — Wir hatten von alter, italienischer Malerei gesprochen. Mein blasser Freund blickte wieder auf das Kunstblatt in seiner Hand.

„Sie haben die Landschaften des Morgenlandes als Hintergrund ihrer Madonnenbilder immer richtig gemalt, die alten Meister des Cinquecento", sagte er sinnend, „gerade so, — ganz genau so sahen die Berge nördlich Jerusalem zwischen Nablus und der Küstenebene aus.

In wunderlichen, abenteuerlichen Formen hat sie einst die Kraft der Erdbeben empor und durcheinander geworfen. Die klaffenden Spalten, die jahrein, jahraus von den stürzenden Fluten der Regenzeit mit reißenden Gebirgsströmen gefüllt werden, sind schmal und tief ausgewaschen. Spurlos versickert die Flut, soweit sie die Ebene und das Meer nicht erreicht, nach wenigen Tagen in unterirdischen Höhlungen, und trocken liegen dann diese Wadis, wie sie der Araber nennt, das ganze übrige, lange Jahr. Hoch auf den höchsten Kegeln kleben wie festumzinnte Raubritterburgen die Dörfer der seßhaften Fellachen. — Ja so sieht das Gebirge Mittelpalästinas aus." —

Er drehte nachdenklich eine Zigarette aus ägyptischem Tabak, den er, weiß Gott wie, mitzubringen verstanden hatte.

„Jetzt sind es gerade etwas über zwei Jahre", sagte er leise, wie in der Erinnerung suchend, „daß wir in diesen Bergen den großangelegten Durchbruchsversuch der Engländer abwiesen.

Heute scheint es mir schier unfaßlich, daß es uns gelang. Drüben die ungeheure Überlegenheit an Zahl und Hilfsmitteln aller Art, auf unserer Seite nur ein trutziges Häuflein todesmutiger Deutscher, eingerahmt von einer, ach nur gar zu dünnen Linie zwar braver aber in zehnjährigen Kämpfen arg mitgenommener Anatolier!"

Er schwieg und blickte der bläulichen Rauchfahne nach, die sich langsam über die Brüstung auf die grüne Flut senkte und zwischen den lichten, fast durchsichtigen Blättern zerflatterte.

Plötzlich flammte ein helles Rot über seine Wangen. Er schlug mit der geballten Faust auf den Tisch: „Ach was", rief er lebhaft, wie in Fortsetzung eines stillen Gedankenganges, „man kann mir sagen, was man will über den Fluch dieses Krieges. Gewaltige Kräfte hat er bewegt und ein deutsches Heldentum erstehen lassen, dessen Glanz einstmals noch zu den Sternen steigen wird, wenn Ihr auch jetzt nichts mehr davon wissen wollt! — Ja sie waren furchtbar, die Tage des Kampfes mit ihren Schrecken und ihrer Not, ihrer erbarmungslosen Grausamkeit, ihren fast unerträglichen Entbehrungen, mit ihrem Meer von Blut und Feuer, dem grinsenden Tod, den bleichen Krankheiten, den zuckenden Wunden!

Aber groß und hinreißend waren sie doch auch!

Tage und Nächte lang hatten wir gerungen, — jetzt vor zwei Jahren —, Blut und Schmutz klebte am Leibe, die Zunge verdorrte im Gaumen, die Ohren sausten vom Krachen schwerer Geschosse und dem Bersten der Felsplatten, vom Zischen der Sprengstücke und dem Prasseln der Steinsplitter, vom Höllenlärm, den das hallende Echo der Bergwände vervielfachte!

Immer näher waren sie herangekommen, Tage und Nächte lang von allen Seiten. Hinter allen Felsblöcken kauerten geduckte, sprungbereite Gestalten.

Weiße, braune, gelbe und schwarze Gesichter lugten durch das Blütenmeer, das in üppigster Fülle und paradiesischer Pracht die Berghalden bedeckte.

Phantastische Turbane schlanker Inder vom Ganges tauchten immer näher auf, wie riesige Schlangenköpfe. Geschmeidig und kraftvoll wie Pantherkatzen kletterten die stämmigen, untersetzten Bergsöhne des Himalaya, die Gurkha's mit dem breiten Kukri-Messer am Gürtel heran. In dichten Wellen, mit der ihnen eigenen stolzen Verachtung jeder Gefahr arbeiteten sich die weißen Tommies vorwärts.

Immer stiller ward es in der dünnen Linie deutscher Männer, die an die Felsspalten geschmiegt im giftigen, gelben Qualm der berstenden Lydditgranaten lagen.

Keiner konnte den anderen sehen, aber jeder wußte es: Rechts und links weicht keiner! Sie sind noch alle da, die treuen deutschen Brüder! Noch hört man den leitenden Zuruf der Führer und sieht sie allein, der Gefahr trotzend, umherkriechen und von Felsstück zu Felsblock laufen. — Ja, sie wichen keinen Zoll. Allesamt sahen sie kaltblütig die Woge heranrollen.

Jeder wußte, was ihm bevorstand, wenn der Anlauf den Wilden gelang. Hin und wieder sah man schon die Messer blinken, zwischen aufgeworfene, schwarzbärtige Lippen geklemmt. So nahe schon war das Gräßliche!"

Er strich sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er die Gedanken beschwichtigen.

Dann fuhr er fort: „Tage und Nächte hatten wir so gerungen, in bleiernem Wachen den Schlaf verscheuchend, auf spitzigem Geröll, in dornigem Gestrüpp, Gewehr und Handgranate allezeit fertig, neben uns die braven Schützen an ihrem Maschinengewehr, dessen heißdampfenden Lauf kein Wasser kühlen konnte, — Tage und Nächte lang und immer in der gleichen, nervenzerreißenden Spannung

Und dann kam die Entscheidung.

Die Sonne sank purpurn in die See, die grauen Schatten der kurzen Dämmerung huschten durch die Tiefe der Wadis und krochen langsam an den Felswänden empor. Aus allen unseren Herzen stieg die atemberaubende, würgende Frage in die brennende Kehle:



Wer hat jetzt den letzten Mut, die höchste Energie, den eisernsten Willen, die größte Treue? —

Da — quillt es hier und da hervor zwischen den starren, grauen Blöcken, Offiziere voran, einzelne nervige Kerle hinterher.

Noch schlägt ihnen kein Feuer entgegen. Wir warten noch, es müssen erst mehr werden. Die todesmutigen Stürmer stutzen. Sie ahnen den unbeugsamen Willen des Gegners, nicht weichen zu wollen. Einzelne fallen, andere suchen Deckung, ein Teil zögert und wendet sich wie ratlos und dann — — dann fluten sie zurück, erst einzeln, — dann mehr, — schließlich Alle, Alle — Braune und Weiße, Gelbe und Schwarze in dichten Klumpen.

Auf den Fersen sitzt ihnen jetzt das Artilleriefeuer aus allen Feuerschlünden deutscher, österreichischer und türkischer Kanoniere!

Die wilde Angst jagt sie verzweifelnd an den steilen Klippen empor! —

Jauchzend erheben sich mit einem Schlage aus allen Spalten und Rissen die deutschen Männer mit den stählernen Nerven, dem unerschütterlichen Vertrauen in ihre Kraft, mit dem Glauben an ihre gerechte Sache und der heißen Liebe für ihr fernes, fernes Vaterland!

Offiziere und Mannschaften, alles Brüder, vom gleichen Geiste beseelt und einer dem anderen vertrauend, Kameraden in Tod und Schrecken, im Kampf und — jetzt im Sieg!

Jubelnd reißen sie die Kolben an die Backe und senden den hastenden, kletternden, stürzenden, wilden Knäueln fliehender Feinde ihre Todesgrüße nach.

Purpurn war die Sonne hinter Jaffa versunken. Schwarz wurden die Wadis und die Höhen verblaßten. Still wurde es allmählich hüben und drüben. Nur das Wimmern Totwunder und das gespenstige Lachen und äffende Kichern der beutewitternden Schakale wehte der Abendwind in der lauen Frühlingsnacht über die phantastischen Zacken und Grate der palästinensischen Berge, über denen die schmale feine Sichel des wachsenden Mondes mit dem funkelnden Abendstern in der offenen Rundung schwebte, gleichwie das heilige Wahrzeichen der Gläubigen dieses Landes und der tapferen anatolischen Söhne der Kalifen, die treu zur Seite der Deutschen den Ansturm der Feinde abgewehrt hatten.

Noch einmal, zweimal versuchten sie in der Nacht wiederzukommen, die gefährlichen Gurkha's — ohne Schuß, ohne Laut. Wie Gewürm krochen sie heran, unheimlich und Katzen gleich, die haarscharfen, blanken Klingen zwischen den Zähnen.

Rechneten sie auf unsere physische Erschöpfung? — Vergeblich auch dieser Versuch! —

Keine Übermacht im offenen Tageskampf, kein Teufelsspuk in pechschwarzer Nacht brachte die deutsche Linie zum Wanken. Fest in unserer Hand blieb der Berg Arara im Frühjahr 1918!" — —

„Warum soll das alles vergessen sein", rief er, sich lebhaft erhebend, „was Deutschlands Söhne in stiller Pflichttreue und entsagungsvoller Hingabe an ihr Vaterland taten?"

Schwer legte er die Hand auf den Kopf meines Ältesten, der zu uns getreten war und mit großen Augen zuhörte: „Junge", sagte er mit verschleierter Stimme, „vergeßt es nicht, Ihr, die Ihr Deutschlands Zukunft tragt, daß Euer Volk so groß und stark war, wie kein Volk der Erde, daß kein Zeitalter der Geschichte je ähnliche Taten gesehen hat!" —

Mein Freund durchmaß mehrmals in eiligen Schritten den engen Raum.

„Ist es nicht wert, sich an solchen Erinnerungen aufzurichten?", fuhr er fort. „Taten erziehen und schon der Wille zur Tat schafft schier Unmögliches! —

Ich habe es mir später vom Fernsprechtrupp am Gefechtsstande unseres Kommandeurs erzählen lassen, wie alles an jenem Abend an einem Haare hing, welche schwerwiegenden Entschlüsse kalten Blutes und sicheren Blicks gefaßt werden mußten.

Von unserer Artillerie, die uns glänzend unterstützt hatte, war fast die gesamte Munition verschossen worden.

Versucht Euch einmal vorzustellen, was es bedeutete, daß alle deutschen und türkischen Artilleriegeschosse von Cosel-Oderhafen in Schlesien abgerollt werden mußten über eine Strecke von 5000 km Eisenbahn!

Dazu kam das Übersetzen in Schiffsgefäßen über den Bosporus und das mehrfache Umladen an den himmelanstrebenden Gebirgen des Taurus und Amanus, im Antilibanon und schließlich an der Grenze Palästinas, wo die Gebirgsbahn sich in verwegenen Kurven zum See Genezareth hinabstürzt, um dann mühselig aus der Jordantiefe zur Ebene Jesreel wieder hinaufzuächzen.

Dabei keine Kohle weit und breit im ganzen Lande, nur Olivenholz und kümmerliche Ölsteine zum Heizen der Maschinenkessel! Und schließlich brachte uns die Munition erst auf allerprimitivsten Behelfswegen der eisenbereifte Lastkraftwagen zur Front!

Nicht besser stand es um den Transport der Geschosse für die österreichischen Gebirgsgeschütze.

Ihr könnt Euch denken, was die Meldung für den Kommandeur bedeutete: Die Artillerie hat sich verschossen! — 2000 bis 3000 Schuß für sämtliche Batterien zusammen war der am Entscheidungsabend vorhandene Rest.

Wenn der Engländer am nächsten Morgen frische Divisionen angesetzt und aus der überlegenen Zahl seiner Rohre wieder seine verschwenderisch verfügbare Munition auf uns hätte niederregen lassen, so hätte es wohl noch für einige Stunden schwächlicher Abwehr gereicht, dann aber wäre unser Schicksal besiegelt gewesen.

Und was tat unser Kommandeur?

Als das erste, fahle Morgenlicht über die Bergkronen hinzitterte, da waren es unsere Batterien, die mit der letzten Munition ihren Eisenhagel auf alle Versammlungsräume und Lager der Engländer spieen, es war unser Führer, der den Reigen eröffnete und die Initiative behielt!

Der Engländer aber schwieg, kein Geschütz antwortete, kein Feind ließ sich sehen. Still blieb es drüben, diesen und die nächsten Tage, bis wir wieder Kraft gesammelt und Munition herangeschafft hatten.

Ja, schon der Wille gebiert die Tat und den Erfolg!

So sind sie ein Wahrzeichen deutscher Kraft und Heldengröße geworden, deutscher Führung und deutschen Willens, jene ungeschlachten, grauen Bergriesen im wilden Gebirge Palästinas, der Arara und der Scheich Subik, an deren Hängen mit ihrer rissigen, geröllbesäten, dünnen Erdkrume der arabische Bauer jetzt wieder seine kärgliche Gerste baut.

Arara und Scheich Subik! Kein Asienkorps-Kämpfer wird Eurer je vergessen!

Möge auch unsere Jugend und Alle, die nach ihr kommen werden, jederzeit ehrfürchtig der Männer gedenken, die dort im fremden Lande dem deutschen Namen Ehre machten!" —

Er setzte sich nieder. Seine Blicke folgten dem grau-blauen Rauch seiner Zigarette, der sich in wunderlichen Formen zusammenballte und wieder auflöste, wie die Fernsichten der grauen Berge dort in weiter Ferne. —

„Es ist leider wenig vom asiatischen Kriegschauplatz daheim allgemein bekannt geworden", warf ich ein.

„Das ist es ja, was mich so schmerzt", erwiderte er, „daß hier kein Mensch zu ahnen scheint oder daß es sogar vielleicht aller Welt herzlich gleichgültig ist, welche Wunder der Technik, welche Taten von antiker Größe, welche gewaltigen, organisatorischen Leistungen dort unten von Deutschen geschaffen wurden. Wie stolz wären andere Völker auf die unvergänglichen Leistungen ihrer Söhne!

Ist es denn nicht etwa eine Leistung, des Rühmens wert, daß es der deutschen Kraft gelang, fast ohne Hilfsmittel der Technik schon im Winter 1914/15 ein Heer durch die 300 km lange Wüstenstrecke der Sinaihalbinsel zum Suezkanal vorzuführen?

Nie hätte der Engländer so etwas auch nur für möglich gehalten.

Nicht einmal die Eingeborenen kannten das Innere des menschenleeren Landes.

Selbst die flüchtigen Beduinen hatten sich fast ausschließlich an die Randstraßen gehalten. Selten nur hatte ein Nomade es gewagt, auf seinem Kamel das Innere zu durchqueren.

Und doch ritten schon im ersten Kriegswinter deutsche Ingenieure, einsam und allein, aber munter und frohgemut, mit der

selbstverständlichsten Sicherheit dort von Wasserstelle zu Wasserstelle und schufen in wenigen Wochen mit einfachsten Mitteln eine Wasserversorgung, die sich als ausreichend erwies für Zehntausende von Menschen und Tieren auf Hin- und Rückmarsch!

In flimmernder Sonnenglut tanzte die heiße, dünne Luft über den grellgelben, öden Sandhügeln. Wie eine blaue Glocke war der wolkenlose Himmel über dieses schweigsame Grab alles Lebens gestülpt.

Da schiebt sich vom Horizont drohend eine dunkle, dicke Wand vorwärts, erst langsam und dann — ist sie plötzlich da! — Die Luft wird dick und ist erfüllt von einem feinen Staubnebel.

Und nun mit einem Male pfeifen die Windstöße und peitschen die Sandkörner hoch, daß sie dem Kamelreiter mit spitzigem Schmerz gegen das Gesicht schlagen. Schwefelgelb ist Alles ringsumher, nicht die Hand vor den Augen ist mehr zu sehen.

Der Sandsturm fegt über die Wüste!" — —

Mein Freund erhob sich. „Laßt uns in's Zimmer gehen. Es ist doch noch verdammt kühl in eurem arktischen Klima", meinte er lachend und fröstelnd.

„Ich wollte es Dir auch schon raten", erwiderte ich, „komm', setze Dich in den alten Ledersessel, der Dich früher so oft aufgenommen hat, wenn wir einstmals bei einer guten Flasche allerlei Fragen des Lebens ernsthaft erörterten."

Er ließ sich mit allen Anzeichen des Behagens nieder und blätterte in einem Prospekt der Daimler-Werke, der auf meinem Tische lag.

„Weißt Du, die Kraftfahrer waren doch ganz besondere Kerle", rief er in ehrlicher Bewunderung aus.

„Wir wissen ja alle, daß es kein Vergnügen war, mit Eisenbereifung und schlechtem Benzol fahren zu müssen.

Was diese Menschen aber im Orient an Nerven und Ausdauer aufgebracht haben, ist ganz erstaunlich.

Man darf nicht vergessen, daß es in ganz Vorderasien nur einige, wenige, verschwindend kurze Strecken fester Straßen gibt.

Während der Regenzeit verwandeln sich Wege und Felder in unergründliche Moräste und in der trockenen Jahreszeit zermahlen die Eisenräder den Boden zu fußtiefem Mehlstaub.

Für unsere Kraftfahrer aber gab es zu keiner Jahreszeit ein Hindernis.

Sie fuhren durch die Wüste der Tschammar-Beduinen ebenso sicher und gut, wie den Euphrat und Tigris hinunter bis Bagdad, über den Libanon und durch die Cilicische Pforte im Taurus, über den Amanus und die Lava-Ebene zwischen Damaskus und Tiberias, von der Grenze zwischen Westarabien und dem heiligen Lande bis fast zum Roten Meer, durch das Land der Kurden und bis tief in

die persischen Grenzgebirge, über die Berge Palästinas und über das Armenisch-Kaukasische Hochplateau.

Sie allein machten den Verpflegungsausgleich für Armee und Bevölkerung im weiten, großen Lande möglich, sie allein versorgten die Truppen an all den lang ausgedehnten Fronten vom Kaukasus bis zum Mittelmeer mit allem Nötigen zum Leben und Kämpfen.

Die Fahrer schützte kein Moskitonetz, wenn sie die Fieberebenen durchzogen; ihrer viele starben hoch oben im Taurus still den Tod treuer Pflichterfüllung.

Es war im übrigen wohl einer der schönsten und am liebevollsten gepflegten deutschen Friedhöfe, der der Kraftfahrer im Taurusgebirge.

Wer sie gesehen hat zwischen Nissibin und Mossul in der einsamen Wüste, wo die räuberischen Nomadenstämme mit der Büchse in der Hand auf sie lauerten, mit kochendem Kühler in erstickender Gluthitze sich den Weg durch das dürre Steppengestrüpp bahnend oder auf engem, steilem Gebirgsweg an schwindelnden Abgründen vorbei mit den schärfsten Kurven sich abfindend oder im pulverisierten mahlenden Staube im palästinensischen Gebirge, der kann nicht anders, als diese Männer bewundern.

Wie hundertfach blieben die Wagen bis an die Achsen im Morast der Regenzeit stecken, rutschten ab, drückten die Ränder der schwachen Straßendecke weg und hingen zwischen Himmel und Erde. Aber niemals verließ die Fahrer der Mut.

Sie kamen alle ans Ziel, in Schnee und Eis, auf dem Hochplateau des Antilibanon bei Rajak ebenso, wie in der höllischen Glut der mesopotamischen Steppe, wo die flimmernde Luft dem geblendeten Auge die Fata Morgana vorgaukelt, wie im stickigen Kalkstaube in Judäa und umwirbelt vom Sandsturm auf pfadlosem Wüstenboden. —

Überhaupt die technischen Formationen! Was haben sie alles vollbracht! —

Wir funkten von Jerusalem nach Nauen bei Berlin, hörten die Gespräche französischer Kreuzer vor Marseille ab und fingen die Nachrichten des Eiffelturms in Paris auf.

Das Brennstoff-Kommando Arabien erschloß die Naphthaquellen und Erdpechlager am Tigris zur Herstellung von Benzin für unsere Kraftwagen und die blauen Jungen unserer damals noch so starken, kampfesfrohen, geachteten und gefürchteten Kriegsmarine steuerten die Scharturs sicher, wie arabische Eingeborene, durch die Strudel und über die Untiefen des Euphrat.

Ein heiliger Stolz schwellt mein Herz, gedenke ich der zahllosen Deutschen, deren überlegene Wissenschaft und gründliches Können, zähe Ausdauer und praktisches Handeln die unsagbaren Schwierigkeiten eines völlig wilden Landes niederzwang.

Unter den Männern der Wissenschaft seien auch die Ärzte nicht vergessen.

Gewiß konnten die Lazaretteinrichtungen nicht so fein, wie in Europa. Die Schwierigkeiten, die sich auftürmten, waren Legion: ein tückisches Klima mit tropischen Krankheiten, verseuchte Gewässer und Fehlen der einfachsten sanitären Einrichtungen im Lande, Mangel an Beleuchtung und geeigneten Räumen, Übelwollen der einheimischen Behörden und Widerstand der Bevölkerung und tausend andere mehr.

Aber alles wurde überwunden. Unmittelbar aus der Kampflinie am Arara holte das Krankenauto die Leidenden und dicht hinter dem Berge unter schattigen Olivenbäumen standen die Zelte des Lazaretts, in denen sogar eine Zahnstation sich befand, wie sie im Frieden den jungen Soldaten in den deutschen Kasernen nicht zur Verfügung stand.

Freilich hat alle ärztliche Kunst und Wissenschaft, alle Fürsorge nicht zu hindern vermocht, daß gar viele der deutschen Kameraden, die in eisenfester Gesundheit hinausgezogen waren, tückischer Krankheit erlagen oder siechen Leibes nach Hause zurückkehrten.

Wer dächte da nicht in erster Linie an Goltz-Pascha, den jugendfrischen Feldmarschall, den in Bagdad der Flecktyphus auf die Totenbahre warf, den Liebling des osmanischen Volkes, dessen Name in der entlegensten Bauernhütte Anatoliens mit Liebe und Ehrfurcht genannt wurde, dessen Bild jeder einfache türkische Mann aus dem Volke kannte, Goltz-Pascha, der einfache und bedürfnislose Soldat, der unermüdlich tätige und pflichttreue Vorgesetzte, der klarblickende Feldherr, der kluge Politiker und der gewinnende Kamerad, dessen frohsinniges und humorvolles Wesen und gütiges Herz auch der anderen Menschen Herzen, groß und klein, alt und jung, im Fluge gewann!

Wollte doch Gott unserem Volke geben, daß es seiner eigenen Männer Gedächtnis auch zu ehren vermöchte, wie die Muhammedaner den Namen des Fremden, der in ihrem Lande wirkte und starb, Goltz-Pascha, den sie alle liebten vom Stillen Ozean bis zum Bosporus und vom Strande des Mittelmeeres bis zu den Bergen des Luristan!

Wahrlich, ein Volk, das seine Besten ehrt, ehrt auch sich selbst!

Was haben sie denn verschuldet, daß man sie heute steinigt? Rangen sie nicht etwa auch mit und unter uns Allen um den gleichen Preis, um die Rettung Deutschlands? — —

Aber die Stimmungen des Volkes sind wie die launischer Kinder. Sie kreuzigen heute, dem sie gestern zugejubelt haben, ohne sich über die Unvernunft solchen Beginnens Rechenschaft abzulegen. Doch ich will mich nicht ereifern! Auch der Tag wird kommen, wo man wieder singen und reden wird von den Taten deutscher Marschälle und Führer!" —

Wir schwiegen und hingen unseren Gedanken nach.

„Wie kam es, daß Du zweimal verwundet wurdest?", fragte mein Junge unseren alten Freund.

„Ja, das war auch ein Tag, den ich in meiner Erinnerung nicht missen möchte", rief er, „als mich der verflixte Pundjab-Rifle ankratzte.

Wir lagen auf der Hochebene am Jordan nördlich Jericho, wir vom Asienkorps und Marburger Reserve-Jäger.

Die Sommersonne hatte das Land ausgedörrt. Die Tageshitze war unerträglich. Wasser gab es nur wenig. Vor uns lagen drei englische Stellungen hintereinander.

Die sollten wir durchbrechen, die Deutschen in der Mitte, türkische Regimenter rechts und links von uns.

So schwer es schien, so sehr die sengende Sonne auf dem schattenlosen Gestein jede körperliche Tätigkeit lähmte, — niemand wollte zurückbleiben.

Es gelang spielend.

Im Umsehen waren die Stellungen überrannt.

Ihr hättet sie sehen sollen, unsere prachtvollen Jungens, wie sie hinwegstürmten über die Hindernisse und Steinwälle!

Wie ein reißender Strom über die Ufer tritt und die Dämme wegreißt, so flutete die Angriffswelle durch die englischen Verhaue, allen voran unser von allen geliebter und verehrter Major Graßmann.

Freilich wendete sich das Blatt sehr bald. Die Türken konnten nicht mit durchhalten und blieben zurück, der Engländer führte auf Kraftwagen seine übermächtigen Reserven gar zu schnell heran. Wir mußten weichen.

Graßmann fiel.

Ein Schrei der Wut und des Schmerzes ging durch unsere Reihen. Wir suchten ihn in Sicherheit zu bringen, der uns stets ein warmherziger, fürsorgender Führer gewesen war. Ein Sanitäter und ich trugen den Todwunden durch das rasende Maschinengewehrfeuer, das uns den Rückweg versperren wollte. Aber es ging über unsere Kraft. Wir betteten ihn im Schutze eines Felsblocks.

Da fühlte auch ich einen heftigen Schlag gegen den Kopf und das sickernde Blut verdunkelte mir den Blick. Der Sanitäter brachte mich zurück

Damals entging ich der Gefangenschaft noch um Haaresbreite und auch — dem Tode. —

Schon nach 14 Tagen konnte ich in das Genesungsheim Posanti nördlich des Taurus abfahren, um dort Schonungsdienst zu tun. Wie hatte sich dort Alles verändert!

Was war in den letzten Jahren dort in unvergleichlichem Wirken deutscher Ingenieurkunst geleistet worden!

Die Eisenbahn über das Taurusgebirge ist eine der kühnsten technischen Leistungen in der Welt auf diesem Gebiete.

Sie durchquert auf schwindelndem Pfade die aus enger Klamm senkrecht zum Himmel sich aufreckenden Felsriesen in zahlreichen Tunnels von vielen Kilometern Länge. Erst im Kriege wurde deren längster und wichtigster durch die Berge geschlagen.

Das märchenhafte Bild muß man, wie ich, in einer Vollmondnacht im Frühjahr oder an einem sonnigen Wintertage unter Eis und Schnee gesehen haben. In Worten läßt sich die unvergleichlich schöne Wildheit des Gebirges nicht schildern, in dem die Natur alle ihre Kraft gesammelt zu haben scheint, um dem Menschenwillen zu trotzen.

Aber sie wurde bezwungen, trotz Mangel an Material und Arbeitskräften, bezwungen von deutschen Ingenieuren.

Wenn jetzt auch Engländer und Franzosen die Früchte deutscher Arbeit genießen und das Werk weiterführen, so bleibt doch in alle Zukunft bestehen, daß Deutsche es waren, die diesen Wunderbau im Kriege schufen.

In meinem Wagen fuhr auch eine Französin aus Beirut, deren Gatten die Mobilmachung zu den Fahnen nach Frankreich gerufen hatte.

Die konnte nicht Worte genug finden des Staunens und Wunderns über die Großartigkeit der genialen Anlage. Die Ausrufe ,verblüffend, herrlich, wunderbar' kehrten immer wieder.

Da lächelte ein deutscher Offizier, der ihr still gegenüber gesessen hatte und sagte mit höflicher Verbeugung:

,Wir armen Teufel, die Boches, haben diese Arbeit gemacht!'

Sie wurde rot und schwieg!

Ja es hat viel verblüffende Arbeit gegeben, die von den Boches gemacht worden ist. Wenn sie es nur selbst wüßten, was sie gekonnt haben, was sie noch heute können und immer können werden, solange ein deutsches Hirn denken und eine deutsche Faust sich recken kann! —" — —

„Und wie war es mit dem Säbelhieb?", forschte mein Junge neugierig weiter.

„Das Kapitel ist traurig", sagt mein Freund ernst.

„Immer größer wurde schließlich Englands Überlegenheit, wie in gleichem Maße schwächer unsere Abwehr. Schiffe von 10000 Tonnen brachten ihnen an einem Tage hart an die Front auf der Reede von Jaffa, was wir in vielen Monaten nicht über die 5000 km lange Eisenbahnstrecke heranschaffen konnten.

Die Wasserleitung von 300—400 km Länge von Ägypten bis an die Palästinafront versorgte die Engländer mit Süßwasser, während auf unserer Seite die brakigen Zisternen und vereinzelten Quellen leer geworden waren.

Schwärme von Fliegern stiegen drüben vom hellen trockenen Seestrande wie Möven auf, denen wir schließlich kaum 20 bis 30 entgegenzusetzen hatten.

In großen Lagern ruhten unter schattigen Olivenhainen die dicken Massen englischer Divisionen drunten in der Ebene im erfrischenden Hauche der Seebrise, während die lose, zum Zerreißen dünne Kette der Verteidiger ohne Ablösung und Ruhe, unter Entbehrungen und Krankheiten, Durst und Ungeziefer erlahmend in Fels- und Erdlöchern sich an ihre Stellungen anklammerte.

So mußte es kommen, wie es kam.

Eines Morgens brach das Ungewitter aus tausend Feuerschlünden über die Türken in der Küstenebene herein, dicht auf folgten der Feuerwalze Massen und abermals Massen englisch-indischen Fußvolkes, in dichten Geschwadern jagte australische Reiterei, wohl an die hundert Schwadronen stark, nordwärts zur Ebene Jesreel und in die Seitentäler des ansteigenden Gebirges nach Osten hinein, um uns den Rückweg zu verlegen und alle Verbindungen abzuschneiden.

Schon nach wenigen Stunden war das türkische Korps rechts von uns vom Erdboden verschwunden. Wir aber wichen und wankten nicht. Vergeblich stürmte der Feind gegen den deutschen Abschnitt. Mit blutigen Köpfen schickten wir sie heim. Dann aber gaben auch die Nachbarn links von uns nach und nun — wurde der Rückzug unvermeidlich.

Die Tage und Nächte, die nun folgten, waren furchtbar in ihrer Qual. Die wahnsinnige Sonnenglut verzehrte die Kräfte um so mehr, als weit und breit kein Wasser mehr aufzutreiben war. Fliegergeschwader warfen unaufhörlich ihre Bomben auf die mühselig dahinkriechende Heeresschlange. Auf halsbrecherischen Saumpfaden mußten wir nachts uns einen Pfad suchen, rings umstellt an allen Gebirgsausgängen und Pässen, wie ein gehetztes Wild.

Manch einen, Offizier und Mann, mußten wir liegen lassen, zusammengebrochen vor Erschöpfung, zu ungewissem Schicksal.

Der hungrige Schakal und der habgierige, blutdürstig-grausame Beduine lauerten schon auf die leichte Beute.

Aber allem zum Trotz ist unsere Truppe als solche doch herausgekommen.

Vergeblich suchte uns australische Reiterei den Übergang über den Jordan zu sperren. Wir schlugen uns durch und überließen nur Schritt für Schritt kämpfend dem Feinde den Boden.

Dort am Jordan-Übergang war es, als ich schon schwimmend das andere Ufer gewonnen hatte, wo mich der Australier über den Schädel hieb.

Als die Besinnung mir wiederkehrte, war es aus mit der Freiheit. Wenige Tage später führte mich der Gefangenenzug nach Kairo.

Die Daransetzung aller Kraft und die Aufrechterhaltung der Disziplin, der eiserne Wille und die Kameradschaft brachten es zu Wege, daß das deutsche Asienkorps immer noch als kampffähige

Truppe aus dem völligen Zusammenbruch in Palästina zurückkehrte, nur von gewaltiger Übermacht erdrückt. Unterordnung unter das Ganze, eiserner Wille, brüderliche Kameradschaft und Hingabe aller Kräfte sind die Eigenschaften, die auch das ganze deutsche Volk herausführen können aus seinem Sturze.

Gott gebe uns allen, die wir doch einer wie der andere, — ganz gleich welchen Stammes, welcher Bildung, welcher Gesellschaftsschicht und welcher politischen Richtung — unser Vaterland mit heißem Herzen lieben, daß wir die Reihen schließen lernen in solcher Selbstzucht, solch brüderlichem Zusammenhalten und solch unbeugsamem Willen, um uns kämpfend durchzuschlagen durch das Heer der Bedrücker und die Not der Zeit auf das rettende Ufer einer besseren Zukunft!

Dazu muß uns ein leuchtendes Vorbild sein und bleiben, was wir vermocht haben in den langen Jahren des ungleichen Kampfes.

Laßt uns also nimmer die Taten vergessen oder gar gering schätzen, die Deutsche getan in Ost und West, in Nord und Süd. Sie mögen uns und den kommenden Geschlechtern immer wieder predigen: „Schon der Wille gebiert die Tat!"

— — — — —

Mein Freund schwieg. —

— — — — —

Lange noch saßen wir still in ernste Gedanken versunken und sahen hinaus in die Frühlingswelt, auf das deutsche Land, das verklärt von hellem Abendrot emporwuchs in frisch ergrünendem Sprießen zu einer, so Gott will, köstlichen Ernte. —

— — — — —



Die Ostafrikaner im Weltkriege 1914—1918.

Von Generalmajor a. D. v. Lettow-Vorbeck,
damals Kommandeur der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika.

In dem großen Geschehen des Weltkrieges nahm der Kolonialkampf eine untergeordnete Stelle ein; verhältnismäßig nebensächlich, klein. Aber doch durfte die Kolonie nicht die Hände in den Schoß legen und zusehen. Es galt, der Heimat Entlastung zu bringen, und wenn es auch nur wenig sein konnte; bei gleichen Kräften bringt das geringste Mehr die Entscheidung. Diesem Hauptziel galt es alle Bestrebungen unterzuordnen, nur dann kam Folgerichtigkeit in das Denken und Klarheit in die Kriegshandlungen. Nur dann war stetige Energie und ein gesunder Schwung der Geister möglich. Im Weltkriege war die Kolonie nicht Selbstzweck.

Abgeschnitten von der Heimat, ganz auf sich selbst gestellt, hat die kleine Schutztruppe von etwas über 2000 schwarzen Soldaten, unterstützt durch eine gleich starke Polizeitruppe, den Kampf aufgenommen. Durch Einziehungen und Einstellung von Rekruten hat sie einen Höchststand von 14000 Soldaten erreicht. Es gelang ihr, nach und nach 300 000 feindliche Soldaten in Ostafrika zu fesseln, die von mehr als 140 Generalen geführt wurden. In dem ungleichen Kampfe war es nicht möglich, das Schutzgebiet dauernd zu halten; nach 3¼ Jahren trat die Truppe, auf 2000 Soldaten zusammengeschmolzen, auf portugiesisches Gebiet über, um bis zum Schluß abwechselnd auf portugiesischem, deutschem und schließlich englischem Gebiet weiter zu fechten. Die Nachricht vom Waffenstillstand traf sie, noch 150 Europäer und 1200 Askari stark, voll gefechtsfähig, gut versorgt und bewaffnet im Felde. Die Beute vom Feinde hatte ihr Waffen, Munition und allen Kriegsbedarf liefern müssen. Damals stand ihr der Feind Hundert gegen Einen gegenüber. Aber die deutsche Schutztruppe wußte, daß sie noch lange würde kämpfen können, sie brauchte und wollte sich nicht ergeben. Erst der Zusammenbruch der Heimat zwang sie, die Waffen niederzulegen.

Ausbildung und Geist der Truppe wuchsen mit dem Fortschritt der Kriegshandlung. Einige Beispiele aus dem ersten Teile des Krieges mögen dies erläutern.

Über ein Jahr schon wurde in Ostafrika gefochten. Alle Versuche des Feindes, in das deutsche Gebiet einzudringen, waren blutig ab-

gewiesen worden, und die kleine Schutztruppe suchte den Feind zu schädigen, wo sie konnte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die 8. Feldkompagnie marschierte am Westhange des Meru-Berges entlang nach Norden. Voran die Spitze, weit ausgeschwärmt, dann die Askari, das Gewehr auf der Schulter, mit dem Kolben nach hinten, wie es in der Schutztruppe von jeher „desturi" (Mode) war. Einzeln gingen sie hinter einander, hoch aufgerichtet, nichts entging ihrem scharfen Auge; dazwischen Träger mit den auseinandergenommenen Maschinengewehren, Munition und Sanitätsmaterial. Vertraulich gesellte sich zu einem der Europäer ein kleiner zwölfjähriger Signalschüler, der mit noch zwei anderen die Blitzverbindung der Kompagnie zu versehen hatte.

„Bana", sagte er, „wenn der Krieg zu Ende ist, dann möchte ich nach Deutschland und Berlin reisen. Dann wird der Kaiser sagen: ‚Guten Tag, mein Sohn', und ich werde ihm vorsignalisieren; und die Kaiserin wird sagen: ‚Guten Tag, mein Kind', und wird mir Kuchen schenken und die Schaufenster zeigen . . . aber sieh hier, Bana, der Draht der Fernleitung ist ja gerissen, das sind Giraffen gewesen mit ihren langen Hälsen. Ich will ihn sogleich ausbessern."

Und schnell flickte der kleine Kerl die Leitung mit Stacheldraht, der der Einzäunung einer nahen Farm entnommen war, ersetzte einige der umgerissenen Pfosten durch abgeschlagene Äste und befestigte an deren Enden Flaschenhälse als Isolatoren.

In heißem Sonnenbrand ging der Marsch nur langsam durch die glitzernde Steppe. An einem kleinen Flüßchen, versteckt im Walde des Meru-Hanges wurde Lager bezogen. Nicht lange dauerte es, da war auch die „Safari" heran. Gut geschlossen marschierte sie; die älteren Träger trugen außer ihrer Last umgehängte Jägerbüchsen Modell 1871. Schnell waren Holzstangen und Pflöcke geschlagen und angespitzt, überall hörte man das Hämmern, das deren Einschlagen in die Erde verursachte, und die Zeltbahnen waren aufgespannt. Wasser und Kochholz wurde geholt, und bald züngelten die Kochfeuer zwischen den Stämmen der Bäume in die Höhe. Ein Pflanzer mit schon angegrautem Haar streckte sich ermüdet auf der Erde aus:

„Hamiß, ist das Essen noch nicht fertig?"

Eilig kam der schwarze Boy zu seinem Herrn:

„Bado (noch nicht), du hast viel Verstand, aber wenig Kraft, weil du ein alter Mann bist," setzte er nicht gerade schmeichelhaft hinzu.

In der Nähe hockte eine Gruppe Askari am Feuer, darunter der Sol (Feldwebel) Pumila, eine hagere, rassige Sudanesen-Erscheinung. Seinen Namen trug er aus Anhänglichkeit an seinen ersten Herrn, den Dr. Bumüller. Später sagte der alte Veteran einmal:



„Wir sehen ja, wenn Ihr einen Engländer tötet, so kommen zwanzig neue wieder, und Ihr Deutschen werdet immer weniger; aber wir sind immer bei Euch gewesen, und wir werden auch weiter für Euch fechten bis zum Ende."

Das war der Geist, der die ganze Kompagnie belebte. Im Frieden war sie sorgfältig ausgebildet, hatte auf 200 m stehend freihändig fast Ring 6 im Durchschnitt geschossen, auch nach heimatlichem Maßstab eine leidliche Leistung.

Man sah den Hauptmann mit einzelnen Gruppen der Askari reden, er kam auch zu Pumila.

„Oberleutnant Naumann ist zur 4. Kompagnie versetzt."

„Das ist ein sehr schlechter Befehl vom Kommando", war die Antwort.

Alle hingen an dem frischen jungen Offizier, der mit den Askari manche schneidige Patrouille zur Uganda-Bahn gegangen war. Bei plötzlichen Zusammenstößen im Busch waren sie ihm stets blind gefolgt. Gemeinsame Gefahren, Entbehrungen und Erfolge hatten Offiziere, Unteroffiziere und Askari zusammengeschweißt. Man hatte einander schätzen gelernt. Die Kompagnie war eine große Familie, auch die Träger rechneten sich dazu. Vor allem die 40 alten Friedensträger. Die hatten Maschinengewehre und Munition schon in manche Feuerlinie gebracht. Sie waren im Feuer erprobt und fürchteten den Feind nicht.

Die Kompagnie blieb längere Zeit in ihrem Lager am Oldonjo Sambu, einem Vorberge des Meru. Die Askari-Frauen wurden von Tabora herangeholt. Da hausten dann die Askari-Familien ganz gemütlich. Aus Baumzweigen und Gras wurden Hütten gebaut, auch Bettstellen und bequeme Sitze gemacht. Kleine Gärten mit Gemüse wurden angelegt. Wie im Frieden stampften die Frauen in großen Holzmörsern das Korn, und der Ton dieser Stampfmörser gab manchem Neuling, der sich im Busch verlaufen hatte, die Richtung des Lagers an. Wenn nicht gerade Dienst oder eine kriegerische Unternehmung stattfand, lebte der Askari als Familienvater mit Weib und Kind, rauchte seinen Tabak, spielte Karten, trank seine Pombe (Negerbier) und freute sich seines Lebens.

Außer der 8. Feldkompagnie gehörte noch die Kompagnie Aruscha zur Abteilung. Etwa 80 Köpfe stark, bestand ihr europäisches Gerippe aus dem Bezirksamtmann von Aruscha als Führer, einigen eingezogenen Beamten und verschiedenen europäischen Siedlern. Schon im Frieden hatten diese sich zu dem Verein der „Meru-Schützen" zusammengeschlossen, unter Leitung des Farmers Thiele — eines alten Unteroffiziers vom Augusta-Regiment — Übungen abgehalten und kameradschaftlichen Soldatengeist gepflegt. Die Farbigen dieser Kompagnie waren die Polizei-Askari des Bezirksamts und schwarze Rekruten, die nach und nach eingestellt waren. Die Aruscha-Kompagnie sicherte hauptsächlich das Magazin in Aruscha

und den Verpflegungsnachschub von dort. Vieh an das Magazin lieferten die umliegenden Farmer und die Massai; Weizen, Kartoffeln, Kaffee die Europäerpflanzungen und die zahllosen sonstigen Getreidearten die Eingeborenen des fruchtbaren Gebietes. Aber auch aus dem Innern, von Kondoa Irangi her, brachten Ochsenwagen und Trägerkarawanen unausgesetzt Verpflegung heran.

Im Norden des Meru und Kilima Njaro, nach der englischen Grenze zu, wo sich die unendlich scheinenden flachen Grassteppen ausdehnen, da umgab ein Gürtel geräumiger Farmen die beiden Berge. Da weideten Tausende von Rindern, Schafen und Ziegen. Die meist auf guten Pferden berittenen Farmer hatten bei Kriegsbeginn eine Kompagnie von 60 Mann gebildet. Ein kühner Beutezug gegen ein englisches Lager hatte die Aufstellung einer zweiten berittenen Kompagnie ermöglicht. Nach und nach wurden diese Kompagnien auf je 100 Reittiere gebracht, und auch Askari wurden in sie eingereiht. So wurde die Umsicht und Zuverlässigkeit der Europäer durch die Findigkeit und die scharfen Sinne der Eingeborenen sehr glücklich ergänzt. Auch einige Vierzig dieser Berittenen gehörten zu der Abteilung von Oldonjo Sambu.

Nach Norden zu lag das Lager am letzten Wasser. Jetzt, zur Trockenzeit, konnte man in der endlosen, feindwärts gelegenen Steppe verdursten.

Der Posten der Kompagnie war auf einen hohen Baum geklettert, sein Blick wurde durch das dürre Buschwerk kaum gehindert. Ab und zu bemerkte er eine wandernde Staubwolke, doch sein scharfes Auge erkannte bald, daß es sich um eine Herde Zebras, Oryxantilopen oder kleine Grant- und Thomsen-Gazellen handelte, die in Unmengen die Gegend belebten. Aber er wußte, daß auch manchmal englische Patrouillen erschienen, die, gestützt auf die Nachrichten der Massai, die Gegend abstreiften. Erst kürzlich war ein an einem Baum auffällig angebrachter Zettel gefunden worden, der den baldigen Einbruch des Feindes mit großer Macht und das Zerschlagen der deutschen Herrschaft mit einem 1000 Tonnen-Hammer ankündigte. Für die Massai, reine Steppenbewohner und Viehzüchter, hatte das wasserarme Land im Norden keine Schrecken. 50 und 80 km in heißem Sonnenbrande legten die sehnigen Kerle an einem Tage mit Leichtigkeit zurück und kannten manches in einem Affenbrotbaum versteckte Wasser. Unsere Patrouillen hatten beobachtet, wie die zum Erkunden entsandten Massai im englischen Lager sehr freundlich aufgenommen wurden. Dort wurde ihnen auch gesagt, was sie den Deutschen berichten sollten. Jetzt hatte man in der Nähe des deutschen Lagers auch unbekannte Eingeborene bemerkt. Es galt aufzupassen.

Ein Europäer kletterte hinauf zum Posten und sah durchs Fernglas. Klar hob sich im Norden, fast zwei Tagemärsche ohne Wasser entfernt, der Gebirgsstock des Longido-Berges schroff in die Höhe,

dahinter der Erok, der Engido, und ganz ganz weit, der Elamabarascha. Da hinten, am Besil-Flüßchen, fünf Tagemärsche entfernt, war seit Langem das Hauptlager der Engländer. Einzelne Abteilungen waren nach Süden vorgeschoben, und lange Zeit hatte man auch am Südhange des Longido, am „Schwarzen Stein", die weißen Zelte in der Sonne leuchten sehen. Dort war das nächste Wasser. Seit einigen Tagen waren die Zelte nicht mehr festzustellen. Auch jetzt war dort nichts zu erkennen; aber ein ganz kleines Staubwölkchen näherte sich von dort her dem Lager, und bald wurde eine Reiterpatrouille erkannt.

Sie ritt allzu harmlos durch die freie Steppe auf unser Lager zu, es mußter. Deutsche sein.

Die Patrouille bestätigte, daß das Wasser am Schwarzen Stein vom Feinde frei war. Sie brachte eine Büchse mit Corned Beef mit und einen Zettel: „Dear Fritz, laß es Dir schmecken gut!" Der Hauptmann erkannte die Wichtigkeit der Meldung. Hatten wir den Schwarzen Stein in der Hand, so war das ein wertvoller Rückhalt für unsere Fernpatrouillen. Sie brauchten dann nicht mehr befürchten, auf den Feind zu stoßen, wenn sie halbverschmachtet nach mehrtägigem Patrouillenritt Wasser schöpfen wollten. Aber der Feind konnte auch eine Falle gestellt haben und in der Nähe des Schwarzen Steins gedeckt im Gebüsch des Berghanges auf der Lauer liegen. Man durfte keine schwache Abteilung entsenden.

Am nächsten Nachmittag rückte die 8. Feldkompagnie, 50 Gewehre stark, begleitet von einigen Berittenen, unter Oberleutnant Bauer ab. Am folgenden Vormittag bezog sie Lager am Schwarzen Stein und entsandte ihre Patrouillen weiter nach Norden. Es war unangenehm, daß die am Berghange angelegten Verschanzungen der Kompagnie überhöht wurden, war aber nicht zu ändern, ohne das Wasser preiszugeben.

Schon den Morgen darauf beobachtete der deutsche Posten, wie sich längs des Berghanges, von Osten her, indische Reiter dem Lager näherten. Mäuschenstill duckt er sich, bis der Feind heran ist, dann schießt er. Der Feind hat einige Verluste. Im Lager wird man aufmerksam, alle Blicke nehmen die Richtung nach den Schüssen.

Da werden auch von der anderen Seite her Staubwolken sichtbar, eine stärkere feindliche Abteilung hat den Berg westlich umritten und nähert sich dem Lager.

Die Kompagnie geht in Stellung. Bei den wenigen Gewehren ist die Besetzung unvollkommen, man liegt mit dem Rücken nach dem Berge. Da, was ist das? Piff, paff, piu, piu schlägt es in die Kompagnie von rückwärts ein, ziemlich zahlreich. Die Schüsse kommen aus den dichten Büschen des Longido-Hanges. Nichts ist zu sehen. Die Lage ist eklig, die Entfernung kaum 80 Schritte.

Der Feind hatte in der Nacht den Longido-Berg auch von Norden überklettert und war so von oben her unbemerkt herangekommen.

Unsere Europäer und Askari deckten sich so gut es ging; Bäume, Büsche und Klippen gab es genug. Der Wunsch lag nahe, den berittenen Feind nicht auch noch zu nahe herankommen zu lassen.

Oberveterinär Dr. Huber hob den Karabiner gegen einen indischen Reiter auf 300 m.

„Bana, in der 8. Kompagnie ist es nicht Mode, einen unsicheren Schuß abzugeben; warte bis der Feind näher heran ist!", hörte er da seinen Nachbar ermahnen.

Erst auf ganz nahe Entfernung schossen die Askari, ganz ruhig, nur wenn sie ein gutes Ziel hatten. Kaum 30 Patronen im Durchschnitt — und dazu das konzentrische Feuer des Feindes. Aber unsere Leute blieben ruhig und hielten fest, nur ab und zu fiel ein Schuß.

Umso lebhafter schoß der Feind dahin, woher die Schüsse kamen. So kam es, daß unbeabsichtigt der Feind vom Berghang auf seinen Freund in der Ebene schoß und umgekehrt. Auch Maschinengewehrfeuer erhielten die Inder in der Ebene, und das Feuer wurde immer stärker.

Da gab der englische Oberst Jolly das Unternehmen auf, zog seine indischen Lancers zurück und baute ab, ziemlich schnell. Eine deutsche Patrouille verfolgte, so gut es ging.

Nun machte unsere Kompagnie Front nach dem Berge. Das wohlgezielte Feuer wurde auch dort dem Feinde zu viel, und auch er riß aus. Bei uns waren 2 Askaris gefallen und Wenige verwundet, unter ihnen Dr. Huber schwer; über 40 gefallene Feinde wurden beerdigt. Gern ließ sich der Kommandeur belehren, daß man den Askari ausschließlich zum ganz ruhigen Schießen erziehen soll; der Beweis war schlagend gewesen. Wertvoller noch als die Beute an Waffen und Munition war die Steigerung an Selbstvertrauen und an kriegerischem Stolz, die der Kompagnie dieses Gefecht einbrachte.

Nicht immer verliefen diese Grenzscharmützel so glatt.

Die Patrouille des Oberleutnants von Schroetter war zwischen den englischen Beobachtungen hindurch fünf Tagemärsche weit in die Steppe gelangt, bis hinter das feindliche Besil-Lager. Die 14 Maultiere wurden in einer mit Busch bewachsenen Schlucht versteckt, und die abgesessenen Reiter schlichen sich auf 30 Schritt an die feindliche Fahrstraße, versteckten sich im hohen Grase und warteten ab, ob auf der Straße Verkehr stattfinden würde. Einige kleine Abteilungen wurden vorbeigelassen.

Da wurde beobachtet, daß eine Abteilung, mindestens eine Kompagnie, aus dem Lager ausrückte und Richtung auf unsere Patrouille nahm. Nichts rührte sich. Ein Teil des Feindes ging vorbei, ein Teil aber stieß unmittelbar auf die Unseren. Da, auf drei Schritte, wurden diese bemerkt.

Der Schrei, den der Inder ausstieß, zeigte solches Entsetzen, wie ihn Schroetter nie gehört. Im nächsten Moment waren 9 Inder gefallen.

Die Lage der Unseren aber wurde bald kritisch. Es zeigte sich, daß sie auch auf der anderen Seite umstellt waren. Man beobachtete, daß die meisten Maultiere fielen, der Rest wild wurde und sich durch den Wach-Askari nicht halten ließ. So mußte sich die Patrouille durchschlagen und nun zu Fuß, ohne Verpflegung und ohne jede Ausrüstung, den Rückweg antreten. Das war nicht leicht. In der offenen Steppe war man von den Bergen aus weit zu sehen, und der Feind hatte Pferde. Ein großer Umweg war unvermeidlich. In einem Massai-Kraal erhielt die Patrouille Milch und schlachtete eine Ziege; den Requisitionsschein ließ der Massai, wie ihm geheißen, im englischen Besil-Lager einlösen.

Beim Weitermarsch wurden Hunger und Durst unerträglich, und trotz des Wildreichtums wollte kein Stück zum Schuß kommen. Endlich gelang es, einen Elefanten zu strecken; da konnte sich jeder satt essen, aber doch für den Weitermarsch nur wenig mitnehmen.

Länger als fünf Tage dauerte der Rückmarsch, jeder war aufs Äußerste erschöpft. Der Führer meldete sich dann beim Kommandeur auf Bahnhof Moschi, dem Endpunkt der Tanga-Bahn. Er aß von 7—10 Uhr und hatte anschließend nur den einen Wunsch, noch einmal tüchtig zu essen. Er erhielt, soviel er wollte.

Am nächsten Tage trat er einen 14tägigen Erholungsurlaub an. Um 5 Uhr bestieg er den Zug nach gründlichem Frühstück, einen Korb mit Verpflegung erhielt er mit auf die Reise. Nach einer halben Stunde, auf Station Kahe an der Pangani-Brücke, brachte ihm die Frau des Wachhabenden, eines Pflanzers der Umgegend, Kaffee, Brot, Butter und Eier. Nach einer weiteren halben Stunde das Gleiche auf Station Lembeni. Dann, auf Station Same, sorgte der Führer des dortigen Rekrutendepots, der alte Schutztruppenfeldwebel Reinhardt, in gleicher Weise für ihn. In Makanja waren Schokolade und prachtvolle Früchte bereit, und in Buiko ließ Betriebsdirektor Kühlwein ein Mittagessen herantragen. Schon nach einer halben Stunde ein zweites Mittagessen in Mombo, und auch dieses war gerade fertig, sobald der Zug einlief. Da merkte unser Patrouillenmann doch Verrat und drahtete zurück: „Bitte nichts weiter bestellen, ich kann nicht mehr!"

Alle hatten Spaß an der Verschwörung gehabt und waren gern bereit gewesen, das Ihrige für einen abgehetzten Patrouillenmann zu tun. So ergänzten sich Truppe und Hinterland gegenseitig!

Durch diesen Kleinkrieg wuchs die Truppe mehr und mehr in ihre Aufgabe hinein. Führer traten hervor, Unternehmungslust und Gefechtsausbildung stiegen immer höher, und bis zum letzten Askari beseelte alle ein unbändiger soldatischer Stolz. Als der Feind dann mit großen Massen, uns gewaltig überlegen, erschien, da fand er

einen ebenbürtigen Gegner vor. Auch wir da draußen haben viel erlebt, was erhebend und auf seine Art groß war.

— — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Jahre später. Vor den übermächtigen Verstärkungen des Feindes war unsere kleine Truppe in zähem Ringen nach Süden ausgewichen. Verschiedene Teile waren abgesprengt worden und hatten sich ergeben. Aber unerschüttert standen die beiden Hauptgruppen im Felde: Die eine bei Mahenge und die andere in der Südostecke des Schutzgebietes, im Bezirk Lindi. Seit Oktober 1917 bestand zwischen beiden keine Verbindung mehr. Von Kilwa im Norden, von Lindi im Osten und von Tunduru im Westen her wurde die Lindi-Gruppe hart bedrängt; auch im Süden, längs des Rovuma-Flusses, hatte sich stärkerer Feind zur Absperrung zusammengezogen. In einzelnen wuchtigen Schlägen erlitten die feindlichen Kolonnen schwere Verluste; noch im Oktober war in viertägigem Kampf bei Mahiva eine den Unseren um das Vierfache überlegene Division schwer aeschlagen worden. Aber immer neue Truppen führte der Feind heran, unausgesetzt erkundeten seine Flieger. Für einen Gefechtstag führte jedes seiner zahlreichen Geschütze 200 Schuß; soviel wie wir in unseren gesamten Beständen hatten. Schlimm sah es mit unseren Patronen aus: noch 20 Schuß für das moderne Gewehr! Alles, was von alter rauchstarker Munition noch aufgetrieben werden konnte, wurde zusammengekratzt; aber es fehlte an passenden Gewehren. So konnte immer nur der dritte Teil einer Kompagnie fechten; mit seinen Rauchwolken gab er im Busch den englischen Minenwerfern ein bequemes Ziel. Dazu die immer enger werdende feindliche Einkreisung. Der Feind hatte gelernt; es wollte sich zu einem Teilerfolg und zum Erbeuten von Munition keine Gelegenheit bieten.

Die Verpflegung war nahezu aufgezehrt. Die Truppe war zu schwach, um die im Lande notgedrungen zerstreut angelegten Magazine gegen Handstreich zu schützen. Eins nach dem andern war dem Feind in die Hände gefallen oder vernichtet worden. In den wenigen noch vorhandenen Beständen zeigte sich, daß Insekten die Körner hohl gefressen hatten. Wie sollte die Truppe, die sich mit über 10 000 Soldaten und Nichtkämpfern immer enger zusammendrängte, weiterhin verpflegt, wie sollte sie ärztlich versorgt werden? Noch für einen Monat reichten die Chininvorräte; das Verbandzeug war ziemlich restlos aufgebraucht! In der Gegend von Chiwata lag alles, was an Verpflegung und Material noch vorhanden war. Da lagen auch die mehr als Tausend Kranken und die Gefangenen.

Die Mahenge-Truppen hatten Weisung, sich heranzuziehen. Vielleicht bot sich bei ihrer Annäherung noch einmal Gelegenheit zu einem wuchtigen Schlage. Tag auf Tag verrann, sie kamen nicht.

Mitte November waren die feindlichen Kolonnen dicht herangekommen. Im Norden, Westen und Süden von Chiwata bestand

Gefechtsfühlung. Das 10. südafrikanische Reiterregiment hatte über Masassi weit nach Süden herumgegriffen. Das letzte Kesseltreiben sollte losgehen. In Daressalam packten die englischen Offiziere ihre Koffer, um zugegen zu sein. Mit unendlicher Mühe schleppten unsere Träger die Verpflegungslasten ab nach Osten auf Nambindinga zu, jeden Tag einige Kilometer weiter; in einer Gebirgsschlucht erklomm ein schmaler Pfad in vierstündigem Auf und Ab die Makonde-Hochebene. Langsam wichen auf Nambindinga die einzelnen Abteilungen: oben auf dem Rande des Makonde-Hochlandes die Abteilung des Generals Wahle, in der Schlucht der Hauptteil der Schutztruppe.

Der Feind drängte heftig; wir konnten ihm wenig anhaben, wir hatten ja kaum noch Patronen. Schon drei Tage dauerte das Gefecht, immer knapper wurde die Munition, nur ungern schossen die Askari die rauchstarken alten Patronen. Dichter Busch in felsigem Gelände, vielfach mußte man klettern. Scharfe Felsgrate zwangen zu zeitraubendem Einfädeln, immer im Feuer. Minenwerfer und schwere Geschütze traten beim Feinde in Tätigkeit; es gab unangenehme Spritzer in den Felsen. Einen jungen Matrosen mit fortgerissener Gesichtshälfte sehe ich noch auf den Felsen liegen und zucken. Ein überraschender Teilangriff, um Patronen zu erbeuten, war nicht möglich. Dabei knallte und knallte es ununterbrochen. Unsere letzten beiden von der Königsberg an Land gebrachten 10,5 cm-Geschütze, unsere letzte mit dem Hilfsschiff aus Deutschland gebrachte Feldhaubitze, unsere Beutegeschütze hatten den letzten Schuß verschossen und waren vernichtet worden. Nur noch ein deutsches Gebirgsgeschütz und eine portugiesische Feldkanone mit ein paar Granaten waren übrig. Es war klar, so durfte es nicht weitergehen, sonst waren wir am nächsten Tage ohne Munition und wehrlos inmitten des Feindes. Was war zu tun?

In dieser Lage durften wir nicht bleiben, wir mußten weiter marschieren. Das bedingte die Preisgabe unserer Kranken, Verwundeten und Gefangenen, es bedingte auch die Preisgabe unserer Lazarette und eines großen Teiles unserer Verpflegung und Ausrüstung. Aber auch dann war der Rest der Truppe noch nicht gebrauchsfähig. Die geringen Mengen von Patronen und Arznei, besonders Chinin, verlangten gebieterisch eine weitere Einschränkung der Menschenzahl. Es half nichts: von 800 Europäern konnten nur 300 bleiben; der Rest mußte zurückgelassen werden. Das war hart. Auch die Zahl der Askari wurde aus Rücksicht auf die wenigen Patronen eingeschränkt. Manch braver schwarzer Unteroffizier war unglücklich. „Ich will nicht zu den Engländern gebracht werden; ich bin ganz gesund und kann jeden Dienst tun", sagte einer mit einem Lungenschuß zu mir.

Es galt, unsere Kriegführung auf eine neue Grundlage zu stellen. Mit 300 deutschen und 1700 schwarzen Soldaten konnte man sich auf ein größeres Gefecht nur ausnahmsweise einlassen. Jeder Aus-

fall traf die schwache Zahl besonders empfindlich. Dafür wuchs aber die Beweglichkeit und damit die Aussicht, den unbeholfenen Feind zu schädigen und sich ihm nach Belieben wieder zu entziehen. Auch der Verlust unserer festen Lazarette und Magazine wies darauf hin, in Zukunft unsere Kriegführung in ganz anderem Maße beweglich zu gestalten als bisher. Es galt, diesen Gedanken zu erfassen und auszubauen. Ganz anders noch als bisher mußten Unternehmungslust und Entschlußfreudigkeit wachgerufen werden: Jeder mußte einsehen, daß wir von jetzt an allen Bedarf an Munition, Arznei, Material beim Feinde erbeuten mußten. Das spornte zum Handeln an. Keine rückwärtige Verbindung mehr fesselte uns; wo wir hielten, waren wir zu Hause, vorausgesetzt, daß wir Verpflegung fanden. An letzterer hatten wir noch einen Bestand von 14 Tagen; wir mußten, um diesen zu tragen, 4000 Träger mitnehmen. Damit wuchs unsere Verpflegungsstärke auf 6000 Köpfe! Konnte man es wagen, mit dieser großen Zahl loszuziehen in das unbekannte Land? Würde es möglich sein, sie zusammenzuhalten und zu verpflegen? Die Aussicht, mit 6000 hungrigen Schwarzen irgendwo in der Wüste liegen zu bleiben, war nicht verlockend! Neue schwere Zweifel.

Wohin sollte der weitere Marsch gehen? Auf Verpflegung war in deutschem Gebiet kaum noch zu rechnen, und bis zur neuen Ernte waren es noch vier Monate! Der Blick lenkte sich nach Süden, über den Rovuma, in's portugiesische Gebiet hinein. Der eine Landeskenner sagte: dort gibt es auf dem Mawia-Hochland viel, der nächste: es gibt dort gar nichts! Eine Grundlage, auf der man einen Plan aufbauen konnte, war nicht zu schaffen. In der Gegend des Lujenda-Flusses hatten unsere Patrouillen vor einem halben Jahr guten Anbau festgestellt; doch seitdem hatte sich sicherlich vier verändert.

Aber ein Entschluß mußte gefaßt werden, und zwar sofort. Das Gefecht ging weiter, die Patronen wurden immer weniger. Mit allen ihren Teilen im Gefecht, von allen Seiten hart bedrängt, mußte die Truppe ihre Neuformierung durchführen. Die Kompagnien wählten die Leute aus, die Zurückbleibenden sammelten sich im Lazarett Nambindinga. Die überflüssigen Waffen wurden vernichtet, anderes verbrannt. Mancher verlor die ruhige Überlegung. Wichtige, vom Intendanten mit größter Mühe gesammelte und geschonte Bestände nahmen die Kompagnien ohne Erlaubnis, fast der gesamte Zucker verschwand auf diese Weise. Es war schwer, die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Das Kommando verbrachte die Nacht auf halber Höhe des Makonde-Anstieges, unter uns lag das letzte Wasser im Maschinengewehrfeuer des Feindes. Tüchtige Europäer, auf die ich gerechnet hatte, waren am Ende ihrer Kraft angelangt und baten um ihre Entlassung. Am nächsten Morgen mußte ich mich von mehreren

bewährten Führern verabschieden: auch sie mußten zurückbleiben. Es war recht schwer. Aber der Abzug vollzog sich in Ordnung und Ruhe; wir marschierten glatt durch eine Lücke der feindlichen Einkreisung, nach dem See von Kitangari, wo wir noch einige Bestände liegen hatten und unsere Organisation beendeten. Dann weiter nach Süden über Newala zum Rovuma-Fluß. Der Feind hatte uns ganz aus dem Auge verloren. Eine vorgelagerte feindliche Reiterabteilung wurde schnell verjagt, eine Verpflegungskolonne erbeutet. Es gab einiges Wild. So ging es den Rovuma aufwärts.

Die Gegend war verlassen, kaum ein Eingeborener. Aber da, wo der Lujenda in den Rovuma mündet, war schon im Frieden ein portugiesisches Fort gewesen. Manche Nachrichten deuteten darauf hin, daß auch jetzt dort etwas zu holen wäre.

Nach wenigen Tagen war die Stelle erreicht, der Fluß im Morgengrauen überschritten, das Portugiesenfort gestürmt, der Feind, etwa 1000 Mann, ziemlich restlos aufgerieben. Wir hatten wieder Patronen, Gewehre, Maschinengewehre, Chinin — aus dieser Verlegenheit waren wir also heraus. Aber wir hatten nur wenig Verpflegung erbeutet. Und auch den Lujenda aufwärts fanden wir fast keine Eingeborenendörfer. Portugiesische Truppen hatten da gehaust, und die Bewohner waren geflüchtet. Es gab wenigstens Wild, viel Wild. Meilenweit streiften die Jagdpatrouillen der Kompagnien. Auch mich trieb die nagende Sorge, Verpflegung zu schaffen, immer wieder auf die Jagd. Der gepriesene Fischreichtum der Lujenda ließ uns im Stich. Aber die Truppe lernte. Verpflegungsverstecke wurden entdeckt, im Pori fand man eßbare Früchte und Kräuter, der Honigvogel führte zu den Stöcken wilder Bienen. Aber doch war es recht knapp, und es war ein Glück, daß wir auf Flußpferdherden trafen, die uns Fleisch und Schmalz lieferten. Endlich, Ende Dezember, waren wir in dicht besiedeltem Gebiet. Es gab Mais, Bananen, Süßkartoffeln, Hirse, Mangos. Auf einer portugiesischen Station hatte der Beamte Schweine und Weinflaschen zurückgelassen; leider leer.

So kam die große Regenzeit, und wir mußten festsitzen. Aber wir hatten Verpflegung, Munition und allen anderen Bedarf. Die Truppe konnte sich von den enormen Strapazen erholen. Auf einer Missionsstation gefundene englische Zeitungen berichteten über den deutschen Sieg bei Cambrai. Gottlob, wir hatten nach Monaten eine Nachricht über die Heimat: Es stand gut! Auch wir mußten durchhalten, durften nicht locker lassen, mußten feindliche Kräfte fesseln.

Manches Auf und Nieder hat die Stimmung der Truppe in diesen Monaten durchgemacht; aber der Geist blieb gut. Was zuerst unmöglich schien, war geleistet worden. So hob sich auch die Stimmung.

Hart war es, daß die Nachricht von der Waffenstreckung unserer Mahenge-Truppen eintraf. Sie hatten am Rovuma unsere Spur gekreuzt, sich dann aber wegen völligen Verpflegungsmangels ergeben. Eine Patrouille von ihnen erreichte uns und berichtete über den Zug von Mahenge bis zum Rovuma. Von einer anderen Abteilung, die mit Sonderauftrag entsandt war, blieb jede Nachricht aus. Solche Ungewißheit kann auf die Nerven gehen. Aber schließlich fand sich auch diese Abteilung wieder heran, und nun folgte der Zug unserer Truppe, auf dem sie in unausgesetztem Kleinkriege feindliche Befestigungen und Lager, Abteilungen und Magazine überfiel und fortnahm, wo sie überlegenen Feind in verlustreiche Gefechte verwickelte und dann auswich, ungreifbar, trotz der hundertfachen Überlegenheit des Feindes. Alles, was wir brauchten, mußte uns der Feind liefern, und er lieferte reichlich.

So ging es bis vor Porto Amelia und bis vor Quelimane, dann zurück nach Deutsch-Ostafrika und schließlich hinein nach Rhodesien, ein kleiner Haufen alter Soldaten, der nicht daran dachte, klein beizugeben. Bis zum Waffenstillstande glaubten wir, daß die Heimat standhalten würde.



Zur großen Armee.

Von Franz Schauwecker,
im Felde zuletzt Leutnant d. R. im Res.-Inf.-Rgt. Nr. 46.

Der größte Krieg der Welt ist über uns hinweggegangen und hat uns zu Boden geworfen, aber das deutsche Heer, das Heer über allen Heeren der Völker und Zeiten, hat er nicht zu Boden schleudern können. Das Heer ist in die Heimat zurückmarschiert, besiegt zwar, aber ungeschlagen, im innersten Herzen unbeugsame Freiwilligkeit, die wortlos große Last und unerbittliche Pflicht auf sich nahm und trug.

Hinter dem heimkehrenden Heer bleiben die Millionen der Toten in zerrissener Erde und schlafen der Nacht entgegen, die sie erweckt.

Die Nacht fällt herab auf die schlafenden Toten wie eine stumme Erweckung. Sie steigen aus ihren Gräbern. Manch einer hat nicht viel Mühe, sich hochzuringen aus der Erde, die auf ihm liegt. Kaum eine Handbreit grasigen Bodens bedeckt ihn. Andre kämpfen und mühen sich lange Zeit, bis sie auftauchen in die kühle Nachtluft und in das blasse Licht des runden Mondes. Tief, tief im Schoß der Erde, in verschütteten Unterständen ruhen sie, und haushoch lasten die Erdmassen auf ihnen. Aus kahlen Grabhügeln erheben sich jene; das verwitterte Holzkreuz stürzt um vor ihrem Emporstieg. Aus der Grundlosigkeit russischer Sümpfe steigen sie empor; gelben Staub arabischer Wüsten schütteln sie aus den vergilbten Falten mürber Uniformen; Finnlands Erde rieselt herab von ihren Schultern; Felstrümmer der Karpathen, des Balkan und der Vogesen bröckeln von ihren Leibern; aus den Fluten der Nordsee und des Kanals, des indischen Ozeans und des Mittelmeers steigen sie triefend herauf.

Von allen Richtungen der Welt kommen sie heran. Von Bergen und aus Tälern, aus Sümpfen und Flüssen, Meeren und Ebenen, die wie Meere sind. Sie sammeln sich zu langen Zügen und tiefen Kolonnen, und eine breite Spur bleibt hinter ihren wandernden Scharen zurück: Spur des Staubes und der Erde, blinkende Spuren des Schlammes und Wassers und die leuchtende Spur des Bluts. Wie eines Königsmantels Schleppe ist dieser glühende Streif ihres Weges.

Ein Schicksal und ein Gedanke vereint sie alle. Bauern und Studenten gehen Schulter an Schulter, Arbeiter und Söhne der Fürsten schreiten Seele an Seele, Kaufleute, Schneider, Rechtsanwälte und Schmiede marschieren nebeneinander zu den furchtbaren Schlachtfeldern des großen Krieges. Kein Beruf und kein Stand der Erde ist, der nicht Tausende zu ihnen gesandt hätte. Adel des Herzens, Adel der Geburt, Adel des Sinnes ist überall unter ihnen. Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten.

Sie strömen zusammen dorthin, wo die Heimat des Krieges ist, wo das Land der Entscheidung um die Schicksale der Völker jahrelang unter dem dröhnenden Ansturm ihrer Leiber erbebte. Zu Frankreichs und Belgiens Schlachtfeldern wandern ihre Scharen. Immer neue kommen heran, unendlich sind die Züge der Toten... Millionen, die Besten des Vaterlandes. Die Felder und Hügel, Täler und Wiesen verschwinden unter den ungeheuren Massen, die auf ihnen lagern.

Dort hebt einer das Haupt hinein in den fahlen Glanz des Mondes. An der Schläfe klebt schwarz das geronnene Blut des Kugeleinschlags. Neben ihm kauert einer und wiegt die zerschmetterte Brust und starrt in die blauen Augen eines andern, dem das Sprengstück die Beine zerfetzte, daß ihm in Strömen des Bluts das Leben langsam zerrann. Jener preßt eine bestaubte Hand auf die linke Seite der Brust, und unter den steifen Fingern schlummert das durchbohrte Herz. Am Hügelhang ruht einer, dem zerriß ein Splitter der Fliegerbombe den Bauch und zermalmte das Leben mit einem einzigen Tatzenhiebe des Stahls. Und einem geht der Atem schwer aus der Brust; ihm zerquetschte der Einsturz schwerer Unterstandswölbung Lungen und Leber. Zersprungene Schädel umzackt der blutige Riß der Wunde, seit der schwirrende Zünder ihnen das Haupt zerbrach. Leere Augen starren, seit das Geschoß die strahlenden Sonnen des Lichts verlöschte. Gebeugte Rücken krümmen sich, denn ihnen zerschlug die Granate die Säule des Rückgrats. Viele, unzählig viele Gefallene lagern und warten, bis ihre Scharen versammelt sind.

Verblichene Uniformen, zermürbte Röcke, durchlöcherte Stiefel, verbeulte Helme umhüllen ihre Leiber. Voll Rost und Erde sind die Gewehre in ihren schmutzüberkrusteten Händen.

Schrecklich ist ihr Anblick, daß das Herz erbebt und erstarrt vor ihnen. Aber es ist kein Beben des Grauens, kein Versteinern des Entsetzens. Zittern des Mitleids rüttelt das Herz, Starrheit der Ehrfurcht bringt es zu schweigender Ruhe. Lauter als Schrei der Klage und Anklage ist der Anblick der Toten des Krieges, der gefallenen Besten des Vaterlandes.

Alle Schlachtfelder Frankreichs und Belgiens sind erfüllt von ihnen, als sie alle versammelt sind für den großen Marsch zu den Heeren der gefallenen Soldaten aller Zeiten und Völker . . .

Kommandos schallen durch die Stille der blassen Nacht. Sie treten an: Armeen und ihre Abteilungen, Divisionen, Brigaden und Regimenter, Bataillone und Kompagnien, Batterien, Schwadronen und Matrosen der Flotten und Geschwader. Zahlreich aber über allen andern sind die Soldaten der Infanterie. Ihre breiten Schultern haben vor allen andern die Last der Schlachten ertragen. Unübersehbare Massen der Kompagnien reden davon.

Die Linien der Regimenter stehen. Offiziere vom Leutnant bis zum General stehen vor den endlosen Fronten. Lautlose Reglosigkeit beherrscht die Wucht dieser Massen, die gleich Säulen alle Ebenen erfüllen, ehern und starr, Mauern um die Grenzen des Reichs, Stolz des Volkes, schweigender Ruhm des Vaterlandes.

Scharfer Schrei des Kommandos schallt. Knappe Schläge dröhnender Schwenkung zur Gruppenkolonne schwingen herum wie Ruck und Hieb. Ein Schrei des Kommandos macht alle Bewegung straff und unbeweglich. In neuer Front stehen die Regimenter. Dann erdröhnt im lockenden Jauchzen der Pfeifen und rasselnden Wirbel der Trommeln der Marsch des Heeres. Der schmetternde Jubel der Musik stürmt voran wie ein Adler . . .

Hoch über die versinkenden Felder der Vernichtung erhebt sich der Marsch der Heere in die Lüfte. Wie Wolkenzüge ist der Heranmarsch des Heeres der Toten. Dröhnen und Brausen wogt im Schritt der Füße, Sturmwind wühlt in den erzenen Klängen der Musik. Regiment neben Regiment, Kolonne hinter Kolonne, Schwadron an Schwadron, Batterie auf Batterie. Rasseln der Geschütze grollt, Klirren der Hufe schmettert . . . Über die Städte und Dörfer, Wälder und Äcker der Heimat, über Deutschland hinweg führt der Weg. Unendliches Gewimmel füllt alle Räume über den Fluren der Heimat.

Geschrei und Lärm schlägt herauf zu den Heeren über den Wolken. Dunst des Brandes schwelt empor. Krach der Geschütze, Knall der Gewehre schwillt und sticht hoch. Flammen des Hasses lodern. Der Feind ist als Sieger im Lande und betrachtet lächelnd den Wirrwarr der Rasenden.

Weltfrieden! donnern die Geschütze. Ewiger Friede! brüllen die Minen. Völkerverbrüderung! keifen die Maschinengewehre. Liebe von Mensch zu Mensch! knallen die Gewehre. Arbeiterherrschaft! dröhnen die Handgranaten. Fort mit Vaterland und dem Reich! schreien die Revolver. Sie morden die Brüder! Über dem Vaterland steht der Wahnsinn. Gellend ist das Gelächter seines lippenlosen Mundes. Grell ist die Glut seiner lidlosen Augen.

Langsamer wird der Marsch der unsichtbaren Heere über den Wolken All die Augen spähen hinab, all die Ohren lauschen hinunter zu dem Wirrwarr der Heimat.

Entsetzen faßt sie und würgt jedes Wort. Die Wunden brechen auf und beginnen zu schmerzen, heiß und zerreißend wie in der Stunde

des Todes. Die zerschossenen Häupter, die zerfetzten Leiber bluten. Die Lippen pressen sich schmerzlich. Und dann ist Schrei und Stimmengewirr in den Lüften, lauter als Toben des Sturms und Lärm des Brudermordes. Viele Worte tönen in diesem Schrei.

„Auf Flanderns Feldern blutete uns das Haupt. Vor Arras Toren zuckte unsre Brust. Im Kreidestaub der Champagne erstarb unsers Atems heilige Lust. Tief unter dem Spiel der Wellen ruht unser Haupt in Schlick, Algen und Sand. In Rußlands Sümpfen erstickten wir. Hoch aus den Lüften stürzten wir. Der Krach der Sprengung trug uns himmelan. ... Auf unsern Stirnen strahlt das heilige Mal des Todes für das Vaterland."

Klageruf schallt in den Lüften.

„Uns reut der Tod für solch ein Vaterland. Kein Wort, kein Lied und kein gebogenes Knie, das uns'rer gedenkt!"

Und Anklageruf grollt in den Lüften.

„Heimat, du vergaßest uns. Engel sind wir, Engel deiner Zukunft!"

Rastlos weiter geht der Marsch, wie er einst rastlos zum Kampf der Front ging. Vor den Heeren wandelt einer, der im Kampf der Front bei ihnen war, strahlend, groß, mit glänzendem Antlitz. Vor ihnen wandelt einer, der hat schneeweiße Schwingen und breitet sie über allen, allen den Toten, der Schutzgeist des Vaterlandes.... Er führt sie sicher, wie er sie einst geführt im Kampf der Front ...

Das Strahlentor des Himmels flammt. Sie marschieren unter seinem Bogen, der wie ein klingender Gruß ist, und sie treten ein in lauter Licht und Glanz. ... Schimmernde Scharen drängen sich ihnen entgegen. Das Volk des Lichtes erwartet sie. Gesang, Jubel rauscht und schwillt, und sie leuchten in dem Glanz, der um sie ist wie eine Umarmung.

Am Tor des Himmels steht jener Eine, der sie geleitet und geführt hat. Er blickt hinab zur Erde, hinab zu dem Lande, das allen Schmerz alter Wunden erweckt. Und er lächelt. Weinen und Schluchzen ist in seinem Lächeln, Gram und Weh ist in dem Lächeln seines Mundes. Sein Herz zuckt und bebt. Mitweh, Mitleid zerreißt sein Herz, heiliger Grimm bebt im Schlag seines Herzens. Eine Träne des Jammers fällt aus seinen Augen. Dann breitet er die Schwingen weit, weit wie ein Versprechen des Lichts und schwebt hinab zu dem Land seiner Heimat.



Die in diesem Anzeigenanhang angegebenen Dollarpreise gelten nur für das Ausland mit hohem Geldwert. Für Deutschland und Österreich gelten folgende Grundpreise:

	geheftet	gebund.
Bernhardi, Deutschlands Heldenkampf . . .	6.—	9.—
Dehn, Friedensbedingungen	—.50	
— , Was kostet uns der Friede	—.50	
Der Weltkrieg in Postkarten die Reihe . .	—.25	
Deutschlands Ruhmestage zur See jedes Bild .	4.—	
Dickhuth-Harrach, Im Felde unbesiegt, Bd. I u. II, 2. Aufl. je	5.50	7.50
Freytagh-Loringhoven, Russische Revolution I	3.—	5.—
— — , Politik	3.—	5.—
Günther, Ritter, Tod und Teufel	3.—	5.—
Hoerschelmann, Vier Jahre in russischen Ketten	1.75	3.25
Kerchnawe, Zusammenbruch der österr.-ungar. Wehrmacht	3.—	5.—
Krauß, Ursachen unserer Niederlage	3.50	6.—
Krieger, Sipote	—.50	
v. Liebig, Politik Bethmann Hollwegs I/II. .	5.—	7.—
— , Betrug	4.—	6.—
— , Wege zur Macht	2.—	3.50
Luyken, Mackensen	2.—	
Mantey, Auf See unbesiegt Bd I u. II . je	5.50	7.50
Weyer, Taschenbuch der Kriegsflotten 1918 .		3.—
— — 1922 .		6.—
Winterhalder, Österreich.-Ungar. Kriegsmarine	—.80	

Diese Grundpreise, die den Vorkriegspreisen für Bücher entsprechen, sind mit der jeweils geltenden, in jeder Buchhandlung oder beim Verlag zu erfragenden Entwertungsziffer zu vervielfachen.

J. F. Lehmanns Verlag · München



Taschenbuch der Kriegsflotten

von Kapitänleutnant a. D. **B. Weyer**

XX. Jahrgang 1921. Preis geb. $ 2.—

Der Zusammenbruch der deutschen Flotte unterbrach die Fortführung, des seit 1901 jährlich erscheinenden Werkes. Die ständigen Nachfragen aus allen Kreisen, die Überwindung der technischen Schwierigkeiten und der Wunsch, ein Werk, dessen Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit im ganzen In- und Ausland anerkannt wurde, nicht fehlen zu lassen, veranlaßte die Herausgabe eines neuen Jahrganges, der auf den neuesten Stand gebracht wurde und über das Schicksal jeden Schiffes seit Kriegsbeginn Auskunft gibt.

Von früheren Jahrgängen sind noch lieferbar: Jahrgang VIII, X u. XII zu je Mk. 10.—, Jahrgang XIII u. XV zu je Mk. 12.—, Jahrgang XVII Mk. 16.—, Nachtrag hierzu Mk. 2.40, Jahrgang XIX Mk. 18.—

Deutschlands Ruhmestage zur See

Zwanzig Bilder aus der deutsch. Seekriegsgeschichte in Kupferlichtdruck. n. Orig.-Gemäld.

von Marinemaler **Hans Petersen,** königl. Professor.

Mit kurz. Texte v. Vize-Adm. a. D. Reinh. v. Werner. Form. 52 : 69, Bildergr. 30 : 39 cm.
Einzelne Bilder Kl. Ausg. $ 0,60, Liebh.-Ausg. $ 1,50

Was das deutsche Volk seit den Tagen der Hansa Großes zur See geleistet, kommt hier in herrlichen Bildern zur Darstellung. Das Werk ist einzig in seiner Art. In seiner Gesamtheit ist es ein vaterländisches Prachtwerk vornehmster Art, eine Zierde jedes Tisches.

Verzeichnis der Bilder:

1. 1368. Eroberung Kopenhagens durch die Hansa. — 2. 1394. Konrad von Jungingen belagert Whisby — 3. 1428. Klaus von der Lippe schlägt die dänische Flotte. — 4. 1455. Sieg Bokelmanns über 16 dänische Schiffe bei Bornholm. — 5. 1468. Paul Beneckes Sieg über die englische Flotte. — 6. 1471. Sieg der Hansa über die französische Flotte. — 7. 1528. Die Welser landen in Venezuela. — 8. 1676. Seeschlacht bei Bornholm. Eroberung des „Leopard". — 9. 1681. Kampf brandenburgischer und spanischer Schiffe bei St. Vincent. — 10. 1682. Besitzergreifung der Guineaküste durch die Schiffe „Morian" und „Kurprinz". — 11. 1681. Kapitän Karpfangers Sieg über fünf französische Schiffe. — 12. 1849 Gefecht bei Helgoland. — 13. 1856. Prinz Adalbert bei Tresforcas. — 14. 1864. Gefecht bei Jasmund. — 15. 1864. Tegetthoff bei Helgoland. — 16. 1870. „Nymphe" beim Putziger Wiek. Angriff auf das französische Blockadegeschwader (Nachtstück). — 17 1871. „Augusta" vor der Girondemündung nimmt zwei französische Schiffe und verbrennt einen französischen Regierungsdampfer. — 18. 1870. „Meteor" und „Bouvet" vor der Rhede von Havanna. — 19. 1896. Untergang der „Iltis". — 20. 1898. Deutsche Flotte in Kiautschau.

Der Weltkrieg in Postkarten

57 Reihen. Jede Reihe von 10 Karten kostet 10 cents

Die Karten sind in feinstem Kupfertiefdruck ausgeführt.

Reihe 1) Peronne, 2) Umgebung von Peronne, 3) Gefechtsbilder von Prof. A. Hoffmann, 5) Danai, St. Laurent, Mercatel, 8) Umgebung von Sankt Quentin, 9) Deutsche Geschütze, 10) Leben im Schützengraben, 11) Soldatenleben im Felde, 12) Im Schützengraben und Unterstand, 13) Luftschiffe und Flugzeuge von Prof. F. Diemer, 14) Ostpreußen, 1. Gruppe, 15) Ostpreußen, 2. Gruppe, 16) Österreichisch-italienischer Kriegsschauplatz, 1. Gruppe, 17) Österreichisch-italienischer Kriegsschauplatz, 2. Gruppe, 18) Deutsche Heerführer, 2. Gruppe, 19) Dinant und Namen (Namur), 20) Elsaß, 1. Gruppe, 21) Elsaß, 2. Gruppe, 22) Soldatentod, 23) Gesundheitspflege, 24) Krankenpflege, 1. Gruppe, 26) Brügge, 27) Deutsche Heerführer, 3. Gruppe, 28) Przemysl, 29) Ostpreußen, 3. Gruppe, 31. Ypern und Umgebung, 32) Elsaß-Lothringen, 3. Gruppe, 33) Cambrai und Bapaume, 36) Artrecht [Arras] und Umgebung, 37) Deutsche Heerführer, 4. Gruppe, 38) Deutsche Heerführer, 5. Gruppe, 39) Serbien, 1. Gruppe, 40) Galizien, 41) Österreichisch-italienischer Kriegsschauplatz, 3. Gruppe, 42) Flugwesen, 2. Gruppe, 43) Beförderungswesen, 44) Rußland, 2. Gruppe, Grodno und Umgebung, 45) Russ.-Polen, 1. Gruppe, 46) Russ.-Polen, 2. Gruppe, 47) Deutsche Seehelden, 1. Gruppe, 48) Deutsche Heerführer, 6. Gruppe, 49) Rußland, 3 Gruppe, 50) Rußland, 4. Gruppe, 51) Schlachtenbilder von Professor A. Hoffmann, 52) Russ.-Polen, 3. Gruppe, 53) Österr.-ung. Heerführer, 1. Gruppe, 54) Serbien, 2. Gruppe, 55) Österr.-ung. Heerführer, 2. Gruppe, 57) Die Frau im Kriege.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26


Princeton University Library
32101 062160005



